

FELDPOST

BIBLIOTECA
FVNDATIVNEI



BIBLIOTECA CĂNTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

79520

Cota ~~2445-B~~

Inventar 135862



Nr Inv. 11891
Secțiunea FR 7
Raftul 2445. B9 B

1942

Seldpost.

B2374/5

Juv. 11891

Seldpost.



Roman

von

Carmen Sylva und Aite Kremnitz

(Dito und Idem).

Vierte Auflage.

(Viertes Tausend.)

135862



DONATIONE



Bonn.

Verlag von Emil Strauß.

1903.

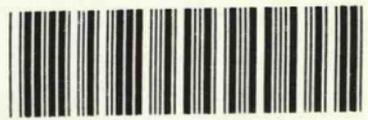
19811.007

1956

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cota 79 520
Inventar C135 862

Ac 227/01

B.C.U. Bucuresti



C135862

An Frau Dr. Hardtlan.

Sorin, bei Berlin.

Feldpostkarte.

Mainz, den 5. Aug. 1870.

Ich wollte Dir noch einmal von Deutschland
aus die Bitte an's Herz legen, Deine Gesundheit
zu schonen und Deinen Geist frisch zu erhalten,
und wollte Dir auch noch danken, Du weißt wofür.

R o l f f.

Feldpostkarte.

den 10. Aug. 1870.

Dem Versprechen gemäß schreibe ich Dir, wo ich kann. Wir sind in stetem Vormarsch, gestern Saarbrücken, Schlachtfeld gesehen; der König, Generalstab, Alles in der Stadt. Heute die Grenze überschritten und gegenwärtig in Hombourg bas. Näheres Dir auszudrücken, verbietet mir dieses öffentliche Kommunikationsmittel. Herzlichsten Gruß

R o l f f.

Herrn Dr. Hardtlan.

Sorin, den 5. Aug. 1870.

Mein lieber Kolff!

Mir ist es noch immer wie im Traume, und als müßte ich mich zuweilen befühlen, ob ich's bin: vor sechs Wochen wurde ich Deine Braut, ehvorgestern wurde ich Deine Frau, und die nächste Stunde nahm Dich fort in unbekannte Fernen, während ich mich als die Tochter Deiner lebenswürdigen Eltern wiederfinde, denen ich noch so ganz fremd bin, und die mit so herzlicher Liebe die Waise bei sich aufgenommen, auf Treu und Glauben: der einzige Sohn hat sie lieb, also wird auch wohl was Gutes dran sein! Der Kutscher Jochen sagte: „Uns gnädig Fräulein ihr Herr Gemahl!“ Darüber mußte sogar Deine Mutter

lächeln, deren Thränen nicht zu stillen waren. Ich hätte sie gern getröstet, aber was sollte ich ihr als Trost sagen? Etwas Drolliges fiel mir nicht ein, und Dein Vater lehnte so finster in der Wagenecke und sagte kein Wort. Nun mache ich Bekanntschaft mit dem Heim, von dem Du mir so viel vorgechwärmt, und versuche, es mit Deinen Augen anzusehen. Ich muß Dir aber ehrlich gestehen, daß ich bis jetzt noch Nichts sehe, als Sand und Kiesel. Der Zauber davon wird mir wohl später aufgehen. Für jetzt flüchte ich mich in mein kleines, helles Zimmer, mache die Jalousien zu und träume im kühlen, angenehmen Dämmerlicht. Ich habe nämlich eine Erfahrung gemacht, über die ich noch nicht ganz fort bin: die große Freude meiner Tante, als Deine Mutter sagte, sie wollte mich mitnehmen und bei sich behalten. Ich dachte bis dahin, sie hätte mich nicht ungern, sogar ein bißchen lieb. Dem war aber wohl nicht so. Es war ihr vielleicht unangenehm, daß ich mich vor meiner Cousine verlobte, aber daß sie darob einen Groll gegen mich bewahren würde, das hatte ich nicht erwartet. In Berlin hatte man gar keine Zeit zum Denken, hier aber desto mehr. Es ist

so merkwürdig still. Ich konnte vor Stille nicht schlafen. Deine Mutter muß ich bewundern: Vom frühen Morgen an hört man sie wirthschaften, und bis man um 7 Uhr zum Frühstück herunterkommt, hat sie schon Gott weiß was gethan. Ich werde sehr viel von ihr lernen, damit ich Dir den Haushalt führen kann, so wie Du es von ihr gewohnt bist. Noch keine Ahnung habe ich von so etwas. Bis jetzt muß ich immer lachen, wenn ich denke, daß ich eine Frau sein soll. Wenn Du nur nicht im Kriegsgetümmel plötzlich ganz vergiffest, daß Du eine Frau hast! Du bist ja auch noch gar nicht daran gewöhnt. Und eigentlich kennst Du mich so wenig. Vielleicht hast Du Dir nur eingebildet, Du habest mich lieb, und wirfst dann mit Schrecken gewahr, daß Du Dich an ein unbekanntes Wesen gekettet hast! Ich fürchte manchmal, es war nur Edelmuth von Dir, so sehr auf die Trauung zu dringen, um mir ein sicheres Heim zu schaffen. Wie kann ich mich Dir dankbar genug dafür zeigen? Ich werde suchen, Deinen Eltern zu sein, was Du von mir erwartetest, und sie zu trösten und zu erheitern. Wir arbeiten emsig an Charpie, Bandagen, Hemden, und Deine

Mutter lobt mich; sie hatte gar nicht gedacht, daß ich die Nadel zu führen verstünde. Bis jetzt habe ich allerdings mehr Puß und Tand genäht, als Männerhemden von Amerika. Das Nähen hat den großen Vortheil, den Gedanken freien Spielraum zu lassen. Dein Vater raucht und liest uns alle Zeitungen und Extrablätter vor. Wir warten voll Ungeduld auf Deine ersten Feldpostkarten, und Deine Mutter zählt immer, wann die erste hier sein kann. Ich werde Dir so viel schreiben als möglich, wenn auch meine Briefe weder unterhaltend noch wechselvoll sein werden. Das wirst Du aber verzeihen, in Anbetracht der Umstände! Dein Vater ist sehr besorgt und spricht von Geschlagenwerden. Dann halte ich mir die Ohren zu; ich kann so etwas nicht einmal denken!

Deine Gerta.

187.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 8. Aug. 1870.

Mein guter Kolff!

Gott gebe, daß diese Zeilen Dich wohl treffen. Sie sollen Dir nur unsere Liebe und Sehnsucht bringen, denn Anderes weiß ich nicht zu denken als: Gott schütze Dich! Du würdest Deine Mutter recht einfältig finden, könntest Du all die ängstlichen Gedanken fühlen, die Dich Tag und Nacht umgeben. Hütest Du Dich auch, soweit Du kannst? Verzeih, mein geliebter Sohn, daß ich Dir immer mit all den kleinen Sorgen komme in dieser großen Zeit! Ich werfe es mir selber vor, daß ich von all Dem, was Du durchlebst, weniger ergriffen bin als von der Angst um Deine theure Gesundheit. Ich bin eben keine Heldenmutter, trotz meines heldenhaften Sohnes.

Noch haben wir keine Nachricht von Dir; daß Dein Corps aber noch nicht engagirt gewesen, beruhigt uns.

Doch Du willst gewiß Nachrichten über Deine junge Frau haben, deren zarte Gesundheit zu schonen, Du mir ganz besonders an's Herz gelegt hast. Du mußt unbesorgt um sie sein; sie wird sich in unsrer Landluft bald ganz erholen; ich finde sie überhaupt nicht so zart, wie Du sie mir schildertest. Ohne mir aber ein Urtheil anmaßen zu wollen.

Dein Freund Hans ist schon zweimal in dieser Woche zu uns herausgefahren, um über Dich plaudern zu können. Er will für mich von der Stadt aus regelmäßig an Dich Tabak und Chokolade schicken; ich hoffe nur, Du leidest nicht Hunger. Siehst Du, da bin ich schon wieder bei der kleinen Materie des Lebens angelangt.

Deine Dich liebende Mama.

An Herrn Dr. Hardtlan.

Sorin, den 8. Aug. 1870.

Mein Lieber Junge!

Mama hat ihren Brief geschlossen, ehe sie mit Deiner Gerta zum Spaziergang aufbrach, obgleich ich ihr gesagt hatte, ich möchte Dir auch ein Paar Segenswünsche schicken. Das giebt mir die Veranlassung, Dir zu schreiben. Sonst, weißt Du, halte ich auf das Schreiben nicht viel, es ist mehr Frauensache: was ich denke, weißt Du ja, mein alter Sohn: Gott sei mit Dir! Aber der besagte geschlossene Brief beunruhigt mich, weil es nicht Mama's Art ist, etwas zu vergessen, um das ich gebeten, das muß also seinen Grund haben. Wie ich mich besann, fiel mir zweierlei ein: Entweder hat sie Dir gesagt, daß ich eine Teufelsangst habe, wir könnten geschlagen werden, — die Sache vom 2ten ist mir so in die Glieder gefahren, — und sie weiß, daß ich Dir Deine warme Zuversicht

nicht nehmen möchte, will es darum vor mir verbergen, daß es ihr so entchlüpft ist zu ihrem Herzensjungen, mit dem sie ja immer Confidenzen hinter Vaters Rücken hatte, — oder sie hat Dir über Dein Mädchen Flausen in den Kopf gesetzt. Und darum will ich nur gleich damit anfangen, zu sagen, daß Dein Mädchen allerliebft ist und Mama nur eine liebe, gute Philisterin, wenn sie meint, sie könnte anders sein. Was, bei allen Wettern, soll denn ein so junges Ding anders thun, als lachen und faulenzen, dazu sind sie ja in der Welt; außerdem hat sie den ersten Tag, wie sich's Mama's Ansicht nach gehört, eine ganze Stunde geweint; wenn sie nachher zu lachen fand in einem ihrer Bücher, desto besser. Für uns ist sie ein reiner Balsam, Junge, wir sind nicht von den Fröhlichen, haben zu viel in märkischem Sande geackert, zu viel in die Ebene geschaut. Jetzt zwar schauen wir nur nach Westen. Doch ich höre besser auf, Du sollst nur wissen, daß Alles in Ordnung ist zu Hause und nur vor Dir der Feind.

Dein treuer Vater

B. Hardtlan.

An Frau Geheimrätthin Wallern.

Sorin, den 10. Aug. 1870.

Liebste Tante!

Verzeih, wenn ich Dir heute erst schreibe. Du bist eben nicht mehr hinter mir, um mich an meine Briefe zu mahnen, und da ist immer der Tag fort, eh man sich's versteht. Du weißt ja, wie mir die Zeit stets so viel schneller vergeht wie allen andern Menschen. Meine Schwiegermutter wird aber nicht lange zögern, sie mir zu füllen; sie findet schon alles Mögliche für mich zu thun. Sie ist außer sich, daß ich nicht Klavier spiele! Nun denke Dir mal, meine größte Tugend, auf die ich am allerstolzesten war, wird hier nicht geschätzt! Ich muß oft hören: Wenn Du meine Tochter gewesen wärst — Sie war aber ganz erstaunt, als ich ihr eine sehr schöne Haube ver-

fertigte, die ihr viel besser stand als alle Andern. Wenn sie sich ein bißchen anzöge, so wäre sie eine sehr schöne alte Dame und gar keine Vogelscheuche, wie sie Annchen zu nennen beliebte! — Mein Schwiegervater ist sehr liebenswürdig, ganz galant mit mir und hat sehr schöne Bücher. Mit denen hatte ich mich gestern unter ein Sopha versteckt und ließ sie: Gerta! Gerta! schreien durch's ganze Haus. Ach Tantchen! Wann wird diese Leisewuth einmal gestillt sein! Das hat mich verfolgt von Klein auf, und wo ich ein Buch sehe, da bekomme ich das Fieber, bis ich es gelesen und zwei- dreimal gelesen habe! Ich weiß wohl, daß ich Keinem damit nütze, aber zwischen den Büchern und mir besteht so eine Art Magnetismus, wir müssen zu einander. Wer entdeckte mich endlich in meinem Versteck? Neo, der Hund! Plötzlich wird es dunkel, eine kalte Nase streift die Meinige, und der Schweif segt dermaßen den Boden, daß mein Schwiegervater nachsehen kam, was solche Freude veranlaßte! Und da kroch ich heraus, die Haare voll Staub und wir lachten; aber da kam die Mama, machte ein strenges Gesicht und sagte, ob ich sie denn allein die Leibbinden machen lassen

wollte, die morgen zu Dukenden abgehen sollen, da Kolff sie als so sehr nothwendig bezeichnete. Ich schämte mich furchtbar und sagte kein Wort, und nun wollte die Mama wissen, was ich lese — Wieland's Oberon! Sie sagte, das sei ganz unpassend für ein junges Mädchen, worauf ich mir die Einwendung gestattete, ich wäre jetzt eine Frau und könnte lesen, was ich wollte. Darauf kniff mich der Papa in die Backe und lachte ungeheuer und nannte mich vielerfahrene Frau. Ich wurde puterroth, weiß eigentlich nicht warum, und stellte den Oberon an seinen Platz. Morgen lese ich ihn fertig, er ist zu wunderschön! —

Ich hatte wirklich gedacht, mich dürste nun kein Mensch mehr schulregeln; dem ist aber nicht so. Jetzt kommt mir mein Phlegma zu Statten, obgleich es mir vorgetworfen wird. Die Frau Mama ist nämlich das reine Quecksilber, überall und nirgends. Bis ich nur mein Haar gekämmt und gezöpft habe, ist sie zwanzigmal treppauf, treppab. Annchen wäre die richtige Schwiegertochter für sie gewesen. Kolff hat sich geirrt. Ich habe aber einen Mann für Annchen, Kolffs Freund, Hans, der hier ganz Kind im Hause zu sein scheint

und so lustig ist, wie der Tag lang. Man muß immer über ihn lachen. Nun aber lebe recht wohl, liebe Tante, und seufze nicht zu viel über die Trennung von mir; ich habe Angst, sie macht Dir graue Haare!

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Feldpostbrief.

St. Wendel, den 8. August 1870.

Meine Gerta, noch kein Wort von Dir, und die Angst und Sehnsucht verzehrt mich! Du hast doch gewußt, daß ich nicht schreiben konnte, daß aber mein ganzes Sein bei Dir geblieben ist? Wie oft habe ich die letzten Tage wieder durchlebt, in denen ich mich an Dir erlaben konnte, Du mein geliebtes Mädchen. Dann male ich mir Deine Ankunft im Elternhause aus, stelle mir vor, daß Deine kleinen Hände jetzt alle Gegenstände meines Zimmers berühren, und fast ist mir, als wäre ich selbst daheim. Du bewohnst doch das liebe braune Zimmer, das ich unverändert in jeden Ferien

wiederfand, die ich zu Hause zubringen durfte? Mama hatte mir versprochen, es Dir anzuweisen, damit meine kleine Frau möglichst oft an mich erinnert würde.

Hier sitze ich mitten im Kriegstrubel und muß so ganz aus meiner alten Haut kriechen, daß ich kaum wagen darf, Dir mit meinem Denken zu nahen. Ich schreibe an die Eltern ausführlicher über meine Reiseroute; zu Pferd, wie ich von Dir Abschied nahm, kam ich nur bis Wittenberg, von dort eine lange und sehr heiße Eisenbahnfahrt, bei Mainz vorbei nach Wollstein, wo wir Feldlager bezogen. Von dort in 3 Tagen, wieder zu Pferd, bis hierher, wo ich ein herrliches Quartier gefunden habe. Dieses Städtchen, obgleich Tag für Tag 1000 Soldaten auf 4000 Einwohner einquartirt werden, strengt sich an, den armen Kriegern noch einmal ein gutes Eden zu bereiten, denn von hier werden sie sofort nach Saarbrücken transportirt, um auch sogleich in's Feuer zu kommen. Soldaten, die vor 3 Tagen von hier ausgerückt waren, habe ich gestern als Verwundete im hiesigen Hospital vorgefunden. Das Elend ist groß, die ganze Gegend durch die

Truppen ausgefogen, dazu Mißernte, aber die Leute freudig erregt und zu jedem Opfer bereit. Jetzt muß ich zum Appel, mein Mädchen, und sende Dir nur schleunigst noch einen Herzensgruß.

Dein Kolff.

135862

Selbpost.

2



Herrn Dr. Hardtlan.

Sorin, den 11. Aug. 1870.

Mein lieber Rolf!

Vielen Dank für Deine erste Karte, die von drei Menschen sehr oft gelesen wurde, als wenn noch eine ganze Menge drin stünde, wenn man nur bessere Augen hätte, um es herauszulesen? Jedenfalls bist Du gesund und munter. Wofür Du mir danktest, wollte die Mama gern wissen; ich wußte es aber selbst nicht. Etwa dafür, daß ich mich so rasch entschlossen, Deine Frau zu werden? Aber mein Gott! Das war doch natürlich, und Alle machten es so. Ich habe es sehr gern gethan, das weißt Du, und Deine Eltern freuten sich so, mich mitzunehmen in ihr Stillleben! Du hattest solche Angst, es würde mir langweilig? Darum sei unbesorgt. Die Mama findet so viel für mich

zu thun, daß ich kaum zum Lesen Zeit habe. Ich mache ihr nur Alles zu langsam.

Ich finde aber so viel zu sehen, das mich interessirt, daß ich darüber das Thun vergesse. Ich hatte mich gestern unter die Weide am See gelegt und sah den Fischen zu, wie sie nach den Fliegen schnappten, und dabei dachte ich, warum das wohl in der Natur so eingerichtet ist, daß Alles sich gegenseitig vertilgt? Die Menschen machen es doch wohl auch nur so, weil sie dem allgemeinen Naturgesetz folgen? Denn warum eben die Deutschen und Franzosen sich gegenseitig umbringen, das ist mir vollständig unbegreiflich. Für zwei hohe Culturvölker scheint mir das ein unerhörtes Beginnen und ganz barbarisch. Ich habe diesen Gedanken noch nie auszusprechen gewagt, weil man mich gleich für unpatriotisch verschrieen hätte. Aber Du mußt meine Gedanken kennen, damit Du weißt, was Du an mir hast! —

Einmal müßte man doch aufhören, den Franzosen das Heidelberger Schloß unter die Nase zu reiben, und die Franzosen sollten sich beruhigen, daß ihnen der Rhein nicht gehört, und die Deutschen haben Memel und alle die Schmach längst in Leipzig

ausgewaschen, und den Franzosen hat der Einmarsch in Paris auch weiter nicht geschadet. Man hat so oft die Rechnungen ausgeglichen, man könnte endlich quitt sein. Es thut mir leid, von dem allgemeinen Jubel und der Geschichte mit dem Erbfeind nicht ergriffen zu sein. Mir fehlt wohl etwas; denn Enthusiasmus ist stets ein schönes Gefühl. Aber es geht nicht. Ich sehe die Fische und die Fliegen, und so kommen mir die Menschen vor. Jeder könnte sich vergnüglich tummeln in seinem Element, aber Jeder findet, daß der Andere besser in seinem Magen wäre.

Und in was wird sich der Enthusiasmus auflösen? in verwüstete Felder, verbrannte Dörfer und unzählige schwarze Kleider! Mich schaudert, wenn ich daran denke. Viel besser gösse man keine Kugeln, als Charpie zu zupfen! — Warum ist denn die Erde so klein, daß Alles sich gegenseitig verschlingen muß, damit Platz bleibt? Der liebe Gott hätte sie doch mit derselben Mühe größer machen können, da es ihn nur ein Wort gekostet. Aber auf der größeren Erde wären auch mehr Geschöpfe. — Je mehr ich dachte, je tiefer kam ich hinein und fand mich gar nicht mehr zurück. Und je länger ich die

Augen auf das Wasser heftete, je tiefer sah ich hinunter, als theilte ich die Fluth, um ihr auf den Grund zu kommen. Aber wie kann man einer Fluth auf den Grund kommen? Sie hat ja keinen! Der Grund ist Sand und Steine, ganz neue andere Elemente. Die Fluth ist grundlos, denn sie entweicht immer. Ueberhaupt, was man den Grund nennt, ist bei allen Dingen etwas ganz Neues. Unter dem Sand ist Lehm, unter dem Ackerland Kies, unter dem Walde Torf, unter dem Berge Erz. Ist bei den Menschen der Grund ihres Charakters auch etwas ganz Neues, das man noch nicht kannte? Vielleicht. Außerdem weiß man nie, was der Grund ist; den kennt man ja gar nicht; was man kennt, sind immer nur Schichten und wieder Schichten. Vom Kern wissen wir Nichts. Vielleicht sitzt in jedem Menschen ein feuriger Kern, an den man nie gelangt, den nur ganz gewaltige Erschütterungen manchmal ahnen lassen. Bei mir ist er so tief, so tief, daß er sich wohl niemals zeigen wird. Ich hoffte schon, das Kriegsgeschrei würde meine Gleichgültigkeit durchbrechen. Sie ist noch größer geworden. Der Papa stellt Betrachtungen an über meine Pupillen. Er meint, so unerhört große Pu-

pillen deuten auf eine Traumseele, zumal da die Iris blau sei. Und um die Iris sei ein schwarzer Rand; das deute auf Gedankenschärfe; er liebt es auch sehr, wenn ich die Zöpfe um den Kopf lege, und behauptet, dann gliche ich der Kaiserin von Oesterreich in Blond. Du kannst Dir denken, daß ich geschmeichelt war! Aber die Mama schüttelt den Kopf und sagt, das Frisiren dauere so wie so schon viel zu lange.

Dein Freund Hans kommt öfter; man muß über ihn lachen; er ist komisch. Bleibe nur gesund und vergiß nicht

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

St. Avoold, den 11. Aug. 1870.

Meine kleine Gerta!

Heute brachte mir die herrliche Feldpost Deinen ersten Brief. Ich las ihn einmal durch und noch einmal, und als ich ihn zum dritten Mal anfing, stand plötzlich die kleine Gerta leibhaftig vor meinen Augen. Ob sie wohl erräth, welcher Satz ihres Briefes sie mir enthüllte? Ich glaube kaum. Aber beim ersten Lesen der zierlichen Schrift schon verwundete mich ein Wort, und dies Wort darfst Du nie wieder zu mir gebrauchen. „Dankbar zeigen“ willst Du Dich mir? Nicht wahr, das hast Du unbedacht geschrieben? Von Dank kann doch zwischen uns nicht die Rede sein, wo es sich um so tiefinnerste Dinge wie unsere Liebe, unser Leben handelt. Ja, ich habe Dir auch gedankt, aber nur

dafür, daß Du Dich noch einmal, wie ich gebeten, nach mir umgewandt, als die Biegung des Weges mir Deinen süßen Anblick gerade rauben wollte. Auch noch Eines möchte ich aus meines reinen Mädchens Sinn verschrecken: die Ueberlegungen über ihre Tante. Du kannst nicht wissen, warum sie sich freute, daß Du zu meinen Eltern gegangen bist, vielleicht aus Theilnahme für die Meinen, jedenfalls darfst Du ihr nicht niedere Motive unterlegen. Ich schriebe Dir gern mehr über diesen Punkt, aber ich bin gehezt. Seit gestern bin ich nun auch in Frankreich, in St. Auld, wo heute auch der König eingezogen ist. Ob wir länger hier bleiben, hängt davon ab, wie die Truppen vorrücken. Die massenhafte Anhäufung von Soldaten und Wagen nimmt immer mehr zu, meilenweite Colonnen ziehen sich die Straßen entlang, und viele Stunden wartet man auf den Wegen, ehe auch nur ein Schritt vorwärts gerückt wird. Das eigentliche Marschiren hat jetzt sein Ende erreicht, nun beginnt die ärztliche Thätigkeit. Verwundete habe ich schon viele gesehen, vom 48. und 40. Regiment, arme Kerls, die nur bedauerten, nicht weiter ihre Pflicht thun zu können. Die

Truppen, die man sieht, sind alle voller Sang und Klang, eine Höllebegeisterung beherrscht die Soldaten. Sage meiner Mama, daß sie in der Ruhe die Sache viel unruhiger ansieht, als wir hier. Wir kommen vor stetem Marschiren und der Abwechslung eigenthümlicher Erregung, vor dem Nachsinnen: „was wird man essen“, „wo werden wir schlafen,“ nie zu einer einheitlichen Stimmung. Ich schreibe wohl lauter Unfinn? Das kommt vom Helm. Nur meine Liebe bleibt vernünftig. Adieu, meine Gerta.

R o l f f.

Herrn Dr. Hardtlan.

Sorin, den 14. Aug. 1870.

Mein Lieber Rolf!

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, der mir große Freude und großen Schrecken brachte, die Freude, daß Du gesund bist und nicht zu sehr leidest von den Mühseligkeiten des Krieges, und den Schrecken, daß Du einen Brief von mir drei Mal gelesen! Aber das ist ja gar nicht zu sagen, wie mich das verlegen macht Dir gegenüber! Meine unbedeutende Schreiberei! Ich fürchtete schon so wie so, Dich zu langweilen, bei allem Großen, das Du erlebst, Dir von den Kleinigkeiten hier zu erzählen. Aber es ist ja Dein Heim, und insofern kann es Dich doch interessiren. Dein Vater und ich verstehen uns sehr gut; nur meine politischen Ansichten darf ich nicht äußern: da wird

er ganz wild und schreit gegen internationale Erziehung, und die Mama erst! — Da dachte ich, daß wohl patriotischer Enthusiasmus das Einzige ist, was einen trägt, wenn man seinen einzigen Sohn in den Krieg ziehen läßt, und dieses Gefühl ist um so stärker, da es Liebe und Haß zugleich in sich vereinigt. Liebe und Haß in einem Athem, das nennt man Patriotismus. Darüber mußte ich lange nachdenken. Vielleicht bin ich für beide Gefühle [noch nicht reif. „So ein Gelbshnabel von kaum 18 Jahren!“ sagte Deine Mutter. Ob sie wohl in meinem Alter auch schon solch' eine Feuerseele hatte? Mein Phlegma bringt sie außer sich. Sie würde mich oft gern schütteln, und dann werde ich noch ruhiger, weil es mich amüsirt, sie brausen zu sehen. Dann besinne ich mich, ob Du Dich als Kind wohl gefürchtet hast, oder ob Du selber so warst? Etwas ungestüm kamst Du mir noch jetzt manchmal vor, so daß ich mich wunderte, daß Du meine Ruhe der Lebhaftigkeit meiner Cousine Anna vorzogst, die eigentlich viel besser zu Dir gepaßt hätte. Ja, ich war so überrascht, daß ich zuerst meinte, ich hätte Dich falsch verstanden, und Du frügst mich, ob ich glaubte, Anna würde Dich

zum Manne nehmen. Statt dessen meintest Du mich! Bist Du wirklich immer noch ganz sicher, daß Du mich gemeint? Anna ist doch so viel netter als ich, so viel lustiger und hübscher und lebhafter! Sie hat Deiner Mutter so gut gefallen, als sie gestern ein paar Stunden hier war. Nur lachten wir viel zusammen. Das ging ihr über den Spaß. In Kriegszeit so zu lachen! Aber Annchen mußte sich todtlachen, als man „Gnädige Frau“ zu mir sagte, und als Dein Vater gleich darauf von den beiden Mädchens sprach! Da nannte mich Annchen Kaulquabbe, Amphibie, Schmetterlingspuppe und was weiß ich noch: jeden Augenblick fand sie einen drolligeren Vergleich, so daß Dein Vater immer mitlachen mußte, bis er ganz roth im Gesicht war und hustete. Dein Freund Hans war auch dabei und reizte Annchen, noch tollere Sachen zu sagen, wie er das nennt — sie biß auch immer an, obgleich ich sie kniff und ihr große Augen machte. Da rief uns die Mama und gab uns Bandagen zu schneiden und sagte: „Behandelt Euch doch anständig!“ so daß Annchen sehr erschrocken war, ich gar nicht. Wenn ich sie ansehe, dann hört die Mama gleich auf zu

schelten; es ist zu sonderbar. Sie merkt, ich fürchte mich nicht, sondern beobachte nur immer, und das beruhigt sie so.

Sogar der Papa hat schon gefunden, daß ich einen guten Einfluß habe. Als die Mama hernach sagte: „Deine Cousine Anna ist ein ungezogenes Ding!“ sagte ich: „Soll ich ihr das von Dir ausrichten, auf daß sie in sich gehe und sich bessere?“ Da sah sie mich ganz erstaunt an und sagte Nichts mehr. Sie hatte wohl erwartet, daß ich eine glühende Vertheidigung meiner Cousine beginnen würde. Ich habe aber stets gefunden, daß man damit Niemandes Meinung ändert und die Dinge sehr verschlimmert. Heute weinte sie so über Deinen Brief, und ich hatte Nichts zu weinen drin gefunden. Dann wollte sie wissen, was ich über die Tante gesagt. Das war unangenehm. Ich murmelte, sie habe sich so leicht von mir getrennt, daß ich ein wenig enttäuscht über den Wärmegrad ihrer Gefühle gewesen.

Da bekam ich zu hören, ich sei selber kalt, was mir viel zu denken gab. Ich ging wieder unter die Weide, legte mich in's Moos und dachte, ob ich wohl wirklich kalt sei, und ob das ein Glück

oder ein Unglück für Dich ist, wenn ich's bin. Was ist denn Wärme und Kälte, und wie kann man es ergründen? Und wann ist Jedes von Beiden eine Eigenschaft? Das Wasser kann nicht zu kalt, die Sonne nicht zu warm sein. Manche Früchte sind gut sonnenwarm, andere so kühl wie möglich. Und dann habe ich bei meinem ersten Blick in die Welt so viel Scheinwärme gesehen, daß ich mich immer tiefer in meinen Eispanzer gehüllt habe, nur damit man mich nicht für etwas Anderes hält, als wie ich bin. Wird Dir mein Herz genügen, so wie es ist? Früher hatte ich gar nicht daran gezweifelt. Aber durch Deiner Mutter Worte bin ich erst aufmerksam geworden und habe angefangen, über meine Person nachzudenken. Vorher war ich ganz zufrieden mit mir selbst und fand Dich ganz glücklich, daß ich Dich unter den Freiern erwählt, und nun erwacht erst der Zweifel, ob Du auch wirklich in mir finden wirst, was Du gesucht. Es wäre doch furchtbar für uns Beide, wenn Du Dich geirrt hättest! Du hast nicht gedacht, daß ich ein Grübler bin und sehr lange brauche, um über jeden Eindruck klar zu werden. Du bist gleich fertig, hast so große Geistes-

gegenwart und schenkt dem nächsten Augenblick dasselbe lebhafteste Interesse. Das kann ich gar nicht. Mich interessirt das Neue erst, wenn es schon alt ist; ich höre gern dasselbe hundert Mal wie die Kinder; aber das erste Mal läßt es mich oft kühl und theilnamlos. Dadurch bin ich auch langsam zum Zorn, aber auch langsam im Verzeihen. Annchen hat das oft gewundert, die gleich aufbraust und gleich gut ist.

Raum war mein letzter Brief fort, so kam Deiner vom 8ten. Ich danke Dir sehr, daß Du doch immer Zeit findest, mir zu schreiben. Ich sitze hier wie eine Auster, in einem Mollusken-Traumleben, während Du im Kampf stehst mit Elementen. Deine Mutter hat mir erlaubt, in Deinem Zimmer zu lesen und zu schreiben. Du hast aber gräßliche Bilderbücher! Zuerst habe ich mich davor geschaudert. Wie ich aber die Erklärungen las, fing ich an, mich für den inwendigen Menschen zu interessiren. Ich fand auch Carlyle und Mommsen, legte mich auf das große Bärenfell, das Buch auf des Thieres Kopf, mein Kinn in die Hände und las und las! Carlyle's Schärfe ist mir ungeheuer sympathisch und sein Lapidar-

styl. Jede Seite ist ein Cyclophenbau. Ich lese abwechselnd Cromwell und Friedrich den Großen, und dabei häufe ich Alles, was ich lesen will, um mich her, wie die Kinder den Kuchen, den sie nicht schnell genug essen können. Gestern hatte ich das Alles auf der Erde liegen lassen, und die Mama fand es. Rolff's kostbare Bücher auf der Erde! Fast hätte sie mir das ganze Heiligthum verboten! Ich stand und ließ mich schelten mit hängendem Kopf und sagte Nichts, bis der Sturm vorüber war, dann küßte sie mich und meinte, ich solle es nur nicht wieder thun, und kaum war sie fort, lag ich wieder auf dem Bären, bei Carlhyle. Deine Mutter findet die Hitze unmenschlich und glüht immer. Solch' eine Molluske wie ich kann viel Sonne vertragen. Ich habe noch kein Haar wärmer und finde es eben erst angenehm. Ich wünschte, es wäre immer so. Vielleicht, müßte ich mit dem Helm marschiren, würde mir's auch einmal warm. Jetzt hast Du einen langen Lesebrief, in dem gar nichts steht, wie in den meisten Briefen, die ich kenne. Sie könnten ebenfogut ungeschrieben bleiben, anzufangen mit den berühmten von der Sévigné, die ich höchst unangenehm finde.

Ich fand auch bei Dir Abailard und Héloïse,
kann mich aber für diese berühmten Briefe auch
nicht begeistern, verstehe sie überhaupt gar nicht.
Es muß noch viele Sachen geben, die ich nicht
verstehe.

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, den 11. Aug. 1870.

Meine Gerta!

Es ist rein nicht zum Aushalten ohne Dich!
Ich bin schon ganz melancholisch! Die Mama
hat es bemerkt; ich habe beim Aufstehen nicht ge-
sungen und bei Tisch keine dummen Späße gemacht.
Und da rief die Mama: „Das Kind ist ja wahr-
haftig melancholisch! Was soll daraus werden!
Sie kann doch nicht ewig mit ihrer Gerta sein!“
Sie kann gar nicht begreifen, daß wir uns so gut
verstehen! Könntest Du mich nicht ein bißchen
einladen? Den Schwiegerpapa hast Du so wie
so in der Tasche, und die Schwiegermama bringe
ich hinein; denn sie fand mich ungezogen, d. h. aller-
liebste! — Du könntest mich doch auf ein paar Tage
einladen! ich kann's gar nicht aushalten ohne Dich!

Dein dummes Annschen.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 21. Aug. 1870.

Meine Liebe Gerta!

Schon vorgestern hatte ich geschrieben, mußte das Schreiben aber wieder zerreißen, weil ich Dir das Glend während und nach der Schlacht in den richtigen Farben geschildert hatte.

Am 16. waren wir über Pont à Mousson, Pagny, Novéant gerückt, als wir Mittags den Kanonendonner hörten. Die Munitionskolonnen, welche uns voran marschirten, gingen im Trabe vor, wir folgten, immer das Gesecht, welches beständig größere Dimensionen annahm, vor Augen. Ohne weitere Befehle abzuwarten, rückten wir bis Vionville und Mars la Tour vor, zwei Dörfer, in deren Nähe sich die Schlacht am heftigsten entwickelt hatte. Kanonendonner, furchtbares Gewehr-Schnellfeuer und dazwischen das Getöse der Mi-

traillenseu, welches dem einer schnell heruntergelassenen Ankerkette gleicht, Alles zusammen ein Höllenlärm. In Vionville fing unsere traurige Thätigkeit an, jedes Haus voll Verwundeter, immer neue Schaaren wurden von dem Schlachtfelde eingebracht, so daß die Unglücklichen nicht einmal auf Stroh gelegt werden konnten! Abgelöst durch ein anderes Lazareth gingen wir rückwärts nach einem Verbandplatz, um unsere leider so unzureichende Arbeit fortzusetzen. Abends rückten wir nach Vionville vor. Commandirt als Ordonnanz ritt ich voraus und konnte die Fortschritte der Unsrigen bestätigen. Alle Regimenter aber, welche aus dem Kampfe kamen, waren durch starke Verluste fast aufgerieben. Die Bataillone, sonst über 1000 Mann zählend, waren bis auf 300 Mann geschmolzen und namentlich der Verlust an Officieren sehr groß. Du kannst Dir vorstellen, wie mir Angesichts dieses Elends bei dem Gedanken an Gerhard zu Muth wurde! Später erfuhr ich, daß die erste Armee gar nicht im Feuer gewesen war.

Nach einem furchtbaren Bivouak, mitten unter zersprengten Truppen, nach deren Erzählungen

unser Sieg wegen der starken Verluste fast einer Niederlage gleich — Mein liebes, süßes Mädchen, da bekomme ich soeben einen Brief von Dir und bin so voller Glück und Stolz über Dein langes Schreiben, daß ich mir ganz erhaben vorkomme und Dir einmal meine ganze Liebe gestehen möchte. In diesen Tagen des Schreckens war mir so wüth und niedergeschlagen zu Muth, daß ich nur die graufige Gegenwart fühlte und nicht der lieblichen Heimath gedenken konnte.

Von jenem Bivouakplatz rückten wir, nachdem ich von Deinen Biscuits genossen, — die Du mir selbst gekauft, als wir am Tage vor unserer Trennung durch die Leipzigerstraße fuhren, weißt Du es noch? —, also, rückten wir nach Gorze. Drei Tage lang hatten wir nur von Brod und Speck gelebt. — In Gorze wüthete die Schlacht noch furchtbarer und mit noch schwereren Verlusten am nächsten Tage. Die erste Armee war hauptsächlich im Feuer. Wir fanden in dem Lazareth in Gorze, das wir übernehmen sollten, und welches in der hiesigen Idiotenanstalt etablirt war, 500 Verwundete ohne die geringste ärztliche Hülfe. Das war eine entsetzliche Arbeit, nur die fieberhafte

Thätigkeit betäubte die Angst um Gerhard. Am Abend trafen Verwundete seines Regiments ein, die keine Nachricht geben konnten, nur zum Troste aussagten, daß fast alle ihre Officiere gefallen wären. Ich betrauerte meinen Freund als todt und vermochte nicht nach dem $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Schlachtfelde zu eilen, da zu viel zu thun vorlag. — Gestern erfuhr ich, Gerhard wäre in der Schlacht verwundet und läge in Gravelotte im Lazareth. Gravelotte ist $\frac{3}{4}$ Stunde von hier entfernt, ich ritt heute hin, lief alle Häuser ab, ohne den Freund zu finden. Gott gebe, daß er, wie es hieß, nach Ars und von dort weiter nach der Grenze transportirt ist. Du mußt alles dies Gerhards Eltern mittheilen, wenn sie noch keine Nachricht haben, oder es wenigstens Hans schreiben, wenn er nicht gerade bei Euch ist. Er ist sehr lieb, daß er meinen Eltern Trost bringt (auch Dir, Gerta?), ich wünschte, ich könnte es seinen Eltern an Gerhard vergelten. Unseres Bleibens wird hier nicht mehr lange sein, wir werden wohl weiter vorrücken. —

Hier mache ich einen langen Strich und fange einen neuen Bogen an, den ich Dich bitte, für

Dich zu behalten, denn ich darf doch Geheimnisse mit meiner Frau haben! Wie konntest Du nur meinen letzten Brief die Kunde machen lassen! Freilich ist mir der Kopf so wüßt und meine Zeit so knapp, daß ich Dir nicht viel sagen kann, aber ich will doch in Gedanken wenigstens allein mit Dir sein in den kurzen Augenblicken der Ruhe. Deine Briefe wirken auf mich wie eine Bach'sche Suite, so wohlthwend beruhigend, melodievoll und dabei episch. Du zauberst mir die heimathliche Ebene vor, Du kleine Philosophin. Wäre ich selber nicht so ergriffen von dem, was mich umgibt, ich könnte wohl etwas persönlichere Nuancen in Deinen schönen Briefen wünschen. Aber das soll kein Tadel sein, bei Gott nicht, Gerta, bleib vor Allem ganz so wie Du bist, dann bist Du mir das Unerreichbarste auf Erden. Leider jetzt auch räumlich unerreichbar, Kleine. Ach, ich hätte Dir noch so viel zu sagen, aber die entsetzliche, fast nutzlose Arbeit drängt; träume Du am Weiher unter der alten Weide, Kind, aber träume nicht von dem Graus, der hier Wirklichkeit ist.

Dein unsinniger Kolff.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 25. Aug. 1870.

Mein lieber Kolff!

Hier werden Siegesfeste veranstaltet, Fahnen ausgehängt und gejubelt, während Dein Brief uns die wahre Wirklichkeit entgegenbringt, die schnell die Fahnen in Flor und Trauergewänder hüllt. Habe ich nun nicht Recht, zu sagen: Wozu all' das Menschenmorden? Meine Cousine Anna ist eifrig für die Verwundeten beschäftigt, wie alle andern Frauen. Wenn man aber die Zahl der gelieferten Sachen mit der Masse der Verwundeten vergleicht, so muß man lächeln. Der Papa fand mich heute so blaß von all' dem Nähen, daß er mich hinausjickte. Und hier liege ich am Weiber, über den ein leises Süßchen streicht, und suche Gedanken, um Dir etwas Anderes zu schreiben

als Charpie und Hemden. Ich war ein paar Stunden in Berlin, während alle die Nachrichten einliefen: die Aufregung war nicht zu beschreiben. Alle Standesunterschiede verwischen sich in einem gemeinschaftlichen Gefühl. Irgend ein unerhörtes Unglück, der Verlust von drei Söhnen auf einmal, erschüttert dann die ganze Stadt, sodaß ich die Betrachtung machte, wie egoistisch die Menschen, selbst in ihrer Theilnahme, noch sind. Das Unglück schwebt über Allen wie ein Ungeheuer, und wen es anhaucht, der liegt zu Boden gestreckt und kann sich lange nicht mehr erheben. Ich war auch bei den Eltern von Deinem Freunde Hans und erzählte ihnen, was Du geschrieben. Sie konnten gar nicht sprechen vor Angst, zeigten aber wahrhaft antiken Heldenmuth. Der Vater sagte: „Wenn Gerhard gefallen ist, dann muß ich wohl Hans hinaus schicken, jetzt wird man ihn schon nehmen!“

Mir wurde es ganz kalt bei diesen Worten. Ich sah den alten Mann an und dachte darüber nach, was Vaterlandsliebe doch für ein merkwürdiges Ding ist, daß es sogar Elternliebe tödtet. Ist sie dem Menschen angeboren, da sie Stand hält in den schwierigsten Augenblicken, oder wird

sie so gewaltjam anerzogen, daß sie einem natürlichen Gefühle gleichkommt? Das ist doch keine Kauflust mehr, in einem alten Manne, der Nichts hat als seine Kinder! Zwischen den Großen sind einige unliebame Worte gefallen, die ebenso gut hätten wegbleiben können; denn die Großen sagen sich doch nur dann unangenehme Dinge, wenn sie etwas damit bezwecken, — und darauf gehen Tausende und Tausende freudig in den Tod; nein, noch schlimmer, sie halten Hunger, Schmerzen, Elend aus und sind noch stolz, Krüppel zu werden für's Vaterland.

Sage mir, was ist denn Patriotismus? So wie die Welt gebaut ist, ist er wohl so nöthig wie die Religionen, die auch den verschiedenen Himmelsstrichen angepaßt sind, sich unter einander verschlingen, ihre Gläubigen aber durch alles Unge-
mach hindurchführen. Auch über die Religionen denke ich viel nach und finde in mir einen ganz bedeutenden Hang zum Buddhismus. Ich hätte überhaupt in Indien geboren werden sollen; das behauptet meine Tante immer. Ich sage dann, daß in uns Allen ein Stück Indierthum zurück-
geblieben ist, das in einzelnen Individuen nur

stärker hervortritt. Dort hätte ich auch endlich Sonne genug, wo selbst der Schatten glüht. Weißt Du was? Wir machen unsere Hochzeitsreise nach Indien, damit Du Dich von den Strapazen des Krieges gründlich ausruhst.

Anna und Hans sind glühende Patrioten. Wenn die hier zusammenkommen, dann steigern sie sich gegenseitig dermaßen, daß Frankreich überhaupt vom Erdboden verschwindet. Ich gieße von Zeit zu Zeit Del in's Feuer, indem ich Frankreich vertheidige und ihnen sage, die Deutschen seien überhaupt Bären gewesen, bevor sie von den Franzosen gelernt. In welchem Zustand war Deutschland zur Zeit Ludwigs XIV. z. B.! — Sie sind aber blind und taub, wollen nicht einmal gelten lassen, daß die Franzosen ein Culturvolk sind, und wissen doch gar Nichts davon, da sie beide viel zu wenig Französisch lesen, um das Volk und seine Gedanken kennen zu lernen. Ich finde, man darf kein Volk beurtheilen, dessen Sprache man nicht spricht wie seine eigene; denn nur die Sprache gibt den Maßstab seiner Cultur.

Nun ist aber das Französische so formvollendet, wie aus Bronze gegossen, daß es in der Gefahr

ist, zu erstarren. Man könnte vielleicht beginnende *décadence* wittern, und darob jubelt dann das aufsteigende Volk, das sich zu nie gekannter Höhe emporzuschwingen will, vergißt aber, daß der Verfall der höchsten Blüthe auf dem Fuße folgt. Annchen ließt nicht Geschichte, und Hans thut so, als läse er sie, was viel schlimmer ist als eingestandene Unwissenheit. Darum ereifern die sich so, und ich bleibe ganz kalt und citire nur. Dann fahren sie auf mich los und schreien, ich habe kein Herz, und dann muß ich lachen bis zu Thränen, und dann schilt die Mama, wie ich lachen könne. Nächstens wird sie auch sagen, ich habe kein Herz.

Aber die Wuth von Hans, wenn ich ihm sage: „Nach den Deutschen die Slaven!“ ist köstlich zu sehen. Hans muß ich beständig das rothe Tuch meiner kühlen Denkungsart zeigen; dann wird er sofort wild, wühlt den Grund auf und rast darauf los. Die Mama und Annchen secundiren, und der Papa sieht mich an und lächelt. Meine Ruhe macht ihm Spaß, und er gibt mir immer die Bücher, aus denen ich neue Batterien auf's Schlachtfeld fahre. Wenn's zu toll wird, lenke ich ein, und dann wird für den Tag Frieden ge-

geschlossen, d. h. man geht rudern, „jondeln“, wobei Hans und Annchen die Ruder und ich das Steuer führe. Der Papa findet das sehr praktisch: Die Hitzköpfe rudern, die Mensch gewordene Vernunft steuert. Dann muß Annchen die Kühe sehen und sogar melken und ist ganz starr, daß die abscheulichen Thiere ihr keinen Tropfen hergeben wollen, worauf ich ihr dann antworte: Wissen ist Macht! Sie aber behauptet, nur weil sich Hans lachend und rauchend dazugestellt, sei die Kuh verdrießlich gewesen.

Das Lieschen hielt sich immer den Mund zu, um nicht hell auf zu lachen, und der Knecht gab ihr mit den Ellenbogen Rippenstöße. Dann mußte Annchen in die Milchammer und war sehr erstaunt, daß die Milch stehen muß, bis sie Rahm ansetzt, aus der man Butter macht. Sie dachte, der Rahm käme aus besonderen Kühen. Sie meinte auch, die mit Wasser verdünnte Milch sei sauberer als die so ungewaschen aus dem Euter käme. Hans gab ihr in Allem Recht und erklärte, man könnte eigentlich die Milch gar nicht trinken, wenn sie nicht blau wäre, und der Kreidezusatz machte sie erst recht schmackhaft. Endlich wurde sie ganz

verwirrt, was ihr sehr gut steht, wo man sie gleich in die Arme nehmen und küssen möchte. Ich glaube, Hans hat nicht wenig Lust dazu.

Die Mama hat sich vollständig in sie verliebt und hält sie mir immer als Beispiel vor. Nun ist das gerade, als wenn man der Schnecke befehlen wollte, ein Füllen zum Muster zu nehmen. Ich sagte der Mama, es würde mir nicht stehen, Anna's Art und Weise nachzuahmen; denn sonst würdest Du wohl von vornherein Anna mir vorgezogen haben. Da seufzte die arme Seele und sagte: „Hast Du denn meinen lieben Kolff auch lieb?“

Nun bin ich gar nicht daran gewöhnt, Declarationen zu machen, weil ich stets fürchtete, lästig zu sein. Annchen hat immer über meinen Mangel an Demonstrationen geklagt, bei ihrer stürmischen Zärtlichkeit. Aber ich kann nicht; es geht nicht. Ich sagte: „O ja, gewiß!“ und stand vor ihr so verlegen, als hätte ich eine Ungehörigkeit geäußert. Ich sah, sie war nicht zufrieden.

Ich möchte wohl wissen, womit ich sie überzeugen könnte, daß ich Dich lieb habe, so lieb, wie sie es meint und will. Aus meiner Natur herausgehen, das kann ich nicht, und Du verlangst es

auch nicht von mir. Von ganzem Herzen beklage ich, nicht anders sein zu können, denn ich wollte Deine Eltern so froh und zufrieden machen, wie möglich. Mit Deinem Vater gelingt es mir besser. Er lächelt über mich und politisirt mit mir und wird gar nicht aufgebracht über meine Gedanken, worüber die Mama sich dann sehr ereifert und nicht gleich merkt, daß er sie hat necken wollen. Ich denke, Alles ist gut, was sie von der ewigen Sorge um Dich zerstreut! Wenn in all' dem Graus Dir Dein Gekchen Heimath einfällt, dann sollst Du Dir es so friedlich wie möglich denken.

Deine Gerta.

An Frau Rittergutsbesitzerin Hardtlan.

Gorze, den 28. Aug., Sonntag.

Meine liebe Mama!

Gestern ein Brief von Dir vom 17.! Was hast Du Angst um mich, kleine Mutter! Granaten habe ich nur am 16ten erlebt; am 18ten saß ich im Lazareth. Die Besorgniß um mich kannst Du Dir ganz abgewöhnen: ich habe nichts zu thun, als Verbände anzulegen, zu essen und zu trinken. Mengstige Dich nur nie wieder um mich, Mama; jedenfalls hilft es nichts. Ich werde Dir schon schreiben, wenn ich krank bin. Gerade jetzt mußt Du Deinen lieben Kopf hochhalten, Du bist ja die Stütze für so Viele. Daß ich Gerhard gefunden, — er wohl aufgehoben —, und daß es ihm relativ gut geht, habe ich Hans geschrieben. Ueber uns wird in den nächsten Tagen entschieden. Das III. Corps ist zum Kronprinzen nach Chalons kommandirt, und somit werden wir ihm wohl

folgen, in 4—5 Tagen, sobald unsere Lazareth-Verhältnisse es erlauben. Hier sieht der Krieg nicht so lachend wie bei Euch aus. Unsere Gefangenen, die, 60 an Zahl, aus Metz vor 4 Tagen entlassen worden sind, haben gehungert, wurden beschimpft und mit Regenschirmen in's Gesicht geschlagen. Die französischen Gefangenen in Berlin hätschelt man und macht ihnen Ovationen! Pfui über die Damenwelt, welcher die nöthigste Zurückhaltung unbekannt.

Hier ist andauernder Regen. Truppen in Bivouaks erkrankten zahlreich an der Ruhr, sind mißmuthig, und viele Officiere wünschten sich lieber verwundet, als solche Feldlager! Dabei alle Regimenter decimirt, eine Mißere überall. Wir operiren viel, aber mit ungünstigem Erfolge. Von den Schwerverwundeten wird fast Keiner durchkommen.

Ich bin gesund und munter und bitte Dich, auch Beides zu bleiben. Grüße meinen lieben Vater herzlich und erhalte Deine Liebe

Deinem Sohne K o l f f!

An Herrn Studiosus Hans Norbert.

Gorze, den 27. Aug. 1870.

Mein lieber Hans!

Nur in aller Eile die Nachricht, daß ich Gerhard gefunden, er nicht schwer verwundet ist, nur abgemattet durch Mangel an Pflege und Hülfe, daß ich ihn natürlich zu mir genommen, wo er eben von der Anstrengung des Transports ausruht. Es ist keine Gefahr für ihn vorhanden; ich büрге Deinen lieben Eltern für sein Leben, mehr kann ich für den Augenblick nicht sagen. Gerhard hat Euch von Gravelotte aus eine Bleistiftkarte geschrieben; hoffentlich habt Ihr sie bekommen? Ich hatte Tage lang nach ihm gesucht, als ich gestern hier in Gorze, über die Straße gehend, einen Soldaten seines Regiments sehe, welcher ausgeschildert war, um für seinen Herrn irgend etwas Genieß-

bares bei uns im Hospital zu erbitten. Ich fragte natürlich zuerst nach Lieutenant Norbert und bekomme die einfache Antwort: der ist todtgeschossen. Um Näheres zu erfahren, ging ich mit dem Burschen, nachdem ich ihm aus der Küche einiges Essen für seinen Herrn hatte einpacken lassen, in das Quartier seines Hauptmanns. Und wen finde ich in demselben kleinen Zimmer liegen mit dem Hauptmann? Unsern Gerhard. Sehr fidel, voller Witz und Laune, trotz seines elenden Zustandes, und zwischen seinen lustigen Redensarten überkam ihn immer wieder die Nührung, daß ich ihn gefunden und ihm nun endlich „die verfluchte Kugel“ ausschneiden würde. Das ist heute geschehen. Der Junge sieht sehr verändert aus; der Vollbart, der ihm in den letzten 5 Wochen gewachsen, mag das Seinige thun. Gott sei Dank, daß ich ihn habe! Lange behalten werde ich ihn aber nicht, die Luft ist hier zu verpestet; ich schicke ihn so bald als möglich über Pont à Mousson zu Euch zur Pflege. Seine Verletzung ist, wie er Euch schon von Gravelotte geschrieben, an der Schulter, aber nur eine leichte, wie ich anfangs sagte. Sein Bestreben war auch,

in meine Hände zu kommen, und trotzdem haben wir uns nur durch einen glücklichen Zufall gefunden. Wie glücklich der Zufall, kann nur der beurtheilen, der das Durcheinander hier gesehen.

Du Glückspilz, der Du meine kleine Frau hin und wieder sehen darfst; ich beneide Dich, und Du beneidest mich, daß ich „mit“ bin. Es ist jedenfalls ein graufiges Erleben, das ich vor Dir voraus habe. Du könntest wohl einmal schreiben Deinem alten

K o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Berlin, den 26. Aug. 1870.

Mein guter Kolff!

In meinem und der Eltern Namen danke ich Dir für Deine Bemühungen, Nachrichten von Gerhard zu erlangen. Jetzt kann ich sie Dir geben. Er ist leicht verwundet und gut verpflegt in Gravelotte. Es waren schlimme Stunden, bis wir Kunde hatten; aber Keiner gestand es dem Andern ein. Wir thaten vor einander, als hätte Jeder eine gute Nachricht in der Tasche, die er nur verheimlichte. Als sie aber wirklich einlief, benahmen wir uns schandbar. Am tapfersten war die Mutter, von zuerst bis zuletzt, auch in der Freude. Ja, die Mutter, das ist ein Weib!

Du kannst Dir denken, alter Junge, daß Deine Briefe verschlungen und commentirt werden, so viel

Deine allergnädigste Frau Gemahlin davon herausläßt. Nun, ich kann Dir sagen, sie ist ein tolles Frauenzimmer. Wo sie das hergenommen hat, das Unnahbare, daß man Front machen möchte, wenn sie vorübergeht, das wissen die Götter. Als hätte sie Millionen zu verschenken und beherrschte ein Königreich. Ein tolles Frauenzimmer, sage ich Dir, und Du kannst Dir Glück wünschen; blos die Hand ein bißchen in's volle Leben hineingesteckt und das große Loos gezogen! Aber so warst Du ja immer, Du Sonntagskind! Wo Andere sich abstrampeln, da gehst Du ruhig hin und nimmst Dir's, Du Glückspilz! Dein Schatz wird aber auch gehütet, wie eine Märchenprinzessin! kaum daß sie Einer sehen darf, außer den vertrautesten Freunden. Zu diesen Ausgewählten bin ich stolz, zu gehören. Denn man kann ganz vernünftig mit ihr sprechen.

Du weißt, was ich im Allgemeinen von der Vernunft der Frauen halte. Außer mit meiner Mutter, spreche ich grundsätzlich mit Keiner, da sie in der Discussion stets leidenschaftlich und persönlich werden, von wegen ihres kurzen Verstandes. Aber hier steht's anders. Hier ist viel Verstand und

keine Leidenschaft. Sie discutirt wie ein Mann, so kühl und unpersönlich. Ich sage Dir, Kolff, sie ist ein tolles Frauenzimmer. Gar nicht kokett, aber nicht die Spur; denn wenn eine Frau kokettirt, thut sie's sogar vor mir; ich habe Augen für so was, das weißt Du.

Wie's mit der Frau Mama geht, das weiß ich nicht recht. Die gute Dame ist ein wenig hitzig, und da ist es immer, als sprühten ihre glühenden Tropfen auf einen Stein, zischten und verlöschten. Sehr lustig zum Ansehen, aber vielleicht nicht angenehm für die Betreffende. Da ist die kleine Cousine, mit der versteht sie sich besser; die ist so ein bißchen wie alle Mädchen, das ist bequemer. Sie macht auch Dummheiten und bittet so nett um Verzeihung und läßt sich herzen; das paßt Alles besser. Mir gefällt es, wenn die Beiden zusammen sind; wie der Löwe und das Hündchen im zoologischen Garten. Das Hündchen darf Alles thun, die besten Bissen haben, während der edle Gefangene in erhabener Ruhe sich an seinem Spiele freut. Sie hat etwas Melusinenhaftes, das sich schwer entziffern läßt, und ich prophezeihe Dir manche schöne Ueberraschung, wenn Du ihr erst

gelehrt hast, ihren Kelch aufzuthun, den sie so keusch verschließt. Soll ich den Fischschwanz suchen, damit er Dich nicht erschreckt? Ich will mich mal auf die Lauer legen!

Dein Hans.



An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 29. Aug. 1870.

Meine Gerta!

Dies ist eigentlich der erste Brief, den ich Dir schreibe, weil es meine erste Ruhestunde ist. Neben mir in demselben Zimmer, das niedrig ist und dicke Wände und vergitterte Fenster hat, wie alle in dieser Anstalt, die jetzt Hospital geworden, liegt Gerhard und schläft. Es ist auch Schlafenszeit, aber mir thut ein inniges Denken an Dich, wie Brieffschreiben es mir verschafft, wohler als Schlaf. Vor mir liegt Dein Brief vom 25., der vor einer Stunde in meine Hände kam, und den ich so oft gelesen, um auch zwischen den Zeilen etwas zu finden. Aber meine kleine Frau hat nichts Wärmeres gedacht, als was sie gesagt, und sie weiß auch nicht einmal, mit wie hungrigen

Augen ich die Zeilen durchfliege nach einer Zärtlichkeit. Hätte ich denn nicht ein Recht auf sie? Bin ich Dir jetzt nur der rauhe Krieger, in dessen Hand Du zögerst Deine weichen Fingerchen zu legen? Wenn ich Deine Handschrift nur erblicke, vergeße ich meine ganze Umgebung. Da Du so die größte Trostmöglichkeit für mich in Deinen Händen hast, warum machst Du nicht öfteren Gebrauch von ihr? Weiß Gott, Gerta, wüßte ich, daß mein Schreiben Dir solche Freude machte, ich schriebe täglich. Sind doch alle meine Gedanken bei Dir. Ich lasse mich von Dir nach Indien entführen, huldige dem Buddhismus, wenn Du es wünschest, und denke wie Du, daß die höchste Religion die des alten Frix ist, einen Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen. Ich habe gar keinen Stolz Dir gegenüber, ich will gar keine eigene Individualität sein, außer wenn Du es willst. Aber um mich „von den Strapazen des Krieges“ auszuruhen, wie Du vorschlägst, brauche ich keine Reise zu machen. Ich habe durch keine Strapazen gelitten, und selbst im ärgsten Graus geistigen Mitleidens verließ mich nicht ein Trost, der Gedanke an Dich. Du bist die Tarnkappe,

welche ich über alles Furchtbare ziehe, kleine Gerta. Wer Dich im Herzen trägt, kann vielem Schweren trohen, Du bist mir die Religion, die gegen alle Schrecken der Erde und der Hölle feht.

Gott sei Dank, daß Gerhard's Vater nicht auf die bittere Probe gestellt wurde, den Sohn hinzugeben. Ich zweifelte zwar nicht an seinem Patriotismus, beneide ihn aber darum, daß er von Dir bewundert werden konnte. Du bist gewiß wie ein Sonnenstrahl in das alte Berliner Patrizierhaus gefallen. Mir ist, als sähe ich Dich dort die breite Treppe hinaufgehen. Du weißt, daß mir jenes Stadthaus eine zweite Heimath war, daß ich meine ganze Schulzeit dort zugebracht habe? In den Sommerferien kamen die Brüder zu uns auf's Land, die meiste Zeit aber war ich bei ihnen. Das habe ich Dir wohl Alles schon erzählt? Wenn ich von Norbert's spreche, werde ich immer redselig, sagte mein Vater. Ein Jeder wird es wohl, spricht er von seiner Kindheit.

Gerhard schläft ganz ruhig, er hatte einige Tage böses Wundfieber, was ich Hans nicht geschrieben habe, als ich ihm meinen glücklichen Fund mittheilte. Lange darf er nicht hierbleiben,

Pyämie und Typhus beherrschen diesen ganzen Thalkessel in entsetzlicher Weise; sowie er sich nur aufrecht halten kann, lasse ich ihn evacuiren, über die Grenze, zu Euch. Dann wirst Du mir meinen Gerhard gesund pflegen?

Soll ich Dir jetzt gestehen, daß ich mir in den ersten Marschtagen viele böse Gedanken um Dich gemacht habe? Mir stiegen die heftigsten Vorwürfe gegen mich selbst auf. Wie hatte ich nur gewagt, Dich an mich zu ketten, ehe ich Dich verdiente? Der Sinn der Brautzeit ist doch der, daß das Mädchen sich noch einmal prüfe, ob sie dem verlobten Manne, der sich ihr nun vertraut machen darf, auch wirklich das Opfer ihrer Freiheit bringen will. Ich habe dich vielleicht übereilt; in dem Enthusiasmus der Kriegsvorbereitung warst Du gleich gewillt, Dich, ehe ich fortzog, trauen zu lassen; wird Dir das aber auch nicht leid werden? Hatte ich das Recht, ehe ich Dich ganz kannte, und ehe Du Dir meine ganze Mittelmäßigkeit klar gemacht hattest, den bindenden Schritt Dir aufzunöthigen? Denn, mein Mädchen, daß wir uns noch nicht kennen, beweist mir ein jeder Brief von Dir, ein jeder enthüllt mir neue

Tiefen Deiner Seele, und ich habe jetzt mehr noch als früher das Bewußtsein Deiner geistigen Ueberlegenheit. Dazu quälten mich damals — die letzten Wochen hatte ich keine Zeit zum Denken — Fragen mehr praktischer Natur. Du weißt, daß ich zum größten Theil noch von meinen Eltern abhängе, und wenn ich es schon mit leiser Gеne empfand als unverheiratheter Mann, wie viel peinlicher muß es Dir sein, daß Du nicht allein von meiner Arbeit lebst, daß ich Dich zu einer Art Abhängigkeit verurtheilt habe. Für den Augenblick ist zwar gesorgt, ich habe hier schon ein kleines Capital für Dich, das ich sende, sowie die Feldpost Geld annimmt, — aber später? Soll ich Militärarzt bleiben? Willst Du Dir auch unsere Zukunft einmal am Weiher austräumen, oder ist die zu klein realistisch, stört sie Dir Dein Indien?

Wenn ich nur in der Discussion mit Dir nicht den Kürzeren ziehe und schließlich mit demselben Attribut wie Hans „er thut so, als läse er Geschichte, was schlimmer ist als eingestandene Unwissenheit“, entlassen und verbannt werde. Der Sicherheit wegen will ich Dir schon jetzt ein für allemal meine ganze Unwissenheit eingestehen und

noch hinzusetzen, daß ich der sehr beschränkten Meinung bin, daß man im Patriotismus weit glücklicher als im Kosmopolitismus ist. Da höre ich schon Deine Empörung, und damit Du mich nicht ganz ohne Gnade zum Philister stempelst, wünsche ich Dir schleunigst gute Nacht und umarme Dich als

Dein Kolff.

Den 30. früh.

Wissen ist Macht! sagst Du. Aber, Gerta, wirst Du den Mann sehr verachten, der gar nicht nach Macht strebt? Wenn meine Mama Dich wieder fragt, ob Du ihren Kolff auch lieb hast, dann sage nur, ich hätte Dir verboten, es jemand Anderem als mir zu sagen. Mir könntest Du es aber getrost einmal anvertrauen. Oder fürchtest Du die Offenheit der Feldpost? Ich versichere Dich, sie ist höchst discret und so ausgezeichnet, daß ich schon ihretwegen stolz bin, ein Deutscher zu sein. Sie bringt mir Alles, was Du ihr anvertraust, freilich nie mehr, aber das „Alles“ sollte mir genug sein, wenn ich nicht gar zu unbescheiden wäre. Aber noch nie hast Du mir ein

Wort über Deine mir doch so unendlich wichtige Gesundheit geschrieben, außer der trostreichen Bemerkung, daß mein Vater Dich blaß fand. Ist das nun wohl liebevoll zu mir gehandelt? Wenn Du noch einmal blaß befunden bist, nehme ich an, daß Du es förmlich darauf angelegt, mich zu kränken.

Gerhard bedarf meiner, darum Adieu von
Deinem

R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 28. Aug. 1870.

Mein lieber Kolff!

Hier laufen Trauerkunden über Trauerkunden ein. Die kurze Hoffnung auf gute Nachricht wird rasch zerstört, so daß man kaum noch zu hoffen wagt. Deine treuen Spielkameraden, die Söhne Gures Gärtners Frieder, sind gefallen, auch der Sohn vom Kutscher der Tante; der einzige Sohn des Dieners Reindel soll schwer verwundet sein. Kannst Du ihn nicht finden? Alle tragen ihr Leid mit großer Würde und Geduld. Ich bin fast den ganzen Tag bei Frieders Frau, für deren Leben wir zuerst sehr besorgt waren; ihre starke Natur gewinnt aber doch die Oberhand. Sie flüsterte heute: „Hätte ich wenigstens eine Tochter, so wie Sie — aber Nichts mehr!“ Frieder spricht mit seinen Blumen in

seiner sanften Weise. Er hat den Schlag besser ertragen als seine Frau, obgleich er so weichmüthig scheint und sie so stark. Mit zitternden Lippen sagte er heute zu mir: „Sehen Sie, gnädig Fräulein, ich darf nicht klagen, ich habe ja hundert Kinder, hundert zarte Blumenkinder, und ich bin gewöhnt, sie welken zu sehen!“ Da brach seine Stimme. Mir kam kein Wort des Trostes auf die Lippen, nur Thränen in die Augen, die unaufhaltjam niederfielen. Jochen soll gar nicht sprechen, nur stumm vor sich hinstarren. Annchen ist ganz außer sich und findet immer einen Vorwand, in den Stall zu gehen, um nach ihm zu sehen. Hans fand sie da, dem alten Mann den Kopf streichelnd, der vor ihr auf einem Schemel saß, mit den Händen auf den Knien, sein Gesicht regungslos, wie in Stein gemeißelt. — Der arme Keindel war schon immer nervös, nun aber zittern seine Hände unablässig; er hat schon zwei Sachen zerbrochen. Die Mama öffnete den Mund, ihn zu schelten, schloß ihn aber ebenso schnell wieder, als sie in sein Gesicht sah. — Man kann schwer etwas Hübscheres lesen, als die Briefe von den beiden

jungen Frieders; der Eine schreibt zart, melancholisch, hat Todesahnungen; der muß dem Vater geglichen haben; der andere voll stürmischer Begeisterung, politisirend, für große Thaten schwärmend. Der muß mehr die Natur der Mutter gehabt haben. Selbst im tiefsten Schmerz regte sich der Mutterstolz, als sie diesen Schatz vor mich hinlegte. Manche von den Briefen möchte man drucken, so kunstlos schön sind sie geschrieben. Was sind alle berühmten Briefe gegen solche, die einem tiefen Gemüth entströmen, und bei denen der Schreiber nur an seine Mutter gedacht hat, statt an die große Welt, die sie bewundern soll!

Der Eine davon hatte auch eine Braut; die kam und weinte sehr laut, einmal; dann blieb sie fort. Sie gehörte nun nicht mehr hierher. — Deutschland ist in diesem Augenblick wie Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt. Sonderbar, daß sich des Landes Größe auf den Tod seiner Kinder baut. Das scheint mir doch eine ganz menschlich beschränkte Auffassung. Aber ich verstehe wohl davon Nichts. Denn die Franzosen schwärmen für Napoleon, durch den Trauer in jedes Haus kam. — Ich verstehe, daß man sich

über Siege freut, aber doch mit Maßen; denn, wenn es auch noch schlimmer wäre, geschlagen zu sein, so sind die Verluste doch so groß wie möglich, und jenseits des Rheins sind Menschen, gerade wie wir, weinende Mütter, die noch obendrein alle Schrecken des Krieges und viel Qual und Ungerechtigkeit von einem großen, hungrigen, feindlichen Heere erdulden müssen. Hoffentlich werden unsere Soldaten den Franzosen zeigen, daß die Deutschen keine Barbaren sind, sondern sich auch in Feindesland so benehmen, daß sie sich nicht schämen müssen, wenn der Siegesrausch verraucht ist. Freilich, in einer Armee sind allerlei Menschen, und das fortwährende Sehen so großer Schrecken muß abstumpfen und hart machen. Dazu eine andere Sprache! Wie oft würde Einer mitleidig sein, wenn er nur verstehen könnte, was sie sagen, wenn er selbst nicht so hungrig wäre! Und die Franzosen hätten auch keinen großen Haß mehr, wenn sie bedächten, daß Deutschlands Blüthe auf ihren Feldern liegt. Viel edles Blut wird ihre Saaten düngen!

Eben bekomme ich einen Zettel von Annchen, den ich Dir abschreibe: „Gerta! Gerta; es ist

furchtbar! Wie soll ich Dir's nur sagen: Frau von Harm hat fünf Söhne verloren und ist darüber wahnsinnig geworden! Zum Glück für sie, denn nun leidet sie wohl nicht mehr!"

Wer weiß, ob sie nicht leidet! Sie kann es uns nur nicht mehr mittheilen, und wir verstehen sie nicht mehr! Hätte sie doch gleich todt sein dürfen!

Ich weiß nicht, warum ich Dir noch das Herz schwer mache mit all' den schlechten Nachrichten in einem Briefe! Aber wie sehr ich es auch versuche, mir fällt nichts Heiteres ein. Sogar Hans war ganz still und blaß, als er eben hier war; er kannte die Harms von Klein auf.

Er hörte auch Nichts mehr von seinem Bruder Gerhard und ist voll Besorgniß, zumal wegen seiner Mutter. Er ist in voller Thätigkeit für die Lazareth. Ich möchte so gern pflegen! Man findet mich aber zu jung! Was schadet das denn? Gerade hat man doch mehr Kräfte, wenn man jung ist. Die Mama will aber einige Zimmer herichten für Verwundete, die nicht in der Stadt bleiben und sich in der schönen Luft hier erholen sollen. Man wird von dem Bedürfniß gequält,

in solcher Zeit auch sein Scherflein beizutragen und nicht unthätig bei Seite zu stehen.

Es ist doch auch wieder erfreulich, wie solche Zeiten die schönsten Großthaten der Nächstenliebe hervorrufen! Jeder wird barmherziger Samariter, und die sich eben noch die tödtlichen Kugeln in's Herz sandten, stehen sich brüderlich bei. Man begreift es gar nicht, daß alle diese edlen Gefühle so schlummern können. Warum werden sie vorher so ängstlich verhüllt? denn sie sind da, sonst würden sie nie erscheinen. Je mehr ich von den Menschen sehe, je mehr muß ich mich wundern. Neulich habe ich einen halben Tag einer Ameisen-
schlacht zugehört, die mich so interessirte, daß ich die Mahlzeiten darüber vergessen hatte. Frieder wurde nach mir ausgeschiedt, weil der bereits meine Lieblingsplätzchen kennt. Er fand mich auch richtig, wurde aber augenblicklich von dem Schauspiel so gefesselt, daß er vergaß, wofür er gekommen. Wir nahmen Partei für die Kämpfenden, wir unterschieden die Helden und erkannten sie immer wieder, wir beklagten die Verwundeten und konnten doch nicht helfen.

Je länger man hinsah, je großartiger wurde

das Schauspiel dieser Billiputenschlacht. Sie war grausam, mörderisch. Uns graute es förmlich. Und als zum Appell geblasen wurde, sah es traurig aus. Während dem lagen Frieders Söhne vielleicht schon todt auf weitem Felde, und er wußte es nicht. Man brauchte doch nur auf einen hohen Berg zu steigen, dann würde eine Menschenschlacht nicht anders aussehen, als die der Ameisen. Der Papa mußte hernach die Stelle sehen, die einem Schlachtfeld ganz ähnlich sah, wo sich die Verstümmelten elend zwischen den Todten herumschleppten. Die Mama hat mich aber tüchtig gescholten und hat gesagt, was für eine Art Hausfrau ich denn abzugeben gedächte, wenn ich meinem Manne davonliefe und er nach einer halben Stunde Warten und einem ganz schlechten Essen noch immer nicht wisse, wo seine Frau geblieben. Je mehr sie sprach, je heftiger wurde sie, und bei jeder Entschuldigung, die ich stammelte, machte ich die Sache nur schlimmer. „Trügest Du nicht schon den Trauring, ich würde Dich mit einem Tage Arrest strafen, auf daß Du lernst, Deine Gedanken zu sammeln!“ sagte sie. Ich war ganz zerknirscht; denn sie hatte natürlich ungeheuer recht. Ich küßte

ihr ganz demüthig die Hand und dankte ihr, daß sie meine Erziehung vollenden wolle: „Und den Arrest nehme ich für empfangen an und werde die Section nicht vergessen!“ sagte ich, worauf sie gleich wieder lieb war. Bist Du auch so, daß Du nicht nachher brummst, sondern gleich wieder gut bist? Das wäre ein großes Glück für mich! Ich bewundere das so sehr, weil ich so schwer verzeihe. Ich habe Deine Mutter sehr lieb, bin nur sehr betrübt, sie so oft zu erzürnen durch mein träumerisches Wesen. Und was sie sagte, war Alles wahr. Sie sagte: „Für eine Frau gibt es weder Ameisenschlachten, noch schöne Bücher, wenn ihr Mann essen soll, der den ganzen Tag arbeitet und bei Kräften bleiben muß!“ Wenn sie nicht so ungeheuer recht gehabt hätte, so wäre ich wohl etwas rebellisch geworden gegen ihre Strenge; so war ich ganz überzeugt. Wenn es nur helfen wollte! — Man sollte alle Bräute zuerst in die Hände der Schwiegermutter geben! Früher wurden die Prinzessinnen erst für ihren Gemahl erzogen. Ob das wohl bessere Ehen gab?

Deine Gerta.

An Herrn Reindel, Diener
beim Rittergutsbesitzer
Hardtlan, Sorin.

Gorze, den 30. Aug. 1870.

Lieber Vater!

Vor Allem hoffe ich, daß Du Dich in bester
Gesundheit befindest, und daß Dir der Dienst
nicht schwer fällt, und daß Du Dich nicht zu viel
geängstigt hast über mich. Denn mir geht es ja
recht wohl. Ich habe bloß vier Wunden, zwei im
Bein, eine an den Rippen und eine am linken
Arm. Und seit das Fieber besser ist, kann ich
mit der rechten Hand schreiben. Ich bin bei
unserm jungen Herrn im Lazareth und der pflegt
mich wie als wenn's Wohl des Vaterlandes von
meiner Genesung abhängig wäre. Und beim Ver-
binden habe ich zu ihm gesagt: „Ich will's auch
Vatern schreiben, wie gut Sie zu mir sind, daß
er's der gnädigen Frau Mama erzählt!“ Da hat

er bloß so ein bißchen gelacht, hat fortgesehen, wie er das so an sich hat von Klein auf, Du weißt, wie er so weit fortsehen kann mit den großen Augen, aber nur einen Augenblick. „Und grüß den Vater schön von mir und er soll gut für meine junge Frau sorgen,“ sagte er leise, so daß die Andern es nicht hören, gerade wie er mir die Brust verbindet und fort ist er, weiter, ohne Ruh bei Tag und Nacht. Nie kannst Du ihm genug danken, Vater; denn er hat mir's Leben gerettet, unser Kolff, unser braver Doctor. Und das viele Studiren hat gar keine Schneid aus ihm genommen, wie Du immer gemeint hast, und er thut ebensoviel und mehr wie die Herren Officiere, die nach der Schlacht trinken und spielen.

Wie ich die Wunden gekriegt habe, das ging so zu:

„Jungens!“ sagte der Hauptmann, „da vorn ist ein kleines Dorf, hat nur eine Gasse, aber eine Höllengasse, und wer da durch kommt, der ist ein Held! Vorwärts, Jungens!“

„Friedrich Wilhelm Reindel,“ sag' ich mir, „hebt nimm Dich zusammen! Besser crepiren, als kein Held sein!“ Und vorwärts ging's. Wir

schossen, so lang wir Kugeln hatten! aber das hagelte aus allen Fenstern und blitzte und krachte, und in der Straße empfängt uns ein Geknattere. „Vorwärts!“ schreit der Hauptmann und fällt. Wir legen's Bajonett ein und stürmen mitten hinein. Taub und blind war man vor Stechen und Hauen: denn wem's Bajonett brach, der drehte das Gewehr um und schlug mit dem Kolben um sich, wie rasend. „Vorwärts!“ schreit der Lieutenant, der schöne Werner, — hat ja oft bei uns gegessen, — und fällt. Ich dreh mich nach ihm um. „Grüß meine Braut!“ ruft er mir zu und da sah ich ihn nicht mehr; denn es stürzte Einer über den Andern. Vor uns ein Feuermeer, hinter uns ein Berg von Leichen. „Vorwärts!“ schreit der Secondelieutenant Krug. Der ist auch ein einziger Sohn gewesen. Ich fühlte wohl etwas Warmes rieseln unter der Uniform an der linken Seite. „Friedrich Wilhelm Reindel!“ sag' ich mir, „in's Herz ging's nicht, sonst lägst Du schon, warum sollst Du nicht vorwärts gehen? Rückwärts kannst Du so wie so nicht mehr!“ Indem seh ich den jungen Krug nicht mehr, statt dessen aber den Unteroffizier Barisch, ein Kerl sag' ich Dir, der

sich vor keinem Teufel nicht fürchtet. „Wir sind durch!“ schreit er und schwenkt die Mütze, und „Hurrah!“ schreit er, und wer noch mit ihm ist, schreit Hurrah und rennt und sticht, und es war wohl gelogen; denn wir waren noch nicht durch, aber es war wie ein guter Tropfen, der's Herz warm macht. Und da öffnet sich's, und da ist das freie Feld! Mir that der Arm merkwürdig weh, aber ich schrie doch Hurrah und noch sechs mit mir. „Schaut Kinder,“ ruft Barsch, „dort die Mühle mit dem Park dahinter, da muß es gut sein.“ Und wir laufen. Aber o weh! Da kriegen wir den schlimmsten Gruß von Allen, und eh wir uns versehen, stürmt's heraus, und zugleich steht die Mühle in Flammen, von einer Bombe in Brand geschossen. Es war schon schlummerig, aber da wurde es taghell, wie die Feuergarben in die Luft flogen; da kriegte ich die Kugeln in die Beine und rollte halb in den Mühlenkanal hinein. Da wurde ich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, war kein Mensch weit und breit, keine Mühle mehr zu sehen, nur der Mond stand groß am Himmel, spiegelte sich im Mühlenkanal, und die Bäume im Park rauschten und machten lange

Schatten. Endlich höre ich etwas klingen, ganz weit, weit fort, und wie ich besser horche, ist's der Düppelmarsch. „Na, Gott sei Dank,“ denk' ich, „das sind doch keine Franzosen, die den Düppelmarsch spielen! Aber durstig bin ich!“

Unter mir fließt das Wasser, aber dran kommen kann ich nicht; denn ich kann mich nicht halten, und bei der geringsten Bewegung kugle ich da hinunter und muß elend verfaulen. Ich fühle mit der rechten Hand nach der Feldflasche: noch ein Tropfen; „Nur man vorsichtig!“ denk' ich, „sonst wird's alle!“ und befeuchte nur die Lippen und die Zunge. Das war eine lange Nacht. Aus dem Dorf hörte man ein endloses Gejammere. „Wenn's Tag wird,“ denk' ich, „dann finden sie dich; verblutet hast du dich nicht, sonst wärest du schon todt. Also, Friedrich Wilhelm Reindel! man Geduld!“ —

Wie aber die Sonne kommt und die Hitze, fangen die Wunden an zu brennen. Gern hätte ich sie gefühlt, aber an's Wasser konnt' ich nicht; und das war roth von Blut und voll schwarzes Zeug.

Die Hitze war groß, und die Feldflasche wurde schnell leer, wenn ich auch keinen einzigen Schluck

that. Den ganzen Tag kam Niemand nach meiner Seite, sie hatten wohl im Dorf genug zu thun. Hunger hatte ich auch, immer größeren Hunger und kein manger!

Schatten war auch Keiner. Den sah ich von Weitem, in dem Park, von dem die halben Bäume roth und verkohlt dastanden vom Mühlenbrand. Noch eine lange Nacht, und noch einen Tag, den ich Dir gar nicht beschreiben will. Hunger, Durst und immer noch kein manger, keine Hülfe, nicht rufen können, weil die Stimme versagte — ich wünsch's meinem Feind nicht, nicht einmal dem, der mich angeschossen hat. Mir fiel's ein, wie unser Herr Hauptmann selig gerufen hat: „Wer durch die Höllengasse durchkommt, der ist ein Held!“ „Also“, sag' ich mir, „Friedrich Wilhelm Reindel, jetzt bist du ein Held, aber ein gar elender.“

Ob's allen Helden so zu Muth ist, wie einem elend crepirenden Vieh? Auf einmal, gegen Abend, hör' ich Pferdeschritte in meiner Richtung. Mir schlug das Herz zum Berspringen, ob es nah käme, nah genug, daß meine schwache Stimme gehört würde. Es kam heran. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und rief: „Hülfe!“ und dann

horchte ich. Das Pferd hielt an. Noch einmal, leiser: „Hül—“ die andre Silbe blieb mir im Halse stecken, denn die Lippen waren verdorrt.

Da höre ich den Reiter herunterspringen, jetzt kniet er neben mir, und: „Frike! bei Gott! Du bist's! Frik Reindel!“ ruft er und ich flüsterte: „Kolff! Herr Doctor!“ und dann vergehen mir die Sinne, hab' sie auch ziemlich lange nicht wiedergekriegt. Als ich aufwachte, lag ich in einem sauberen Bett, gewaschen und verbunden, hatte wohl große Schmerzen, aber sonst war mir's ganz wohl, und da kommt unser Kolff heran und sagt: „Na, Guten Morgen, Frike! das war aber ein langer Schlaf! Und wie geht's denn!“ und so und so, und noch so Manches und lobt mich auch und sagt, es wird Vatern freuen, und ich sag': „O bitte, es war nur Schuldigkeit!“ — Wie für seine Kinder sorgt er für uns. Es war ja immer in ihm, aber in so 'ner Zeit, da kommt's heraus, was im Menschen ist.

Nun aber Adieu, lieber Vater, bleib mir nur wohl und munter. Und grüß mir Mutttern, und wenn Du meinst, es greift sie an, so gib ihr den Brief nicht, sondern erzähl's ihr bloß. Und Frieders

grüß mir schön, und es wär mir leid, sehr leid, daß ihre Buben nicht neben mir liegen, sondern wo anders. Und das Cathrinchen grüß auch vielmal und ob's mich wohl noch haben wollt, wenn ich ein Krüppel bleibe. Es wird doch wohl? Wenn's aber Nein sagt, so schreib mir's lieber nicht. Das hör ich noch bald genug.

Dein treuer Sohn

Friedrich Wilhelm Reindel.

P. S. Und ein Kreuz kriege ich auch, der Herr Doctor hat's gesagt.

Sag's der Frau Mama ja nicht, aber unser junger Herr setzt sich furchtbar aus, holt die Verwundeten aus dem Feuer und trägt sie selber fort, wenn Keiner da ist, oder alle Hände beschäftigt. Er kann nicht leiden, wenn man davon spricht, aber Dir sag ich's, damit Du's einmal dem Herrn Papa erzählst, wenn Alles vorbei ist und sich Niemand mehr ängstigen kann. Und wenn Du

mir ein bißchen Tabak schicken könntest, das wäre mir lieb.

Meine alte Hose kannst Du dem Schorsch geben, dafür daß er Dir die Stiefel pußt. Geld hab ich genug für's Lazareth, wenn ich nur Tabak hätte.

Dein Friß.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 3. Sept. 1870.

Meine kleine Gerta!

Es ist ein Elend, daß die Briefe so entsetzlich langsam gehen; ganze Körbe voll Situationen passieren bis zur Antwort an Einem vorüber und man muß, rückwärts denkend, erst wieder die richtige Gefühlslage heranschaffen. Ein Großes bleibt ja beständig und unwandelbar bei mir, das bist Du, und besonders voll Licht und Leben, wenn ich Deine Briefe gelesen habe. Heute könnten wir wirklich selig sein, Gerhard ist bald bei Euch und Napoleon mit 80,000 Mann gefangen, ich also bald wieder bei Dir. Gerta, welche Seligkeit! Heute 2 Uhr hatte ich nach Joux zu reiten und fand alle bivouacirenden Truppen in einem Freudentaumel, der durch Wein unterhalten wurde. Ueberall Hurrah und Hoch, auch bei den marschirenden Regimentern.

Alle waren wieder aufgelebt, wirkliche Kriegsfreude und Lust sind mit einem Schlage geschaffen. Der Weg nach Joux, den ich immer zu Pferde in einer Stunde zurücklege, führt über einen ziemlich hohen Berg, von welchem das Moselthal von Novéant, Corny, Joux bis Metz, wie in einer Goldmuschel gelegen, zu überblicken ist. Die Landschaft war heute leider nur mit Donner und Blitzbegleitung zu genießen und mit „bis auf die Haut naß werden“ verbunden. Im Lazareth, wo ich jetzt bin, fand ich Deinen Brief mit den vielen Trauerkunden. Nenne mich fühllos, abgehärtet, mich ergreift jetzt nichts mehr so wie früher, ich wundere mich eigentlich immer nur, daß überhaupt welche übrig bleiben. Wohl denen, die gleich todt sind, Gerta, der Tod in der Begeisterung der siegreichen Schlacht ist schöner, als Vieler Leben; entsetzlich ist das langsame, qualvolle Hinsterben, das ich täglich, stündlich vor Augen habe. Wie viele junge, blühende Männer, die ich dem sichern Tod geweiht weiß, sprechen mir von ihren Bräuten, ihren jungen Frauen, und ich höre es mit an, als ob ich nicht wüßte, daß sie sie nie wiedersehen, und denke an Dich. Von Dir spreche ich nie, es wußte Keiner meiner Collegen, daß

ich verheirathet bin, bis Gerhard es einmal vor ihnen erwähnte. (Für Gerhard wäre es mir lieb, er würde gleich zu uns transportirt, vorher muß er aber wahrscheinlich noch einmal geschnitten werden. Ihr habt ja bessere Aerzte, als wir hier sind, in Berlin.) Nach dieser Parantese fahre ich in meinen Gedanken an Dich fort. Ob es für Dich schwer wäre, kehrte ich auch nicht heim? Ich fürchte nicht; in Deiner Seele würde kein leerer Raum entstehen, den man wie einen physischen Schmerz empfindet, und wenn ich Dich auch vor Leid bewahren möchte, möchte ich doch nicht von Dir scheiden, ehe Du mich betrauern würdest. Das sind sehr müßige und egoistische Gedanken, aber die Liebe ist selbstüchtig, besonders wenn sie so kühl abgespeist wird von daheim. In Deinem Briefe mit dem warmen Mitgefühl für meine Jugendfreunde steht für mich nur die sehr schmeichelhafte Frage, ob ich nicht „nachher brumme, sondern gleich wieder gut bin“. Was denkst Du denn eigentlich von mir? Wenn Du eine so schlechte Meinung, daß ich überhaupt „brumme“, von mir hast, wie konntest Du Dich da entschließen, mir Deine Hand zu reichen? Weißt Du, daß mich das ernstlich

kränkt? Ich weiß doch, was ich einer jeden Frau, besonders aber der meinigen, schuldig bin! Du mußt meiner lieben Mama verzeihen, wenn sie noch so primitive Ansichten hat von dem, was eine Hausfrau ihrem Manne leisten soll. Sie ist selbst als Tochter eines Gutsbesizers auf dem Lande aufgewachsen und hat sich auch nachher als Frau viel mit den materiellen Fragen herumplacken müssen. Auf dem Lande spielt Essen und Trinken eine größere Rolle. Ich aber, Gerta, bin ein Städter, meine Frau wird die Herrin ihres Hauses sein, und ich nur ihr erster Diener. Was nun das Essen anbelangt, so scheint es mir immer lächerlich, daß die Hausfrauen sich dafür verantwortlich fühlen, das ist doch Sache der Köchinnen! Also, der Sicherheit wegen wiederhole ich es noch, ich „brumme“ überhaupt nicht, kann daher auch nicht „gleich wieder gut“ sein. Uebrigens ist mir das Wort „gut“ kein angenehmes, wenn es auf mich angewendet wird. Es hieß immer, ich wäre ein „guter Junge“ von Kindheit an, und mir klang das immer wie eine Beschönigung von Dummheit. Widerseze Dich also, wenn man Dir einreden will, Du hättest einen „guten“ Mann; meine nachsichtige

Mutter scheint mich Dir in dem Lichte darzustellen, nach ihrem heutigen Briefe. Es traf nämlich zugleich mit dem Deinen ein rührend liebes Schreiben meiner Herzensmama ein, und ich Undankbarer las es erst, nachdem ich Deinen Brief unzählige Male wieder von Neuem begonnen und las es flüchtig, kopflos, eilte mich, um nur wieder Deine Schrift zu sehen. Früher war das anders, wo ich meinem Mütterchen nicht häufig, nicht lieb genug schreiben konnte, und jetzt habe ich kein Bedürfniß danach. Gesteh' ich es offen, so denke ich selten an die Eltern, so schlecht auch dieses Selbstbekenntniß für mich ausgelegt werden kann. Ich komme nicht über Dich fort, und ich erkenne von Tag zu Tag mehr die Gewalt, welche im Stande ist, die alten, angeborenen, natürlichen Bande in so unkindlicher Weise zu lockern.

Doch Du mußt denken, ich hätte Zeit in Hülle und Fülle, um Dir solche langathmigen Schreiben auszustellen, dem ist aber nicht so, eilig in abgestohlenen Augenblicken werfe ich dies unnütze Zeug auf's Papier. Wenn Du mir doch einmal einen ganzen Brief nur voll von Dir schreiben wolltest.

R o l f f.

Herrn Dr. Hardlan.

Sorin, den 3. Sept. 1870.

Mein lieber Kolff!

Deinen Brief mußte ich zum Weiher tragen, schon deshalb, weil das ganze Haus drunter und drüber und kein Winkelchen vor Schelte und Staubbesen sicher ist. Der Siegesjubel, noch mehr die Hoffnung, der Krieg sei zu Ende, hat zuerst Alles auf den Kopf gestellt. Zugleich kam aber Hans Norbert, von seiner Mutter geschickt, und bat, ob sein Bruder bei uns bleiben dürfte. Er sei sehr elend und schwach, könne den Arm noch lange nicht gebrauchen und solle durchaus Landluft haben. Natürlich bekommt er das beste Zimmer. Raum wird das mit der Gründlichkeit Deiner Mutter gelüftet, Alles darin zu schlecht befunden, kein Kissen weich genug, kein Sessel

breit genug, keine Toilette groß genug — da kommt mitten hinein die Anfrage, ob drei verwundete französische Officiere bei uns unterkommen können; Du kannst Dir die Mama denken! Sie hätte lieber dreimal so viel Deutsche gehabt, aber Franzosen, verwundet und gefangen, vor denen man also jeden Ausdruck der Freude unterdrücken muß, um ihnen nicht wehe zu thun, mit denen nur ich sprechen kann, da Deine Eltern Beide nur wenig das Französische geübt haben — kurz, es war schlimm! Ich meinte aber, Norbert könne sich viel mit ihnen unterhalten, Schach und Domino spielen und rauchen, und so werde es ganz gut gehen. In diesen Tagen habe ich keine einzige Dummheit gemacht, habe kein Buch angesehen, sondern bin gelaufen, bis der Papa mich an der Hand festhielt, auf die Armlehne seines Sessels niederzog und mir befahl, eine halbe Stunde ruhig zu bleiben, im Namen meines Herrn und Gebieters. Wir sprechen die ganze Zeit von Dir. Der Papa scheint gar nicht daran zu zweifeln, daß ich Dich lieb habe. Er vertraut mir ganz und gar.

Wie kannst Du es nur beklagen, daß wir getraut sind! Habe ich es nicht gern gethan? Und

ist es nicht ebenso schön, sich verheirathet kennen zu lernen, als verlobt? Wann kennt man sich denn überhaupt ganz? Wenn es Dir Freude macht, will ich Dir gern viel öfter schreiben; ich fürchte nur immer, langweilig zu werden. Du erlebst so viel und ich so wenig, daß die Ankunft von Robert und den Franzosen zu einem großen Ereigniß anwächst. Vielleicht ist es aber auch Eines. Man kann ja gar nicht wissen, was so viele neue Elemente für Zusammensetzungen bilden werden. Meine kleine Anna muß her und helfen, obgleich die Mama meint, nun müsse sie auf zwei unnütze Mädchen aufpassen, worauf ich mir von Neuem die Bemerkung erlaubte, ich wäre eine Frau und könnte sie selber unter meine Flügel nehmen! — „Ja, ja, ja,“ sagte die Mama, „das wäre den Bock zum Gärtner gesetzt!“ Ich war natürlich tief gekränkt und ging mit steifem Nacken herum wie die Pfautauben, was aber Niemand Zeit hatte, zu bemerken. Der Papa nimmt immer meine Partei, was aber nicht in allen Fällen einen raschen Frieden herbeiführt, sondern im Gegentheil die Situation schwieriger macht. Du mußt Dir aber gar keine Gedanken darüber machen, daß wir noch eine Zeit bei den

Eltern leben. Ich finde mich sehr gut in ihre Art, habe noch Alles zu lernen und meine, sie hätten ein Anrecht darauf, in ihren alten Tagen ihre Kinder um sich zu haben, nachdem sie früher nur stets alle Opfer gebracht. O nein, darüber sei ganz unbesorgt. Die andere Frage, ob Du Militärarzt bleiben sollst, scheint mir viel wichtiger. Ich meine nein, eben weil Du dann leicht versetzt werden kannst, und die Eltern sich vielleicht wieder auf Jahre von Dir trennen müssen. Aber ich muß erst nachdenken. Ich habe noch einen wunderbaren Platz zum Nachdenken entdeckt: Im alten Birnbaum mit dem schrägen Stamm, auf den man so leicht hinaufgehen kann. Der steht auch sehr warm und geschützt und sonnig. Neo kam das erste Mal in ungeheure Aufregung, als er mich dort entdeckte, versuchte es mehrmals zu mir emporzuklimmen, mußte es aber aufgeben und bellte und wedelte und bat mich in jeder Weise, herunter zu steigen. Ich war ärgerlich über ihn, weil er die Aufmerksamkeit und einen Verweis auf mich zog, in seiner Einfalt. Jetzt nehme ich immer Brod mit und füttere ihn von Oben, so daß er sich besonders auf den Birnbaum freut. So müßte man es

immer machen, wenn Einem Rachegeanken kommen. Man sollte die Menschen, die einen geärgert, für unvernünftige Thiere ansehen, ihnen eine Freude machen, damit sie einen in Ruhe lassen und nur Keinem etwas davon sagen, sonst mehren sich nur die Unannehmlichkeiten. Ich könnte viel thun des lieben Friedens willer. Darum bin ich auch gar nicht ehrgeizig, weder für mich, noch für die, die ich liebe. Ehrgeiz gebiert Kampf, Neid und Haß, und ich möchte bei Leibe nicht kämpfen. Ich sagte Dir ja schon, daß ich eine Molluske bin. Leben und leben lassen, Keinen will ich zu seinem Glück zwingen, aber mich soll man auch in Ruhe lassen. Darum verlange nicht von mir, etwas zu entscheiden. Ich bin so froh, wenn man für mich denkt und entscheidet. Was soll ich mit Deinem Gelde machen? Soll ich's dem Papa geben, zum Aufheben? Denn ich brauche hier keins, gedenke mich für diese Fremden kein Haar mehr zu puken, als für Deine Eltern, und für Norbert noch weniger, da er Kind des Hauses ist. Ich mußte zum ersten Mal eine Schublade zuschließen und den Schlüssel bei mir tragen, was ich noch nie gethan, denn ich hatte noch nie Geld und noch nie Geheimnisse, noch

keine Sorge und nur eine Leidenschaft: die Bücher!

Du beschämst mich tief, indem Du von Deiner Unwissenheit sprichst! Da steh ich mit großen Augen vor den Büchern, die von Dir gelesen, zerlesen und annotirt sind und verstehe nichts davon! Wie kannst Du nur! Ich wurde ganz roth! Mein größter Ehrgeiz besteht darin, nur ein wenig von Deinem Wissen zu verstehen, z. B. ein bißchen Botanik, wovon ich noch keine Idee habe, soviel von der Gesundheitspflege, als jede Hausfrau haben sollte und dergleichen, gewiß bescheidene Wünsche! Fast möchte ich barmherzige Schwester werden, um Dir helfen zu können, wenn ich bis jetzt nicht ein Grausen vor Wunden hätte. Vielleicht werde ich es nun überwinden. Wäre es nicht schön, wenn Mann und Frau sich in denselben Beruf theilen könnten? Schumann und seine Frau waren beide Musiker; Dichter, Maler sind sie schon öfter Beide gewesen, wie schön für eine Frau, zu verbinden, wo ihr Mann geschnitten, nicht nur in geistiger Beziehung, was ja öfters vorkommt.

Hier schicke ich Dir einen Brief von der Tante, der sehr schön ist und so voll guter Rathschläge!

Er wird Dir Freude machen, zumal da Du sie schon einmal vertheidigt hast. Und ängstige mich nicht, indem Du zuviel in meinen Briefen suchst und mir Tiesen andichstest, die vielleicht gar nicht da sind. Bitte, idealisire mich nicht durch die Trennung, sonst möchtest Du arge Enttäuschungen haben bei der Heimkehr!

Bei den Norberts gefällt es mir ganz außerordentlich. Ich fand Dein Bild überall, in jedem Alter, neben den beiden Söhnen.

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, 1. Sept. 1870.

Mein liebes Herzenskind!

Du mußt es schon einer alten Frau zu Gute halten, wenn ihre Zärtlichkeit für Dich sich manchmal als Sorge äußert. Es wird eine Zeit kommen, wo Du dies nicht mehr als Druck und Zwang empfinden wirst, sondern Dich zurücksehnen nach einem Mahnwort, das nie mehr erklingt, weil die Lippen erstarrt sind, die es einst gesprochen. Vor Allem bitte ich Dich, an Deine Gesundheit zu denken und Dich nicht plötzlich über die Maßen anzustrengen. Du kannst nicht von einem Tage zum andern Deine ganze Natur verändern, sonst läufft Du Gefahr, Dein Gleichgewicht gänzlich zu verlieren. Es schlummern noch große Kräfte in Dir; das weiß ich besser als Du; sie wollen aber

ihre eigenen Wege finden, und wenn Du bisher mehr gesammelt als verausgabt hast, so war es ein richtiger und glücklicher Instinct und beweist mehr Einsicht, als wenn Du in's Unbekannte hineingestürmt wärest ohne Nachdenken. Gib die Mußestunden nicht auf, deren Du so sehr bedarfst und ertrage jedes Zwiesgespräch Deines Gewissens. Es wird Dich richtig führen.

Wenn Deine Stellung bisher keine leichte war, so wird sie nun durch den Eintritt der fremden Officiere in Guer Haus unendlich viel schwieriger. Bilde Dir nur nicht ein, daß der Trauring allein Schutz und Schirm ist; das meinen viele junge Frauen und gerathen dadurch in große Verlegenheit. Denke immer an das schöne Wort von Abraham a Santa Clara: „Frauenehre ist wie geschliffener Stahl: ein Hauch, und er ist trübe.“ Ich will gerne Annchen schicken zur Hülfe, aber nicht ohne Sorge. Annchen ist frei und darf sich bis zu einem gewissen Grade den Hof machen lassen — Du nicht. Die Schwierigkeit besteht gerade in Deinem guten Französisch; es wäre besser, Du könntest es nicht; dann wärest Du nicht in der Gefahr, Sachen zu sagen und zu

hören, die Deine Schwiegermutter nicht versteht. Sprich immer so, als hörten hundert Menschen, was Du sagest und sei überängstlich in dem, was Du anhörst. Die Herren sind verwundet und gefangen, werden also das lebhafteste Mitgefühl in Dir erregen. Du aber weißt nicht, ob sie in ihrer Heimath einen guten Ruf genießen, an welchen Umgang sie gewöhnt sind, wer zu Hause ihrer wartet. Wenn Einer Dir einen Brief dictiren will, frage erst Deine Schwiegermutter und bleibe während dem nicht im tête à tête, sondern im Salon mit einem der Eltern und Annschen. Zu intime Dinge können sie Dir, der völlig Fremden, ja nicht dictiren. Du wirst mich gewiß sehr langweilig finden, mein Herzenskind; aber ich möchte Dich so vollkommen sehen, wie Du es sein kannst, so rein wie ein Wasserspiegel, in den noch nie etwas Anderes geblickt als die Sonne und der Mond und die Blumen am Rande. Nur Einer soll hineinblicken dürfen, und darum schreibe ihm Alles. Kein Gedanke darf ihm entgehen. Deine Seele soll offen vor ihm liegen bis in ihre letzte Tiefe. Von ihm allein darfst Du nicht fürchten, gelesen und studirt zu werden. Für alle Andern,

ob Freund, ob Feind, bleibe Du meine hehre, unnahbare Gerta, eingehüllt in hohe Frauenwürde, die Du allein in Händen hältst, da Dein einziger Beschützer fern ist. Glaube mir, Kind, wir Frauen sind sehr stark und haben große Macht; und sie ist unentreibbar, wenn wir uns nicht selber ihrer begeben. Ich weiß nicht, warum mir so bange ist um Dich. Halte es ja nicht für einen Mangel an Vertrauen, sondern nur für die mütterliche Sorge einer vielersfahrenen Frau. Ich drücke Dich an mein Herz und baue Berge auf Dich.

Deine treue alte Tante

Josephine Wallern.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 9. Sept. 1870.

Liebe Gerta!

Es war also nur ein schöner Traum, daß ich Dich bald wiedersehen würde; der grause Krieg rollt sich weiter, und an unserer Lage hier ist nichts geändert. Mir brachte die Post heute endlich einmal wieder Nachricht. Also langweilig zu werden fürchtest Du, nachdem ich Dich in jedem Briefe versichere, daß Du der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken bist! Das ist ja wirklich trostreich. Du meinst, ich erlebe viel? Ich erlebe ja gar nichts, weil mir Herz und Kopf nur von Dir voll sind. Gewiß werde ich Dir schon langweilig mit diesen ewigen Liebeserklärungen, und um mich in Deiner Achtung herzustellen, sollte ich Dir aufzählen, wie viele Verwundete gestern gestorben und

woran, oder Dir erzählen, wer von den Kameraden heute im sog. Refectorium, einer kleinen Stube hinter der Küche, am meisten beim Spiel gewonnen?

Die Speisefarte unseres Abendbrotes könnte Dir vielleicht auch dienstlich sein: Grieszuppe, Kostbeef, Kuchen und Backobst, oder die Einrichtung meines kleinen, nach dem Hof gelegenen, wenig gemüthlichen Zimmers? Ein kolossales Bett, Tisch und Stühle.

Das ist wohl unrecht von mir, daß ich so schreibe! Aber mir ist, Gerta, wenn der Verdacht in mir aufsteigt, Du liebst mich nicht innig, liebst mich nicht um meiner selbst willen, sondern aus Gnade, nur um mich als sogenannten erträglichen Menschen nicht fallen zu lassen, ganz öde und verzweifelt zu Muth. Und diese schmerzhafteste Rede packt mich mit solcher Gewalt, daß ich Tolles und Undernünftiges mit besonderem Behagen ausführen könnte.

Du meinst also, ich sollte nach beendetem Kriege einfach zu meinen Eltern auf's Gut ziehen und das Gesinde arzten, wenn es sich beim Schweineschlachten überfuttert hat? Das nenne ich doch noch eine praktische kleine Frau! Leider sind alle

diese Ueberlegungen durch die Fortdauer des Krieges in den Hintergrund gedrängt. Aber selbst aus der Vogel-Perspective kann ich mich für eine Frau, welche die von mir geschnittenen Wunden verbindet, nicht begeistern. Ich verbinde sie lieber selbst, Gerta, in der Hoffnung, daß Du bei mir auch selbst die verbindest, welche Du mir geschlagen. Das Ideal einer Frau ist für mich die, welche über dem Täglichen erhaben scheint, die von all dem Staub und Schmerz des Erdenlebens nichts ahnt, in der Welt ihrer Gedanken, deren Hüter ich bin, ungestört dahin lebt. Nein, ich könnte meine Frau nicht zur Vertrauten meiner Kämpfe und Sorgen, meiner blutigen Arbeit machen; es wäre wider meine Natur.

Wie kann Gerta meinen, ich schicke ihr Geld, damit sie sich „für Fremde“ „putzen“ könnte. Beinahe möchte ich da pfui sagen, zumal sie von „meinem“ Gelde spricht, als ob meins nicht ihres ist. Nein, an Toiletten Sorgen hatte ich nicht gedacht, aber Du bist doch den Leuten gegenüber eine selbstständige Frau, Du willst vielleicht einmal in die Stadt fahren, einige Tage dort bleiben, Dir Geschenke, oder Gott weiß was, für die Eltern

besorgen. Du sollst nur das Gefühl der Selbstständigkeit haben, dazu sollten die elenden Groschen die Ehre haben, Dir zu verhelfen. Uebrigens in meinem Elternhause brauchte man auch größere Summen nicht zu verschließen, wenigstens zu meiner Zeit nicht, vielleicht wird mit der freiwillig übernommenen Einquartirung ein anderer Geist oder wenigstens andere dienstbare Geister eintreten, für die ich keine Verantwortung übernehme.

Ich lese Deinen Brief von Neuem durch, und mich überfällt wiederum das trübe Gefühl der Enttäuschung, welches ich zuerst empfand, als ich Dir am Tage nach der Kriegserklärung den Vorschlag zu machen wagte, Dich mit mir vor meinem Ausmarsch trauen zu lassen. Auch da sagtest Du ganz einfach und ruhig auf die Frage, welche ich zitternden Herzens gestellt: „Ja, sehr gern, Marie Franzius wird sich auch vorher trauen lassen, ich glaube, es ist wirklich das Beste.“ Auch heute schreibst Du mir, Du hättest es „gern gethan“, während ich von Dir zu hören hoffte, es wäre Dir ein Bedürfniß gewesen, wenigstens ein Stück von mir, meinen Namen zurückzubehalten, als ich in die Fremde zog. Doch ich finde wohl nur immer zu tadeln?

Und mein kleines Mädchen möchte lieber gelobt sein, da es schon so wie so mehr als ihrer Frauenwürde angenehm, von meiner Mama erzogen wird. Laß Dich nur ruhig erziehen, die Mama meint es gut und ist doch sehr stolz auf ihr Schwiegertöchterchen, wenn sie es ihr gewiß auch nicht eingesteht.

Meine Zeit ist um.

Dein R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 5. Sept. 1870.

Mein lieber Kolff!

Aber Dein Gerhard ist ja ein reizender Mensch! Natürlich, nun kann ich's begreifen, daß Du ihn so lieb hast! Wenn alle Deine Freunde so sind, wie die beiden Norberts, dann muß ich Deinen Geschmack bewundern, und kann mich freuen auf den allerliebsten Kreis, mit dem wir uns umgeben werden. Heute Morgen kamen sie an, in einem bequemen Wagen. Die Mama, Annchen und ich standen auf den Steinstufen, auf die der wilde Wein schon in einzelnen brennenden Blutstropfen niederfällt und da fuhren sie an, Dein Vice-mütterchen mit ihrem sonnigen Gesicht, von dem sie fortwährend die Wolken der Angst fortzuschrecken bemüht war, und ihre Stimme machte sie, trotz

dem Zittern, ganz heiter, wie sie rief: „Nun vertraue ich Dir einmal wieder meinen Buben an, Du wirst ihn mir gesund machen!“ Hans sprang heraus mit seinem rosigen Vollmondgesicht und half seinem Bruder, der sehr bleich und still in der Wagenecke lehnte. Ich hatte noch keine Verwundeten gesehen, und da kam er mir vor wie ein Sterbender. Ich muß ganz blaß geworden sein, denn plötzlich sagte der Sterbende mit ganz kräftiger, wohlklingender Stimme: „Hans! Hans! ich wirke gorgonenhaft! Sieh mal, das Fräulein fällt hin!“ Hans und Annchen griffen nach mir, ich mußte aber lachen und kam dadurch wieder zu mir.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich schon auf der Schwelle Deines Hauses so ungeschickt Deine Gäste erschrecke!“ sagte er, der Mama die Hand küßend, die er mit der Linken an die Lippen führte. „Und dies,“ sagte er zu Annchen, „dies ist wohl meines Bruders Kolff junge Frau?“ Neue Heiterkeit. Vorstellung. Seine dunkelblauen Augen wirken so merkwürdig unter den schwarzen Brauen bei dem schwarzen Bart, vielleicht noch auffallender durch seine Blässe. Man würde nie glauben, daß er und Hans Brüder sind. Hans lacht

immerfort. Gerhard ist noch viel komischer, bleibt aber selbst ganz ernst. Er sieht und bemerkt alles, und dann zittert einen Augenblick der Schalk um die Augenwinkel, und eine Stunde später kommt irgend eine trockene Bemerkung, die auf das Bezug hat, was er gesehen. Wunderhübsch ist es, Dein Vicemütterchen zwischen ihren beiden Söhnen zu sehen. Mein Gott! haben diese Menschen sich lieb und sind sie glücklich! Ich mußte immer denken: „Wenn der todtgeschossen wäre, wie furchtbar!“ Gerade als ich das dachte, sah er mich an und sagte: „Sie wundern sich wohl, daß ich noch lebendig bin? Das verdanke ich allein Ihrem Herrn Gemahl, der übrigens ein schwaches Talent im Beschreiben entwickelt hat; sonst hätte ich seine junge Frau nicht mit deren Cousine verwechselt!“

„Vielleicht hat er schon vergessen, wie ich aussehe,“ meinte ich.

„Das glaube ich auch; denn er sieht immer aus, als suchte er etwas, wahrscheinlich das entschwindende Bild seiner Braut!“

Ein mißfälliger Blick der Mama schnitt meine Erwiderung ab; sie mag solche Scherzreden nicht. Gerhard fuhr unbeirrt fort: „Seine Beschreibung

war so deutlich, wie in dem altfranzösischen Gedicht, das ich in einem Schloß im Album einer Dame fand:

Ecoutez, noble chevalier,
Volontiers vous tracerai
L'image de ma belle.
Son nom jamais ne le saurez,
Aisément la connaissez
A ce portrait fidèle!
Ses cheveux blonds, comme fils d'or,
Ne sont ni trop longs, ni trop courts
Tous repliés en ondes,
Sur son front blanc comme le lis,
Ou se trouve taches ni plis,
S'élèvent deux sourcils jolis,
Arcs triomphants du monde.
Ses yeux bleus comme l'azur,
Parfois doux et clignants,
Parfois fiers et poignants,
Clignotant par mesure,
Par l'amour même ils sont fendus,
De doux filets ils sont tendus,
Et tombe coeur gros et menu
Par si belle ouverture!

Ungefähr so.“ Nun denke man sich ein Turnier, alle Bänke voll schöner Frauen, und nach dieser Beschreibung soll man die Herzdame finden, nur die Schwarzäugigen ausgeschlossen! Dazu gehören bessere Augen als die Meinen!

Ich dachte: „Natürlich, Annchen ist ja tausendmal hübscher als ich, und Kolff hat sich am Ende doch geirrt!“ Das sagte ich natürlich nicht, sondern frug nach dem Schloß, dem Album, dem Zimmer, in dem es gelegen: ein reizendes Boudoir in braunrother Seide, mit dem Blick in den herrlichsten Park aus einer einzigen, großen Scheibe; einem Delbilde darin, aber das Eine von erstem Rang, aus Meisterhand; auf einem kleinen Tisch am Fenster eine Porzellanpalette mit Aquarellfarben und unter Seidenpapier ein begonnener Fächer von bester Arbeit, ein Kindermenuett in Rococokleidern, von einem spinnbeinigen Tanzmeister in schwarzen escarpins und Schnallenschuhen, mit der Violine unter dem Kinn, dirigirt.

„Und wo war die Dame dazu?“ frug Annchen.

„Das war ja eben das Traurige, daß die Dame vor den deutschen Bären geflohen war, und nun habe ich das Gefühl, als müßte ich sie suchen und finden. Ich kann ihr Boudoir nicht vergessen. Ses cheveux blonds comme fils d'or! Ich nehme natürlich an, daß die Beschreibung auch auf jene Dame ganz genau paßt.“ —

„Wetten, sie ist alt und häßlich!“ rief Hans.

Gerhard sah ihn mitleidig an.

„Alles war neu in ihren Zimmern, und in ihrem Toilettencabinet fand ich eine alte Puppe, unzählige Porzellanhunde, alte Cotillonorden — nein, mein weiser Bruder. Die ist noch kein Jahr verheirathet und natürlich ohne Liebe, gezwungen, höchst unglücklich und interessant.“

„Das nenne ich toll!“ rief Hans. „Gott segne Deine Phantasie!“

„Ich habe gar keine Phantasie, nur Augen. Ihr Betstuhl war bereits abgenutzt und ihr Gebetbuch vergriffen. Man wendet sich meistens nur zum lieben Gott, wenn man keinen Menschen als Hausgötzen hat!“

„Du alter Heide!“

Indem kamen die beiden Mütter wieder herein, die sein Zimmer inspicirt hatten, nämlich das Deinige. Nun kann ich nicht mehr an Deine Bücher, und sie verlangen — das wage ich nicht; man soll nicht ergründen, was ich lese. Der Papa hat aber noch welche, und für's Erste wird's mit dem Lesen schwer gehen. Uebermorgen passiren die drei Franzosen ein. Da gibt's Händevoll zu

thun! Annchen hilft nach Leibeskraften. Sie hat den gestoßenen Zucker zum Salz geschüttet, alle Schweinsblasen vom eingemachten Obst heruntergenommen, um zu sehen, welches Compott am besten ist, die Bisquits in denselben Schrank gelegt, in welchem unten die Petroleumkannen stehen, so daß man Petroleum zu essen glaubt, und die grobe Seife in die Nähe der feinsten Damasttischtücher und Servietten gebracht, so daß sie wie Küchentücher riechen. Sie meinte, „sie würden ja doch damit gewaschen!“ — Es ist unglaublich, wie viel Schaden sie in so kurzer Zeit angerichtet hat. Immer, wenn die Mama glaubte, alles entdeckt zu haben, dann kam wieder ein neues Verbrechen zu Tage, bis Annchen von Lachen und Rothwerden in einen förmlichen Weinkrampf verfiel.

„Da lobe ich mir doch Deine Ruhe!“ sagte die Mama. Dieses Wort erschütterte mich förmlich, das erste Wort des Lobes aus diesem Munde! Damit tröstete ich denn auch das trostlose Annchen, die mit ihrer stürmischen Natur mir um den Hals flog: „Nun, dann will ich noch hundert Dummheiten machen, wenn sie dadurch den Werth meiner Gerta einsehen!“ —

Dein Vicemütterchen nahm mich zärtlich in die Arme und drückte mich lange an ihre weiche, warme Brust, küßte meine Stirne und Augen und sagte: „Schicke das Deinem Kolff und sage ihm, mein höchstes Glück sei, daß ich dem Kind meiner Seele das Leben meines Herzenskindes verdanke!“ —

Sie wird nun fast täglich kommen, das macht mich glücklich, denn ich schwärme für sie! Das ist so schön, wenn in einer Frau die Mutter so stark ist, daß sie alles Junge unter ihre Flügel faltet, als wäre es ihr eigen. Diese Frau hat ein großes, weites Herz, und weder Glück noch Unglück macht sie egoistisch. Mir ist es immer, als suchte ich meine todte Mutter durch die ganze Welt, in jeder älteren Frau; und mein Sehnen nach Zärtlichkeit wird doch nie ganz gestillt, weil die Leere der ersten Jahre, die Härte der Stiefmutter, die Verwahrlosung durch die Dienstboten mir ewig nachgeht. Als mich die Tante endlich auf sammelte, hat es lange gedauert, bis ich durch die Strenge, mit der sie gegen alle meine schlechten Gewohnheiten zu Felde zog, hierdurch ihre Liebe fühlte.

Sie hatte mich auch nicht gleich lieb, weil ich scheu und verschlossen war, wie ein wilder Vogel, und sie gar nicht wußte, was sie mit mir anfangen sollte. Mein Vater hatte sich auch nicht viel um mich bekümmert; er konnte es mit der neuen Frau nicht aushalten und fand immer Vorwände, um draußen zu sein. „Warum gleichst Du nicht Deiner Mutter!“ war das einzige wärmere Wort, das er zu mir sagte.

Du wirfst mir immer Kälte vor; Du weißt aber nicht, wie viel ich zurückgestoßen worden bin und welche Todesangst ich jetzt habe, wenn ich die Fühlhörner ausstrecke, mir wehe zu thun. Darum fahre ich immer so schnell in mein Häuschen — das ist ja der Schnecke einzige rasche Bewegung! Bei Frau Norbert habe ich das Gefühl, als dürfte ich getrost herauskommen, bin aber dennoch vorsichtig; denn wenn ich mich auch da stoße, bekomme ich einen unheilbaren Schrecken! —

Heute habe ich doch soviel von mir geschrieben, daß Du mich ganz genug haben wirst. Wenn es Dich aber langweilen sollte, so denke nur, daß Du es selbst heraufbeschworen.

Reindel ist selig über seines Sohnes Brief und möchte Dir die Hände küssen. Könnte ich Dir nur ein getreues Abbild von Blick und Wort schicken, wenn Dein Name genannt wird! Es würde Dir eine Freude sein, in Deiner leidvollen Arbeit! Alle, Alle haben Dich lieb!

Deine Gerta.

An Friß Reindel
im Spital Gorze.

Sorin, 6. Sept. 1870.

Mein lieber Friß!

Ich wollte Dir schon jeden Tag schreiben und danken für Deinen Brief, der mich sehr gefreut hat, weil ich sehe, daß Du Dich brav gehalten hast und auch ein Kreuz haben sollst. Dann ist mir das Alles auch sehr lieb, was Du von unserm jungen Herrn schreibst, was mich übrigens gar nicht wundert, da ich die Ehre habe, ihn von Klein auf zu kennen und immer gesagt habe: „Aus dem wird was!“ Ich sah so manche Zeichen, auf die nie kein Mensch Achtung gab, die ich aber beobachtete. — Was Deine Wunden betrifft, so habe ich; Muttern nicht viel davon vorgelesen, habe auch den Brief eingeschlossen, damit sie mir nicht unversehens dran kommt und dann die Nerven kriegt.

Mir selber gab es einen Stich, als ich das sah und wußte, wie Viele bis an den jüngsten Tag in Frankreich bleiben müssen. Aber unser Kolff wird Dich schon gesund machen.

Ich bin in so und so viel Tagen auf keinen Stuhl gekommen. Für den Herrn Norbert thut man ja Alles gern; der gehört so zu uns wie der junge Herr selber; aber da schicken sie uns die vermaledeiten Franzosen in's Haus, drei an der Zahl; denen thät ich lieber Rattengift in den Kaffee, als sie zu serviren. Unfre gnäd'gen Frauen haben mir zwar eine große Predigt gehalten: „Reindel,“ haben sie gesagt, „die müssen besonders gut gepflegt werden, weil die fremd und gefangen sind.“ Ja, ja, man kennt das, hab's all lang schon gesehen, die Damens mit ihrem Mitleid. Und gelesen hat man's auch, mit den Zuaven, die heißen und kragen. Das kommt davon, wenn man wilden Thieren schön thut und meint, es wären Menschen. Ich hab sie bischen dem Schorsch übergeben, der hat so wie so 'nen französischen Namen, den sie besser rufen können und ich bediene unsern Gerhard, der ein gar schmucker Herr geworden ist, mit seinem großen Bart. Dadurch

sieht er nur gar nicht mehr so treuherzig aus wie früher, besonders weil er auch so blaß ist und die rothen Backen ganz fort sind.

Ich merk's immer, wann die Franzosen fluchen, aber ich zucke mit den Achseln und versteh kein Französisch. Sie wollen immer kleine Vögel haben, sagt der Herr Gerhard. Das essen sie gern. Nun bitt ich! kleine Vögel! sogar Spazzen essen sie, wenn's nichts Anders gibt. Ich würd mich doch schämen, wenn ich so ein großer Eisenfresser wär und hätt so viel hundert Deutsche umgebracht, kleine Vögel zu essen! —

Unsrer junge Frau gibt sich viele Müh, dabei hekt sie sich nicht, sondern bleibt immer ganz kühl. Da hat sie aber so ein Geschwisterkind mitgebracht, Fräulein Anna Wallern, Herr Du meine Güte! ist das ein Thunichtgut! Man kann ihr immer nur nachlaufen und sehen, daß sie nicht das ganze Haus unterst der oberst kehrt, und dann lacht sie so viel und läßt sich von den Herren schön thun, während unser jung Frau gerade so ist, als wär sie die Königin, so gnädig, besonders mit den Franzosen. Und dabei spricht sie so schön mit ihnen, was ein Glück ist; denn sie ist die Einzige.

Denn das Fräulein spricht schon auf Deutsch lauter Unsinn, was mag sie da erst auf Französisch sagen! — Ihre Mutter, die Frau Geheimrath, ist doch so 'ne stolze Dam und hat unsre junge Frau so gut gezogen, aber die eigne Tochter, die darf Alles thun. Ich bin nur froh, daß der Herr Norbert in unserm Kolff seinem Zimmer wohnt; ich hätt mir die Leberkrankheit angeärgert, wenn ich das Zimmer einem Franzosen hätt geben müssen. Die spielen Abends bei sich Karten, Gott weiß wie lang, anstatt ordentlich zu Bett zu gehen, wie sich gehört, und dann stehen sie Morgens nicht auf und trinken und rauchen im Bett. Nun bitt ich, im Bett rauchen! was das für eine schlechte Gewohnheit ist. Nächstens verbrennen wir Alle miteinander. Da bin ich nur froh, daß die vermaledeiten Kerls mit verbrennen. Und wenn Du mich mit vielen grauen Haaren wiedersehst, dann weißt Du auch, wo's herkommt. Und halt Dich brav und grüß unsern jungen Herrn gar schön.

Dein treuer Vater

Peter Reindel.

P. S. Und Dein Cathrinchen grüßt Dich auch vielmal und sie ist Dir immer noch gut. Und wenn Du kein Arm und kein Bein mehr hättest, das thät all nix, es hätt Dich doch lieb, grad so lieb wie vorher, hat's gesagt und hat geweint, und es hätt dann Arm und Bein für Dich und könnt schaffen. Es ist recht brav und gut und sei Du ihm nur treu und vergiß nicht seine blauen Augen über den schwarzen welschen Augen, die manch Einem ein Loch in's Herz brennen, das nicht wieder heil wird.

Dein Vater.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 10. Sept. 1870.

Meine liebe Gerta!

Wenn Du „mein lieber Kolff“ schreibst, legst Du denselben Sinn wie ich in jenes „liebe“ Wort? das fragte ich mich heute, als Dein langer Brief vom 5. in meine Hände kam. Du bist ein merkwürdiges Mädchen, und jedes Mal, wenn ich mir ein Urtheil über Dich gebildet hatte, vernichtest Du es durch Deinen nächsten Brief wieder. Ich werde Dich wohl nie auskennen? Das nennst Du über Dich schreiben, wenn Du nur die traurigen Facten Deiner Kindheit Dir und mir zurückrufst? Nein, in dem Sinne meinte ich es nicht. Wohl ist es mir stets wunderbar lieb, ziehst Du mich in das Vertrauen Deines Kinderherzens, aber ich möchte dann neben Dir sitzen, wie an dem unvergeßlichen

Sonntage nach unserer Verlobung, wo wir zusammen auf den Kirchhof zu den Gräbern Deiner Eltern fuhren. Ich möchte Dich nicht mehr allein in Gedanken zurückwandern sehen, nur wenn ich die Thränen Dir fortklüffen kann, die beim Mutternamen in Deine blauen Augen steigen, dann sollst Du an die schwere Vergangenheit rühren. Wird denn meine große Liebe nicht gut machen können, was man an Dir durch Härte gesündigt? Wirft Du nicht einmal ganz aufthauen? Wie kannst Du Dir nur immer so häßliche Namen geben, wie Moluske und Schnecke; ich gestatte Dir hinfort nur bis zu den Amphibien herabzusteigen. Die sind auch schon kühl und glatt genug, mein süßes Mädchen. Oder habe ich nichts zu gestatten, räumst Du mir noch gar kein Recht ein? Muß Alles verdient sein? Es heißt ja, in der Liebe gibt es nur freie Gaben, keine auferlegten Abgaben; Du hast mir freilich vertrauensvoll Alles schon geschenkt, Dein ganzes holdes Selbst, und ich bin wohl nur ein undankbarer Grübler, wenn ich immer sinne, ob „vertrauensvoll“ nicht etwa „unbewußt“ war. Weißt Du es auch, Gerta, wie unendlich glücklich Du mich gemacht, wie ich es Dir nur durch ein

ganzes Leben voll hingebendster Aufopferung danken kann? Ich möchte es Dir unaufhörlich sagen, und doch besteht der einzige Dank, den es zwischen uns noch geben kann, in der That. Hältst Du mich auch fähig, Alles für Dich zu thun?

Doch ich fürchte, Du liebst die vielen Gefühlsausdrücke nicht gern, Du möchtest gewiß, ich könnte Dir so schöne Geschichten erzählen, wie Gerhard gleich in der Stunde seiner Ankunft. Ich habe herzlich über seine Phantasie gelacht, hätte aber noch lieber mit ihm über Euch beide Mädchen gelacht, die ihr Euch so schnell von ihm fangen liebet. Das Schloß, das er so herrlich beschrieben, entstand wohl in dem Augenblick, als er sah, wie begierig Ihr waret, etwas Interessantes zu hören, und das Gedicht ist ja allbekannt. Macht nur recht wißbegierige Gesichterchen, so schildert er Euch nach dem Rococo-Boudoir noch ein dito Empfangszimmer, und ist diese Saite ausgespielt, plaudert er eben so niedlich und unerschöpflich über Franctireurs-Abenteuer. Ich fürchte nur, seine Aussprache der französischen Verse hat nicht Gnade gefunden vor Deinem Ohr. Daß Du sie mir ganz abgeschrieben, ist sehr gewissenhaft, ich würde aber meinen, in

der vorletzten Linie anstatt Et Oü zu setzen, ohne Gerhard zu nah treten zu wollen. Kommen nun noch die Franzosen in Guer Haus, wird das Deutsche am Ende ganz vergessen, und der Sieger nimmt die Sprache des Besiegten an, was man aus der alten Geschichte ja kennt.

Ich war in den letzten Tagen so sehr beschäftigt, — nicht etwa, weil sich um Mex etwas geändert hätte, nein, nur weil ein Colleague am Typhus erkrankt ist, und ich seine Patienten übernommen habe, und auch einige Nächte bei ihm wachte. Doch ich schreibe Dir so ungern von den hiesigen Verhältnissen, weil ich sie ganz vergessen will, während ich schreibe, um mich nur ganz in Dich zu versenken. Sowie ich einmal eine Stunde Zeit habe, werde ich Dir jedoch die Zeichnung eines reizenden Grabkreuzes vom hiesigen Kirchhof machen und zusenden. Dies Kreuz ist nach meiner Meinung ein Meisterwerk. Bist Du ein kleiner Kunstkenner, oder waren Dir die Vorlesungen über Kunstgeschichte in Deinem Victorialyceum langweilig? Deine Cousine Annchen war aufrichtig genug, mir einmal zu gestehen, sie ginge sehr ungern in diese Freitags-Stunden. Nun ist Kunstgeschichte allerdings keine Kunst, sogar oft

weit davon entfernt. Du findest mich gewiß recht alltäglich, daß ich stets geträumt habe, eine Hochzeitsreise nach dem Lande der Kunst, Italien, zu machen? Das thun ja alle Menschen! Nicht wahr, so lautet Dein Verdikt? Aber Du weißt ja, ich bin ein alltäglicher Mensch, rage in nichts über den Durchschnitt hervor, und darum übersfällt mich oft die Bangigkeit, ein geistig regsameres, höher begabter Mann würde Dich glücklicher machen. Es ist nicht Eifersucht, was ich in Bezug auf Dich hatte und habe, es ist nur meine stete Sorge, Dir nicht zu genügen. Da bin ich schon wieder bei dem alten, ewigen Thema meiner Liebe angelangt, als ob ich Dir meine Einseitigkeit noch deutlicher demonstrieren müßte.

Grüß mir Gerhard schönstens von Deinem „Herrn Gemahl“, er soll sich nur vorsichtig halten. Wer verbindet ihm denn jetzt Morgens und Abends die Wunde? Hoffentlich nicht Du? Mama würde es wohl am besten machen, Urjula ist aber auch geschickt, wenn mein Mütterchen es sich nehmen läßt.

Dein K o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 11. Sept. 1870.

Dictirt.

Mein Bruder! mein Retter!
Mein alter Kamerad!

Wenn ich mich Dir unter der Handschrift Deiner Frau — pardon sollen wir sagen Gattin, Gemahlin, was ist passender? — nähere, so darf ich hoffen, von Dir so verschlungen und wiedergelesen zu werden, wie das mit den andern Briefen in ähnlichem Gewande geschieht! Um aber Deine Aufmerksamkeit auch auf meine Person zu lenken, so muß ich Dir von dem Eindruck sprechen, den die Frau Cheliebste auf mich gemacht. Das ist aber ein äußerst schwieriges Beginnen. Lobe ich sie, so legt mein Secretär die Feder hin und weigert mir den Gehorsam, tadele ich sie, so glaubst Du mir nicht

und wirft das Blatt hin. Also werde ich damit anfangen, mich über sie zu beschweren, ja zu beschweren, trotz dem erstaunten Blick, der sich eben zu mir erhob. Ich bin doch Dein Bruder, mit unserm Blute besiegelt und getrunken, also so gut wie leibliche Brüder, und dennoch nennt sie mich immer „Herr Norbert“, während sie Hans ganz flott beim Taufnamen nennt. Ich höre eben ein geflüstertes „Schändlich!“ lasse mich aber in meiner Anklage keineswegs beirren und verlange von dem einzigen Richter, den wir Beide anerkennen, einen kräftigen Urtheilsspruch. Ferner habe ich noch eine weitere Klage: Anstatt von meinen Heldenthaten, darf ich immer nur von den Deinen erzählen. Solche Ungerechtigkeit ist weder Aeneas noch Odysseus widerfahren, die frisch von sich sprachen und die Herzen der schönsten Frauen damit rührten. Ich aber liege schwer verwundet, und die tiefste Bescheidenheit würde mir immer noch erlauben, einiges Interesse für mich in Anspruch zu nehmen; nein, der kerngesunde Rolff muß stets das Thema sein. Ich kann nun viel, sehr viel erzählen, aber endlich werde ich doch erfinden müssen, wenn das so fortgeht. Wieder bekomme ich einen strafenden Blick und werde mit Weglegen der

Feder bedroht. Ich bin aber noch nicht fertig mit meinen Klagen: Der Franzose liest vor! Und ich, der solch' ein berühmter Vorleser war, darf nur flüstern, um nicht Blut zu spucken und muß zusehen, wie die beiden Cousinen sich dem lieben Feinde zuwenden und an seinen Lippen hängen, wie das Unglück seines Landes mehr ihre Herzen rührt als unser so theuer bezahltes Glück, — da lag die Feder, Bornesröthe und ein flammender Blick strafte mich, und fast blieb ich allein mit meinen Anklagen, wenn ich nicht versprochen hätte, mich zu bessern und das infame Wetter mir nicht einen abscheulichen Hustenanfall verursacht. (Der Husten war fingirt, Anmerkung des Copisten.) Nun Kolff, wenn das nicht himmel-schreiend ist! Du siehst, wie ich verfolgt bin und flehe um Deinen Schutz!

Die Tyrannei, in der man hier lebt, gäbe auch noch Stoff zur vierten Anklage und Jeremiade. Die Mama und ihre beiden schönen Adjutanten überbieten sich im Bewachen, Untersagen des Angenehmsten, — Strenge, wo man sich hintwendet, und kein pardon! Manchmal ziehen wir armen Verwundeten uns in die inneren Gemächer zurück und klagen uns unser Leid, wie die trauernden Juden,

machen sogar Allianzen und Pläne zu Empörungen,
aber das schöne Geschlecht bleibt, wie immer, das
stärkere! — Ich kann leider nicht mehr sprechen
und bin Dein treuer, unverbesserlicher

Gerhard.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 11. Sept. 1870.

Mein einziger Junge!

Seitdem ich das Haus voll junger Leute habe, ist mir die Sehnsucht nach meinem Sohne so angewachsen, daß ich oft denke, es muß mir schier das Herz entzwei reißen. Zudem ist der Papa gestern für eine kleine Kur nach Karlsbad abgereist, (Du wirst froh sein, daß ich ihn doch noch dazu gebracht habe) und Du kennst mich ja mit meinen ewigen Sorgen. So lange wir noch die Hoffnung auf einen kurzen Feldzug hatten, konnte er sich nicht entschließen, fortzugehen, jetzt, seit den Vorgängen in Paris, ist an eine Heimkehr der Truppen vor Weihnachten doch nicht zu denken. Du schaust mich schon ganz kläglich an, weil ich von Deiner Gerta nicht rede; ich denke aber, sie

thut es selbst und fing darum mit uns an. Mein geliebter Sohn, — Gott verzeih' mir's, wenn ich Dich kränke, aber Gerta ist ein sehr eigenthümliches Mädchen, wir können uns gar nicht verstehen. In meiner Jugendzeit waren die Frauen anders geartet, und ich bin vielleicht altfränkisch, daß ich von der neuen Generation dieselbe Naivität verlange, die uns damals eigen war. Sie interessirt sich eigentlich für nichts, singt nicht, spielt nicht, zeichnet nicht, nur die Bücher sind ihre Freude; ich hatte mir Deine Frau immer wie ein Bögeln gedacht, das durch unser altes Haus zwitschern sollte und meinen leicht melancholischen Kolff umflattern, vielleicht bin ich darum so enttäuscht. Ihre guten Eigenschaften erkenne ich wohl an, sie ist weder kokett noch eitel, trotz ihres hübschen Gesichtes, ist ordentlich und gleichmäßig, nicht ungeschickt; aber siehst Du, nichts für's Herz. Und so liege ich denn manche Nacht wach und sinne, ob ich nicht etwas finden könnte, wobei sie einmal kindlich aufjauchzt oder scherzt und springt. Nein, es gibt nichts, sie ist immer correct; direct vorwerfen könnte ihr Niemand etwas; aber nicht wie unser Kind, wie eine Fremde, die sich ange-

nehm zu machen sucht, lebt sie hier. So wird sie also auch in Deinem Hause leben, und ich kenne doch meines Sohnes Herz! Mit Gerhard habe ich viel über sie gesprochen und mir scheint, daß er ganz meine Meinung theilt, er hält sich auch ziemlich fern von ihr, während ihm wie mir Annschen mit jedem Tage besser gefällt. Es ist ein gar lieber Junge, der Gerhard, und alle meine kleinen Sorgen bespreche ich mit ihm, die kleinen Sorgen, die doch immer bleiben, auch wenn die großen Einem über dem Kopfe zusammenschlagen. Ach, mein Junge, was soll wohl aus Allem werden, wenn der Krieg noch länger dauert, als wir fürchten? Gott erhalte Dich nur

Deiner M a m a.

Ich breche den Brief wieder auf, um Dich zu bitten, ihn nicht zu Gerta zu erwähnen und weil ich am Ende doch zu kurzfristig war in dem, was ich über Gerta schreibe. Wenn sie nur nicht so blasirt sein wollte. Und glaube nicht, daß ich eine zänkische alte Frau bin, wenn sie Dir etwa über mich klagen sollte; nein, hoffte ich nicht, ich könnte sie noch etwas ändern, wäre sie nicht Deine

Frau, ich ließe sie ja ruhig in ihren Schrullen und ihrer kopfhängerischen Art. Gerhard rieth mir, sie lieber einfach ihrer Wege gehen zu lassen, aber das käme mir sündhaft vor, sagte ich ihr nichts, wo ich es doch denke. Wozu hast Du sie mir denn anvertraut? Doch nicht, damit ich gestatte, daß sie sich immer mehr verträumt: Weißt Du, Jungchen, wie glücklich ich war, als Du mir damals zuerst von Deiner Liebe sprachst? eifersüchtig bin ich nie gewesen, bin es auch jetzt nicht, obgleich Du uns so viel seltener schreibst als ihr. Dabei nimmt sie Deine Briefe mit derselben ruhigen Hand hin wie eine Zeitung, während ich immer so zittere vor Freude, daß ich so ein Couvert nicht öffne, sondern zerreiße.

An Frau
Präsidentin Korbert.

Sorin, den 14. Sept. 1870.

Thuerstes Vicemütterchen!

Nicht wahr, ich darf Sie doch mit dem Namen nennen, den Sie Kolff gestattet haben? Sie werden es mir verzeihen, daß ich mit zu Ihrer kleinen Familie gezählt werden möchte? — Ich denke, da Sie heute nicht herausfahren können, so wird sich Ihr Herz nach Nachrichten von Ihrem Sohne sehnen, zumal da diese abscheulichen Regentage alle Verwundeten ein wenig mehr leiden machen. Gestern brachte ihr Sohn Hans soviel Frische und Erleichterung mit, daß Niemand an Schmerzen und Fieber dachte. Aber heute sind die Stunden etwas bleiern, und die ungezählten Rauchwölkchen, die

zum Himmel steigen, sehen selbst feucht und gedrückt aus. Wir versuchten Schach, aber das wollte nicht recht gehen. Der Franzose behauptete, zu große Schmerzen zu haben, um vorzulesen, und Annchen, das uner schöpfliche Annchen, war auch plötzlich stiller und machte große Augen. Ich weiß nicht, was sie hat. Die Mama wurde ungeduldig, weil die Kranken ungeduldiger waren, und Ihr Sohn meinte, man dürfe heute nicht spaßen, sonst würde zu dem sanften Regen noch Blitz und Donner kommen. — Das war gar nicht mehr zum Aushalten. Vor lauter Verzweiflung begann ich, auf Französisch ein Märchen zu erzählen und siehe da! die großen Kinder rückten mit ihren Cigarren um mich her und lachten und machten Commentare zu meiner Erzählung, in der ich aber unbeirrt fortfuhr. Ich war so froh, daß sie ihre Schmerzen ein wenig vergaßen. Da nahm Herr Norbert das Wort und erzählte. Mir wurde es heiß vor Angst; denn er erzählte Kriegsscenen, aber mit solcher Gewandtheit, daß die Franzosen sehr geschmeichelt waren, eifrig einfielen und nun ihrerseits die Deutschen lobten. Hier ist also vollständiger Friedensschluß und herzliche Freundschaft in unzähligen

Cigarren geraucht worden, und die armen Franzosen kamen ganz aus ihrer Traurigkeit, als sie ihren Löwenmuth gepriesen sahen, und Herr Norbert meinte, sie hätten seinerzeit die Deutschen doch noch viel unglücklicher gemacht. Ich sagte, ich könne überhaupt den Krieg nicht verstehen zwischen Völkern, die früher Eins gewesen, und daß an Kriegen überhaupt nur der Thurm von Babel Schuld sei, der die Völker sprachlich getrennt, so daß sie sich nicht mehr verstehen können, und daß ein Krieg zwischen zwei hohen Culturvölkern in meinen Augen ein *crime de lèse-humanité* sei u. s. w. Kurz, die delicatesten Themata wurden mit Leichtigkeit gehandelt, wie das unter wohlerzogenen Menschen immer der Fall ist. Ich hörte einmal einen türkischen Diplomaten mit solcher Feinheit und Unparteilichkeit der Christen Kämpfe um das Heilige Grab beschreiben, daß Niemand beleidigt, Jedermann beschämt und Alle voll Bewunderung für den maß- und tactvollen Erzähler waren. — Annchen konnte hernach Herrn Norbert nicht genug ihre Anerkennung aussprechen.

Ich hoffe sehr, Sie werden morgen wiederkommen! Wenn Sie nur das Haus betreten, so

wird Alles sonntag, theuerstes Vicemütterchen!
Wenn ich Ihnen nur so recht sagen könnte, wie
lieb ich Sie habe! Aber ich fürchte, unbescheiden
zu erscheinen, bevor ich es verdient, Ihnen so etwas
sagen zu dürfen!

Ihre treu ergebene

Gerta Hardtlan.

An Frau
Rittergutsbesitzerin Hardtlan.

Gorze, den 15. Sept. 1870.

Meine liebe Mama!

Gestern Abend kam Dein Brief, der mich nicht kränken sollte, aber doch so entsetzlich gekränkt hat. Ich erkannte meine Mutter, meine gütige, vernünftige Mutter gar nicht aus Deinen Zeilen. Was hat Dir denn meine kleine Frau gethan, daß Du sie so hart beurtheilst und sogar mit einem Dritten über sie und ihre Fehler sprichst! Aber, Mama, wie hast Du mir das anthun können? Natürlich ist Gerta nicht vollkommen, das will ich gewiß nicht behaupten, obgleich sie mir so erscheint, aber ich bin ja so unvollkommen, daß sie doch viel, viel zu gut für mich ist und hoch über mir steht. Wenn Du wüßtest, wie mir die Welt zusammen zu stürzen schien, als ich Deinen Brief gelesen,

Du hättest ihn mir nicht geschickt, und doch ist das Traurige nicht, daß ich es erfahren, sondern daß die Sachen so stehen, daß Du meine Gerta nicht lieb hast. Tausend wilde Pläne haben die ganze Nacht meinen Kopf durchkreuzt, ich wäre am liebsten augenblicklich nach Hause geeilt, um Gerta zu mir zu holen, das Bild, wie Du mit Gerhard über sie aburtheilst, während sie in ihrer harmlosen Art vielleicht im Zimmer aus und einging, und Ihr das Gespräch immer abbrach, kam sie in die Nähe, verließ mich nicht. Aber heute Morgen bin ich zur Bernunft gekommen, ich kenne Dich ja, meine einzig liebe Mama; Du hast in einem Augenblick von Aufwallung geschrieben, Gerta hatte Dich gewiß, ohne ihre Absicht gekränkt, und lange, ehe diese meine Bitte, ihr wieder gut zu sein, in Deine Hände kommt, hast Du ihr verziehen, und der Zorn ist vergessen. Du mußt ja Mitleid mit Gertas Familienlosigkeit haben, Du bist ja viel zu edel, um wie gewöhnliche Schwiegermütter zu handeln. Wenn ich Dir sage, daß ich Gerta anbete, daß ich sie für das reinste Gemüth, das tiefste Herz halte, das mir vergönnt war, auf Erden zu finden, wenn ich Dir sage, daß ich

in jedem Briefe neue Seiten ihres reichen Seelenlebens entdecke, dann wirst Du mir doch mehr glauben als Gerhard, der sie gar nicht kennen kann oder verstehen würde. Gott sei Dank für mich, Mama, daß Gerta eigenartig ist, wäre sie wie alle Mädchen, hätte ich sie nimmer geliebt. Schreibe mir bald irgend etwas Freundliches über sie, bis dahin ist mir das Herz schwer wie von Stein.
Dein ergebenener Sohn

R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 15. Sept. 1870.

Wenn Du wüßtest, mein theurer Kolff, in welche merkwürdige Unruhe mich Dein lieber Brief versetzt hat! Wie soll ich Dir nur das Alles sagen? es klingt so sonderbar. Erstens willst Du eine Definition des Wortes „lieb“, so daß ich es gar nicht mehr zu gebrauchen wage, aus Furcht, es möchte Dir wie eine Unwahrheit klingen, oder wie eine Form. Dann findest Du mein Erzählen noch nicht tief genug? Aber, mein Gott, ich bin kein Schacht! mache Dir nur keine Illusionen, und ich habe mich selbst noch so wenig analysirt. Bei mir ist Alles im Unklaren, im Chaos, ich kann mich in mir selbst nicht zurechtfinden. Aber zu den Amphibien will ich nicht gehören, ich will weder Frosch

noch Schlange sein, habe auch hierzu keine Anlage, wenigstens, ich hoffe nicht. Denn ich habe einen Abscheu vor Schlangen, der an's Indische grenzt, habe darum noch nie Mal essen können, weil mir's war, als sollte ich eine Schlange essen. Schon vor Fischen ekle ich mich leicht; der Geruch von lebendigen Fischen ist mir ganz widerwärtig; ich meine, man riecht, daß sie kalt sind, während ich Hunde, Pferde, Kühe, Katzen mit Passion rieche, alles was warm ist. Die Mama hat mich schon gescholten, weil ich Keo küßte und das neue Kälbchen und gar Mieke's Kinder, die sie in meinen Gartenhut deponirt hatte! Aber ich kann es nicht lassen, meine Nase in diese Fellchen zu vergraben.

Ach Kolff! Du sprichst von Thaten! Aber durch keine That kann ich Dir zeigen, wie lieb ich Dich habe und haben möchte; ich will Dich als etwas viel Besseres als ich bin, verehren, und mich gern von Dir leiten lassen. Und nun jagst Du mir einen solchen Schrecken ein! Wie? Dein Jugendfreund und Bruder ist nicht wahr? Warum sagtest Du mir das nicht früher? Ich hätte nie mehr mit ihm gesprochen, als „Guten Morgen“, „Gute Nacht“, und „wie geht es heute?“ Ich

habe heute den ganzen Tag nicht mit ihm gesprochen, was Annchen gut zu machen suchte; er schien es aber doch zu bemerken. Denn er sah mich mehrmals ganz erstaunt an, mit dem sonderbaren Blick, und auf einmal sagte er: „Nein, es war ganz wahr, Sie können mir glauben!“ Es ist ordentlich unheimlich, wie er die Gedanken erräth. Ich wurde feuerroth und ging aus dem Zimmer. Unglücklicherweise war kalter, strömender Regen, und ich konnte nicht an den Weiher, zum Nachdenken. Ein Mann und nicht wahr! Nein, Kolff, es ist nicht möglich! Ich weiß nicht, warum mir der Gedanke so unerträglich erscheint und der Mensch schlangenhaft. Nicht wahr, Du bist doch viel zu gewissenhaft, um einen Menschen des Lügens zu beschuldigen, wenn Du nicht Beweise hast? Es hat mich einmal jemand belogen — aber nur einmal, denn ich habe nie wieder mit ihr gesprochen. Selbst das leichtsinnige Annchen ist wahr, sogar gewissenhaft wahr. Pfui Kolff! Mir läuft immer ein kalter Schauer über den Körper, wenn ich so etwas denken muß. Ich verspreche, ich schwöre Dir mit einem feierlichen Eid, Dir mein ganzes Leben die Wahrheit zu sagen, koste es, was es wolle. Ich

könnte Dich nicht hoch schätzen, wenn ich das nicht dürste. Ich bin ja ängstlich, ein Wort zu viel zu sagen, damit es nicht die feine Linie absoluter Wahrheit überschreite. Ein Lügner! Das ganze reizende Gedicht ist mir verleidet. Ich kannte es nicht; ich habe aber so sehr große Freude an altfranzösischen Gedichten; ich finde sie so entzückend naiv und grazios.

Was denkst Du denn von meinem Gedächtniß, daß ich es „abgeschrieben!“ ich habe mir's zweimal her sagen lassen, und dann wußte ich's. Ich habe ein gutes Gedächtniß. Die vorletzte Zeile fängt mit „Et“ an; Du wirst auch gleich bemerken, wie „Où“ den naiven Ton der zwei letzten Zeilen zerstören würde, weil es sich auf das Vorhergehende bezieht. Es wäre nicht im Styl dieser Gedichte. Ich wurde ganz roth, als Du schreibst: es ist unbekannt! Wo steht es denn? Ich sah es noch nie. — Die beiden Norberts sprechen übrigens sehr gut Französisch, sie sagten mir, sie seien von einer Schweizerin erzogen und hätten Französisch soviel wie Deutsch gesprochen.

Die Franzosen sind ganz artige Leute, und die Conversation bei Tisch ist dadurch recht heiter, daß

die Mama Manches mißversteht, das wieder zusammengerichtet werden muß. Manchmal macht sie das ungeduldig und sie meint, man führe sie mit Fleiß in die Irre, um sich einen Scherz zu erlauben. Es ist sehr fatal, daß der Papa nicht da ist; er allein versteht es, sie zu beruhigen.

Der Eine von den Herren ist gut erzogen und sehr belesen; er hat mir schon viele schöne Bücher empfohlen, Biographien, populäre Wissenschaften *rc.* Die beiden Andern sind mehr troupiers, aber gutmüthige Gefellen, die über Alles ihren Scherz haben und über die kindlichsten Wiße lachen. Der Gebildete liest uns Abends kleine Comödien vor, wenn sein Wein erst gut etablirt ist, so daß er nicht zu heftige Schmerzen hat. Und dann ist es zu drollig, die Bemerkungen der Andern zu hören. Sie unterbrechen immer. — Das Verbinden von Freund und Feind besorgt die Mama und wird von ihnen *Madame et bonne mère* genannt. Du hast Dich gewiß furchtbar angestrengt die letzten Tage, den ganzen Tag Arbeit, die ganze Nacht Wachen! Und dann sagst Du, das sei nicht interessant! Ich weiß viel mehr von Dir durch die Andern, als durch Dich selber. Ich kann mir aber denken, daß

Du in Gedanken nicht gern recapitulirst. Nicht alle Menschen sind Wiederkäufer. Sie wollen den Augenblick abthun, und dann vorwärts. Ich bin ein Wiederkäufer. Es dauert sehr lange, bis ich einen Eindruck überwinde, zumal da ich ihn ungern Andern mittheile, bis ich nicht ganz Herr darüber geworden bin. Bis ich anfange, von Etwas zu sprechen, muß es ein Jahr oder mehrere Jahre hinter mir liegen.

O bitte, vergiß nicht, mir das Grabkreuz zu zeichnen! Ich habe sehr große Freude an solchen Dingen, wenn ich mich auch nicht so demonstrativ begeistere. Auch hierin muß ich langsam thun. Die Kunstgeschichtsstunden gingen mir immer zu rasch vorüber und waren mir nie gründlich genug. Wenn wir wirklich nach Italien gehen könnten, so würde ich an Deiner Hand lernen, Du würdest mir Zeit lassen, alle diese Herrlichkeiten in mich aufzunehmen, schweigend wie in der Kirche, oder nur Deine Gedanken flüsternd, in der heiligen Umgebung. Mich erschüttern Kunstwerke so sehr, daß ich oft todtmüde nach Hause komme und alle Mühe habe, nicht in Thränen auszubrechen. Auch ein schönes Menschenkind, ob ganz alt oder winzig klein, ob Mann oder

Frau, wirkt so fesselnd auf mich, daß ich mich am Liebsten still in einen Winkel setze, um ruhig schauen zu können.

Du bist gar nicht wie „Alle Menschen“. Keiner ist wie Alle, Du aber am wenigsten. Ich finde, beim Schreiben ist die große Schwierigkeit, daß alle Sätze gleichwerthig aussehen. Man sollte immer die Tonart dazuschreiben: „C Moll“, „Helles C Dur“ oder „Scherzando“, „Bizzicato“ zu lesen. Alles kommt schwerfällig heraus, was gesagt lustig klingt. Ich merke es bei den Comödien. Wenn man sie für sich liest, lächelt man kaum, während sie, vorgelesen, unendliches Gelächter hervorrufen.

Ich habe Deinen Gruß noch nicht ausgerichtet; ich kann nicht. Jedesmal, daß ich mit ihm sprechen will, denke ich: er lügt! und wende mich wieder fort. Ich muß mich erst an die neue Lage gewöhnen.

Deine Gerta.

An Frau Dr. Gardlan.

Gorze, den 26. September 1870.

Meine liebe Gerta!

Gestern schon erwartete ich einen Brief von Dir, es kamen aber nur Gerhard's Worte in Deiner Schrift, und das war es gewiß, was mich so sicher machte, heute Nachricht zu erhalten. Aber auch mein heutiges Warten auf der Post war resultatlos. Da habe ich mir denn einen Brief ausgedacht, so wie ich ihn empfangen möchte. Oben, in dem schönen Garten, welcher hinter dem Hospital liegt und wo man einen prächtigen Blick auf Gorze und die Seitenthäler hat, habe ich mich lange mit Dir unterhalten. Dachte zuerst an die 10 Gebote, wie unzweckmäßig, daß dieser alte mo-
saische Kram noch von unserer Jugend gelernt werden muß, als ob sie wie junge Verbrecher geboren,

wild, erst durch diese weisen Vorschriften dazu gebracht werden müßten, die Grundprinzipien der Moral, das gemeine Mein und Dein zu begreifen. Ich verspürte große Lust in mir, eine neue Ausgabe des Katechismus zu machen. Noch dieses und jenes besprach ich da oben mit Dir, wie doch häufig das Glück des Menschen an der Erfüllung einer Idee, auch einer verrückten, hängt, wie leicht es ist, mit Genügsamkeit dieses Glück zu erreichen, und dieser Gedanke bildete die Brücke zu unserer eigenen Zukunft. Sie muß vor Allem so sein, daß Dein feiner, empfindlicher Sinn sich nie mit Kleinigkeiten des engen Hauscircels abzuquälen braucht. Für mich ist die Zukunft sehr einfach: mit Allem wäre ich zufrieden an Deiner Seite, ich brauche nur Dich. Aber Du! Willst Du einmal einen langen, tiefen Blick in die Zukunft thun, Dir Deinen Mann als Landdoctor, so trocken wie möglich, vorstellen, allen duftigen Blüthenstaub abstreifen von unserm Leben; überlege Dir daneben ein fröhliches Leben in glänzenden Salons, und gestehe, ob Du die Einfachheit ertragen könntest. Glaube nicht, daß dieser lange Satz zur Uebung in der Rhetorik entworfen ist, Du

sollst mir nur einmal alle Deine geheimen Gedankenkammern öffnen.

Dabei sitzt Du vielleicht noch immer im tollsten Trubel, hast Sorgen um alles Mögliche, Menschen und Sachen, und ich will auch noch Deinen armen Kopf mit Ueberlegungen quälen! Ich will Dir lieber von meinem gestrigen Spazierritt erzählen, welcher mir wieder die Elasticität verschafft, die sonst nur ein Brief von Dir mir gibt. Zuerst zu dem Dir bekannten Punkte, welcher die Ansicht des Moselthales bis Metz und weiter gewährt, herrlich bei dem klaren Wetter. Von dort bergab durch Weingärten bis Ancy am linken Moselufer, dann bis Ars s. M., welches hier der letzte von uns besetzte Ort ist. Durch die Stadt hindurch kommt man an die Vorpostenkette; Verschanzungen und Laufgräben sind hier gemacht, um bei etwaigen Ausfällen Schutz zu gewähren. Am Vormittage waren die Granaten des Fort St. Quentin bis dorthin geflogen, obgleich die Entfernung eine halbe Meile und mehr zu sein scheint. Bergauf durch die Weinberge ging's dann, zu Füßen Ars; Metz, mit deutlich sichtbarer Kathedrale und Fort St. Quentin zur Seite. Von oben waren die Lager

der Franzosen, ihre Pferdeheerden, die Stadt Metz selbst auf's Deutlichste zu erkennen. Und gerade kam ein Parlamentär mit weißer Flagge und überbrachte 150 preußische Gefangene ohne Austausch! Dann über Baux nach Joussy, bei unsern Feldbatterien vorbei bis zur Feldwache, wo bei dem wachhabenden Officier einige Augenblicke gerastet wurde, um dann in scharfem Trabe über Gravelotte nach Hause zu reiten. Und Du, meine reizende Gerta, warst die ganze Zeit mit mir, vielleicht nicht nur in meinen, sondern auch in Deinen Gedanken? Sollte es nicht möglich sein, daß die Innigkeit meines Sehns Dich wirklich durch all' die Weiten erreicht und in Deinem Herzen wiederhallt?

Du brauchst Dich übrigens nicht um Gerhard zu ängstigen, er hat nur einen Contourschuß, die Lunge ist nicht verletzt, nur äußerlich gestreift, der Husten hat gewiß schon nachgelassen.

Dein K o l f f.

An Dr. Gardtlan.

Sorin, den 17. Sept. 1870.

Mein lieber Rolf!

Ich muß Dir schnell wieder schreiben, in dem Gefühl, daß mein vorgestriger Brief sehr dumm war. Ich hatte nicht einmal Zeit ihn durchzulesen. Nichtwahr, Du hattest ja nur gescherzt, als Du sagtest, Dein Freund habe gelogen? Ich weiß auch gar nicht, wie ich es so schwer nehmen konnte. Du mußt mir schon verzeihen! Heute kam ein Brief von einem seiner Freunde, mit Nachrichten von der Dame in dem schönen Schloß. Es scheint ein ganzer Roman zu sein, ein alter Herr und eine schöne junge Frau, und sie hat wollen Nonne werden, nur um ihn nicht heirathen zu müssen, und ihr Vater hat sie dennoch gezwungen — kurz, was man sich nur Interessantes denken kann.

Dabei schrecklich viel Geld. Er las uns viel davon vor, übersprang aber auch so Manches, wo das dumme Annchen sofort Neugier zeigte, so sehr ich ihr auch auf den Fuß trat; denn ihn amüsirte das, und er ließ sie mit Fragen herankommen, bis ich ganz hart sagte: „Komm Annchen! das geht uns ja Alles gar Nichts an!“ Norbert wurde ein bißchen roth und sagte: „Seien Sie unbesorgt, ich habe besseren Geschmack, als Sie glauben!“ Die Mama hat mich in seiner Gegenwart angefahren, was gar nicht angenehm war. Ich wurde so roth, daß mir die Augen übergingen; dann eilte ich hinaus, an den Weiher, auf dem die gelben und rothen Blätter herumschwimmen. Der Regen hat so viele heruntergeschlagen.

Du verstehst ja Alles; kannst Du mir nicht erklären, warum ich in solcher Unruhe bin, so reizbar und empfindlich und gar nicht mehr in den Gleichmuth hineinkommen kann, der mich noch nie verlassen hat? Du bist der Einzige, der mir helfen kann und der vielleicht im Stande ist, zu begreifen, was mit mir vorgeht. Wie die Mama mich schalt, schlug mir das Herz so, daß ich zu ersticken meinte. Noch nie hat ein Wort von ihr

mich in solchen Tumult versetzt. Ich habe überhaupt noch nie Herzklopfen gehabt. Die Tante hat gesagt, ich soll Dir jeden Gedanken schreiben. Das that ich vorher. Ich schrieb Dir alle meine Gedanken; aber jetzt denke ich nicht mehr. Ist das eine Krankheit? So sage mir, wie ich sie bekämpfen soll. Die Tante sagt, ich soll meinem Gewissen Audienz geben. Jetzt habe ich fortwährend ein Angstgefühl, wie ich es als halbes Kind hatte, wenn ich mir gar nicht bewußt war, etwas Unrechtes gethan zu haben, und doch Schelte oder Strafe ahnte, die dann niemals ausblieb, und durch die ich mein Verbrechen erst erfuhr. Es hängt in der Luft ein unsichtbares Damoklesschwert, und wie ich mich auch wende, ich fühl' es immer. Dann ist es unheimlich, wie mich Norbert erräth. Auf einmal sagt er: „Man muß nur seinem Gewissen das Richtige zu lesen geben und Beispiele anführen, dann wird's ganz ruhig. Glauben Sie mir, man kann ihm auch zu große Rechte einräumen!“ Kann man das, Rolff? Ich meine, nein. Aber was soll man nur machen, wenn man es nicht versteht. Manchmal werden mir die Rippen ganz kalt, so schlugen die Adern am

Hals und in den Schläfen. Ist es die Ahnung von einem Unglück? Manchmal muß ich schlucken und schlucken, und doch will das große Stück nicht hinunter, aus dem Halse. Weißt Du, was das ist? Ich hatte ein unbehagliches Gefühl, da Robert mir den Brief an Dich dictirte, als wäre es nicht recht. Aber warum sollte er nicht? Ich habe doch das erste Recht dazu, und es war lieb von ihm, daß er dachte, meine Handschrift würde Dich freuen. Es hat ihn auch zerstreut; denn er hatte gerade einen schlimmen Tag und ängstigte sich offenbar und hatte Todesgedanken. Darum ließ ich ihn auch all' das tolle Zeug dictiren, damit er lustig würde und den hangen Ausdruck aus den Augen verlöre. Vor der Tante fürchte ich mich, Vicemütterchen kenne ich zu wenig und die Mama ist kalt seit einigen Tagen, aber so kalt, daß mir das Herz in der Brust flattert wie ein Bögelnchen, wenn sie zu mir spricht. Glaubst Du aber, ich kann meine Lippen zwingen, sie zu fragen, was sie hat? Gerade als würde der Himmel einfallen, so fürchte ich mich. Und manchmal umfasse ich eine Birke, oder Kero, weil solch' ein Bedürfniß nach Zärtlichkeit in mir ist, wie ich es

noch nie gefühlt; und doch liegt Annchen mir auf den Nerven, und ihre herzige Lustigkeit scheint mir einfältig. O Kolff! Weißt Du nicht, was ich für eine Krankheit habe? Ich habe eine solche Sehnsucht nach der todten Mutter, nach irgend Jemand, in dessen Schooß ich meinen Kopf bergen könnte und weinen. Und ich war doch nie zärtlich und expansiv, Du hast mich sogar für kalt gehalten. Aber Alles ergreift mich so sonderbar. Am Ende muß ich sterben, ehe ich Dich wiedergesehen! Ich träumte, Du sahst mich so streng an, und dann wandtest Du Dich fort von mir, und ich streckte die Arme nach Dir aus, aber Du winktest nur mit der Hand und gingst davon. Und ich wollte Dich rufen, ich wollte Dir sagen, mich nicht zu verlassen, konnte aber keinen Ton hervorbringen; statt dessen tropfte das Blut von meinen Lippen, das mir ganz heiß aus der Brust quoll. Ich wurde vor Schrecken wach, und da war mein Kissen ganz naß. Ich wurde kalt vor Angst und machte Licht; aber es war nur naß geweint; kein Blut war zu sehen, nur die Beklemmung auf der Brust war noch da, weil ich nicht mit Dir sprechen und einen andern Blick von Dir bekommen konnte,

als den im Traume. O warum bist Du nicht da! Du bist ja so klug! Du würdest mir sagen, was mir fehlt. Norbert erräth wohl die Gedanken, aber ich habe immer das Gefühl, als würden sie schlechter, wenn er darauf antwortet. Du hast mich vor ihm erschreckt, sonst würde ich ihm vielleicht mehr vertrauen. Er hat etwas sehr Anziehendes, wie sehr tiefes Wasser, dessen Grund man nicht kennt.

O Kolff! Kolff! kannst Du Deiner kleinen Frau nicht helfen? Du bist ja so stark und gut! Du würdest mich nicht mit dieser Angst allein lassen! Ich habe doch gewiß kein Unrecht gethan, wenigstens nicht gewollt und nicht gewußt. Nein, es schwebt irgendwo ein Mißverständniß. Wenn der Papa nur erst wieder da wäre! er hat mir immer geholfen und mich beschützt. Und dann kann ich auch gar nicht schlafen. Annchen athmet so ruhig, oder sie sitzt die halbe Nacht auf meinem Bett und spricht von Norbert. Wenn sie sich nur nicht in ihn verliebt, und er denkt dabei an die blonde Dame, die so unglücklich verheirathet ist, und die er doch nie haben kann. Dann ist ja das Unglück schon vollkommen. Dann wird er gewiß sterben und Annchen ihr Herzchen brechen, und das

wäre am Ende am besten, wenn wir Alle todt wären! Es sterben ja so Viele! ein paar mehr, das würde man gar nicht bemerken! —

Wäre ich nur erst wieder auf dem Bären in Deinem Zimmer, bei Carlyle, dann würde ich mich schon unter Deinem Schutz fühlen. Aber nun habe ich nicht einmal mein Zimmer für mich, sondern muß es mit dem Wirbelwind theilen, der mir keine Ruhe läßt. Ach! nach Ruhe sehne ich mich! Weißt Du was? Wir setzen uns vor den Moses oder den Medici von Michel Angelo und sprechen kein Wort, und dann wird die erhabene Ruhe auf uns einströmen in dem Land der Sonne! Ein Lazzarone bin ich schon von Natur, und Du wirfst es auch, mir zu liebe, nicht wahr Kolff? Du wolltest Alles mit mir theilen? O wende Dich nicht von mir, sondern strecke Deine Hand nach mir aus und ziehe mich an Dein starkes Herz? Mir ist bange!

Deine Gerta.

An Dr. Hardtlan.

Berlin, den 18. Sept. 1870.

Du alter, guter Kolff!

Du thust mir leid, ja, Du jammerst mich, wenn ich denke, in was für schönen Dingen Du herumphantasieren mußt, während wir hier herrlich und in Freuden leben. Wenn man da hinaus kommt, in's Grüne, das alleweil gelb wird und fahl, so findet man eine gar fidele Gesellschaft beisammen, oft ein bißchen über die Maßen fidel für den Geschmack der Frau Mama. Und die Tante Wallern ist auch gestern dagewesen und hat ihr Töchterchen in's Gebet genommen und dann mitgenommen, worüber dieses ganz herzbrechend geweint hat und gemeint, sie könnte sich von ihrer Gerta nicht trennen. Das schien aber die Frau Wallern nicht im Geringsten zu rühren.

Gerta weinte gar nicht, sah aber merkwürdig ernst aus und behandelte Gerhard mit einer solchen Kälte, als wäre sie überhaupt zu Eis erstarrt. Und wie ich das Gerhard sage, fängt der an zu pfeifen. Deine Frau Mama sprach unfreundlich zu ihr, worauf Gerta auch sie wie ein Marmorbild ansah und hinaus ging. Was geht nur da vor? kannst Du Dir's reimen? Die Geheimrätthin Wallern warf einige besorgte Blicke auf Deine Frau, nahm sie nach Tisch um die Taille und ging mit ihr im Garten auf und ab. Wir rauchten auf der Veranda, und ich sah jede Bewegung. Gerta ließ den Kopf hängen, und die Tante sprach eifrig in sie hinein, worauf Gerta aber keine Antwort gab, nur als sie einmal auffah, war sie sehr blaß. Gerhard will mir gar Nichts erzählen, und sagt: „Du bist langweilig!“ wenn ich ihn etwas frage. Kurz, es wehte eine unbehagliche Luft in Sorin, und wie sehr ich mich auch bemühte, die Wolken zu zerstreuen, es wollte nicht gelingen.

Einmal hörte ich, wie die Tante Wallern zu Gerta sagte: „War denn Annchen oft mit dem jungen Norbert? Hat er ihr den Hof gemacht?“

•

„Ach! so!“ dachte ich. Es begann mir zu dämmern.

„Gerhard,“ sag’ ich, „Du hast wohl Heirathsgedanken?“

„Ich? fällt mir nicht ein.“

„Zwei schöne Augen schwammen in Thränen bei der Abfahrt; wenn Du’s nicht gesehen hast, ich sah’s.“

„Was gehen mich die Thränen an?“

„Na! na! für die Cousine weint man nicht so!“

„Ach laß mich in Ruh!“

„O, pardon! ich wußte nicht, daß der Boden brennt!“

„Er brennt ja gar nicht; er ist so kalt, daß einem friert,“ sagt Gerhard und trommelt auf dem Tisch.

„Nun, die Kälte scheint mir eher bei der jungen Frau vorherrschend.“

„Findest Du?“

„Hast Du sie geärgert?“

„Nicht, daß ich wüßte, aber Frauen haben Launen, besser man rührt nicht dran. Sie kann ja sein wie sie will. Das geht Kolff an, nicht mich.“

Hieraus kannst Du ersehen, daß sie sich gezannt haben. Sie saß den ganzen Nachmittag

und spielte Schach mit dem Franzosen. Ich frug sie, ob sie einen Brief von Dir hätte. Da kriegst sie Thränen in die Augen und sagt Nein. Hast Du ihr lange nicht geschrieben, oder habt Ihr Euch gezanft? Deine Melusine wird immer räthselhafter und unergründlicher. Ich frug die Frau Mama, wie's ging. Da fängt die Dir an, zu weinen und sagt: „Sehr schlecht!“ — Aber in wiefern denn?

Ja, da kam eine ganze Menge, das ich nicht entwirren konnte, und ich dachte: Wenn nur der Herr Papa wieder da wäre! Offenbar sind die vielen jungen Leute schwer zu regieren, und die arme Mama hat zuviel Last, obgleich Gerta ihr sehr zur Hand geht und merkwürdig rasch die Geschichte capirt hat. Das Beste wäre, Du könntest selber kommen nachsehen; Du würdest den Karren gleich aus dem Dr. will sagen . . . ihn wieder in's Rollen bringen. Ich bin zu ungeschickt dazu.

Dein Freund und Bruder

Hans Norbert.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 20. Sept. 1870.

Erst heute der so lang erhoffte Brief. Zehn Tage hattest Du nicht geschrieben! Zwar Adressen Deiner Hand auf Cigarrensendungen zc. brachten mir dazwischen Lebenszeichen, steigerten jedoch nur den Wunsch nach einem lieben Wort. Doch vielleicht konntest Du nicht schreiben, Du mußttest die Feder so viel für Andere führen? Ich will ja nicht murren.

Deinen Brief mußte ich zweimal lesen, ehe ich ihn recht verstand, ehe ich mich besann, wer der „er“ ist, den ich grüßen ließ und der „lügen“ soll. Was habe ich denn gesagt, daß Dich das glauben macht? Halt, da fällt es mir ein. Ich schrieb Dir, Gerhard erzählte so schöne Geschichten.

Verzeih, daß es mir nicht so wichtig schien, um weiter darüber nachzudenken, und daß ich Dein Wort, es grenze bei Dir an's Kindische, wie Du die Wahrheit liebst, sehr richtig finde. Das ist etwas kindisch! Ein fremder Herr erzählt einer fremden Dame irgend eine Geschichte von einem französischen Schloß, das er so und so beschreibt, wie es ihm gerade in dem Augenblicke vor sich weht, und da ich mir erlaube, zu meinen, die Phantasie habe dabei gewiß ihr Spiel getrieben, gibt sich diese fremde Dame das Recht, den Herrn für einen „Lügner“ zu erklären. Ja, da müßten alle Menschen Dein seltenes Gedächtniß haben, um nicht „Lügner“ zu sein. Vielleicht erscheine ich Dir auch unwahr, wenn ich sage, wir haben 500 Verwundete, Du erfährst aber, daß es nie mehr als 480 waren. Es ist ja möglich, daß Gerhard in einem Schlosse einmal in Quartier gelegen, ehe er am 18. verwundet wurde, ich habe ihn gewiß nicht anschuldigen wollen, ein Lügner zu sein, wenn ich sage, er weiß schöne Geschichten zu erzählen. Das Geringste, das ihm passirt, weiß er so drollig und weitschweifig darzustellen, daß eine reizende Geschichte daraus wird. Du nennst das unwahr.

Nun, das ist ja eine Auffassung, über die ich mich eigentlich nicht zu beklagen hätte: ich thue es nur über die unendliche Wichtigkeit, welche Du der Harmlosigkeit gibst. Daß Gerhard Deine Gedanken erräth, scheint mir darauf hinzudeuten, daß sie auf Deinem Gesicht geschrieben stehen, daß Du aber darüber dunkelroth wirst, kann ich nicht begreifen.

Natürlich maße ich mir nicht an, Dein Französisch corrigiren zu wollen, zumal Dein Altfranzösisch; ich bin absolut unbewandert in der französischen Rhythmik, mir erscheint sie so schwer, da man nach dem Auge ebenso gut wie nach dem Ohr reimen muß, wenn ich mich recht erinnere, nie 5-, 7- oder 11-sylbige Verse schreiben darf; im Altfranzösischen scheint es allerdings anders gewesen zu sein, denn nun ich Dein seltenes Gedächtniß kenne, nehme ich die Verse immer wieder vor in meiner pedantischen Weise. Daß Du mir durch keine That beweisen kannst, wie lieb Du mich hast, thut mir sehr leid. Ich könnte Dir durch jede That beweisen, wie ich Dich liebe; verlange, was du willst, daß ich desertire sogar, auch das thäte ich.

Mir scheint durch die Franzosen doch ein sehr fremder Ton in das Haus gekommen zu sein, auch

in Dich, denn wie kannst Du mir sonst erzählen, daß es Euch Scherz macht, wenn meine Mama die Sprache mißverstehet. Dazu solltest Du doch Takt genug beweisen, um ihr solche peinlichen Lagen zu ersparen, Du bist doch als ihre Tochter im Hause und nicht als eine Fremde oder Gegnerin. Glaube mir, an wahrer Bildung, die nicht in Kenntniß des Altfranzösischen besteht, nimmt meine Mutter es mit Jeder auf; sich gebildeter zu dünken als sie, würde ich keiner Frau verzeihen, es wäre eben dünnelhaft.

Uebrigens, um auf das französische Gedicht zurückzukommen, so ist es auch möglich, daß es nicht allbekannt ist. Ich werde hinfort, um nicht auch plötzlich mich als Lügner oder Verleumder zu entpuppen, alles immer in der Möglichkeitsform aussprechen. Außerdem ist ja das Meiste Auffassungssache, vielleicht war Dein Brief nicht so, wie es mir scheint.

Ich bin ganz wie gebrochen.

Dein Kollf.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 22. September 1870.

Mein geliebtes Mädchen!

Schon gestern, nachdem ich meinen Brief abgeschickt, habe ich einen ganz traurigen Nachmittag gehabt; ich glaube, ich habe Dich gekränkt, und es thut mir so von ganzem Herzen leid, daß Du meinethwegen vielleicht trübe Stunden haben wirst. Das sollst Du nie, ich vergöttere Dich allzu sehr, um Dir reizendem Kinde auch nur den geringsten Kummer zuzufügen, und doch habe ich es gewiß gethan! Nun kommt heute Dein nachgesandter Brief, aus dem ich nur Eins mit erschrecklicher Deutlichkeit ersehe, daß meine Gerta krank ist. Das ist es ja, was ich am Meisten, vom ersten Tage der Trennung an, gefürchtet, Du könntest Deine Gesundheit nicht schonen, und aus jeder

Zeile Deines Briefes spricht ein ganz leidender Organismus. Ich bin ja leider Arzt genug, um zu wissen, daß mein Mädchen kein physischer Riese ist, und daß sie nicht gelernt hat, auf sich zu achten. Und da fragst Du noch, ob ich es Dir nicht erklären kann, warum Du in solcher Unruhe bist! Gewiß kann ich es, Du hast Dir gewiß durch Uebermüdung das kalte Fieber zugezogen, unser Weibchen birgt es als trauriges Geheimniß unter der Weide, und außerdem bist Du durch so große Blutarmuth ganz nervös geworden. Ich begreife meine Mama nicht, daß sie nicht mehr darauf dringt, daß Du Dich ausruhest. Das Schlimmste ist, daß ich nicht zu Dir eilen kann, sondern Dir, wie ein reiner Hohn, nur einliegende Recepte aufschreiben konnte.

Du armes Kind, da glaubst Du, man sollte einem Gewissen mehr oder weniger Audienz geben, quälst Dich ab in Deiner zarten Seele, was das Angstgefühl wohl sein könnte, während es nichts Anderes als ein rein körperliches Leiden ist. Ich bin ganz Gerhard's Meinung, daß man seinem Gewissen kein zu großes Recht einräumen darf, dann wird man ganz wirr. Das „man“ soll eigentlich

„Du“ heißen, denn die meisten Menschen kümmern sich ja gar nicht um ihr Gewissen. Das ist es ja, was Dich von allen anderen Menschen unterscheidet, diese kindlichen Skrupel, die Du Dir um Alles und Jedes machst, und darum stehst Du mir ja so hoch. Vertraue Dich nur ja Gerhard an, wenn Du glaubst, es kann Dir das Herzchen erleichtern, mit ihm über Deine Gedanken zu sprechen; schade, daß es nicht schon geschehen und daß ich, Dein böser Mann, derjenige war, der Dich, wie Du sagst, vor Gerhard erschreckt hat. Das ist ja Alles dummes Zeug, daß er ein „Lügner“ sei, außer, wenn Du farceur so grob in's Deutsche übersetzen willst! Du mußt aber durchaus schlafen; wenn Du die Nächte durchwachst oder halb durchplauderst, mußt Du ja all' diese beklemmenden Gefühle haben. Und in dieser Stimmung scheint Dir Alles so schwarz, Gerhard wird sterben, meinst Du, und Annchens Herz wird brechen! Aber, kleine Gerta, Gerhard wird gewiß nicht sterben, warum denn, es ist gar keine Gefahr für ihn vorhanden, und Annchens Herz bricht nicht so leicht. Wenn sie sich ein bißchen in ihn verliebt, so ist das ja kein Unglück, Du mußt nicht

gleich eine Maus zum Elephanten machen. In dieser erregten Kriegszeit sind alle Gefühle naturgemäß überschwänglicher als in der normalen Zeit. Ein verwundeter Krieger muß ja einem sechszehnjährigen Mädchen, wie Annchen ist, mit einem solchen Glorienschein umgeben sein, daß sie ihm mindestens einige Herzschläge mehr opfern muß. Du hattest doch sonst Sinn für Humor, Gerta; ist der Dir ganz abhanden gekommen? Kannst Du die Situation nicht einmal von einer anderen Seite auffassen? Daß Du nun aus Verzweiflung über Deiner Cousine Herz auch gleich sterben möchtest und diesen Wunsch noch damit motivirst, daß ja doch so Viele sterben, ist eigentlich ein bißchen rücksichtslos gegen mich, der ich doch nähere Rechte als Dein liebes Annchen habe! Findest Du es nicht selbst? Aber ich nehme es gar nicht übel, denn ich bin sehr glücklich, daß Du mein Herz stark nennst und Dich an dasselbe flüchten willst. Ob ich Dich an mein Herz drücke und die Hand nach Dir ausstrecke! Ach, mein süßes Kind, stündlich und minutlich. Wenn Dir das Ruhe und Sicherheit geben könnte, müßtest Du Dich gebettet fühlen in dieser Welt wie ein Kind in Mutterarmen.

Jetzt muß ich leider aufhören, um die heutige Post nicht zu versäumen. Nun sei meine vernünftige kleine Frau, gehe mehr an die frische Luft, auch in Wind und Wetter, damit Du müde wirst und nimm mir zu Liebe von dem Zeug, das ich Dir aufgeschrieben habe. In heißer Liebe

Dein Kolff!

An Frau Dr. Gardtlan.

Berlin, den 20. Sept. 1870.

Mein liebes Kind!

Mir ist es, als hättest Du mich nicht verstanden, und als hätte es Dich gekränkt, daß ich Dir Annchen wegnahm: denn Du hülltest Dich einmal wieder in das undurchdringliche Schweigen, das wir so gut kennen von früher, und das man nicht von Dir wegsprechen kann. Erst wenn Du selbst das unbeschreibliche Glück und die schwere Verantwortung kennen wirst, Mutter zu sein, dann wirst Du meine Handlungsweise verstehen. Wie soll ich mein Kind dem aussetzen, daß sein fröhlich Herzchen durch eine große Liebe erschüttert wird, wenn diese Liebe nicht erwidert sein sollte! Und daß Norbert Annchen nicht liebt, das sah ich auf den ersten Blick. Vielleicht irre ich mich, aber

Mutteraugen sind gewöhnlich sehr scharf. Annchen war ihm weiter Nichts als eine angenehme Zerstreung. Ich mache mir schon die größten Vorwürfe, daß ich eine so schwache Mutter war, sie so lange bei Euch zu lassen, als sie von Nichts als von Norbert schrieb in jedem Briefe. Sei nur recht zurückhaltend mit all' den jungen Leuten. Ich konnte Dich nicht viel beobachten und kann nun schwer kommen, weil ich allein nicht kommen kann, ohne aufzufallen, und Annchen soll womöglich die Geschichte vergessen. Vielleicht bist Du geschickter als ich, herauszufinden, ob mein Kind dennoch Eindruck gemacht hat auf Norbert, und ob er Ernst machen würde. Es ist eine recht fatale Geschichte, ich rechne aber auf Annchens frische Natur und des Winters Zerstreungen, wenn nur endlich der schreckliche Krieg zu Ende ist! Behalte Du nur recht viel Muth; ich fürchte, die lange Trennung von Deinem Mann fängt an auf Dich zu drücken. Du mußt aber ebenso tapfer sein als er!

Deine treue Tante

Josephine Wallern.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, den 21. Sept. 1870.

Meine Gerta!

Nein, soviel habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht geweint, als bei dieser plötzlichen Trennung von Dir! Aber die Mama ist ganz hart und grausam, und wenn ich ihr sage, ich kann's nicht aushalten, dann fährt sie mir mit der Hand durch's Haar und sagt kein Wort. Ich habe ihr auch schon eingestanden, daß Er mir so gut gefällt und daß Er mich: „Kleiner Sprühteufel“ nennt und sich immer an mich wandte, wenn er etwas wollte, weil Er behauptet, ich flöge wie ein Vogel! Ach Gerta! Er ist doch zu nett! Du kannst ihn den ganzen Tag sehen, und es macht Dich keinen Hauch glücklicher, während ich mein ganzes Leben drum gäbe, dürfste ich nur jetzt bei Euch sein!

Erzähle mir doch, wie es ihm geht. Und glaubst Du, Du kannst ihn von mir grüßen, ohne daß es unpassend wäre?

Warum soll ich nicht auch einmal Einen gern haben, sowie Du Deinen Kolff, nein, viel lieber, viel, viel, viel lieber! Ich würde ihm dreimal des Tags schreiben, und wenn ein Brief von ihm käme, so würde ich ihn so lange lesen, bis ich einen Neuen hätte. Ich will Dir etwas sagen, Gerta, Du weißt noch gar nicht, was Liebe ist, oder ich verstehe Deine Liebe nicht; Du warst eben immer so kühl. Aber in der Liebe kühl? Ich weiß nicht, ob sich das reimt? Du hast einmal einen Brief von Kolff eine ganze Stunde in der Tasche gehabt, eh' Du ihn gelesen hast. Wenn ich einen Brief hätte, Du weißt von Wem, so wüßten's die Spazier auf dem Dach, und der König könnte im Zimmer sein, ich müßte ihn lesen! Und Bücher lesen! Wer kann denn Bücher lesen, wenn er liebt? Weißt Du, was ich thue? Ich sitze am Fenster und sehe die Straße hinunter, die nach Sorin führt, dann laufe ich auf den Speicher, um noch weiter zu sehen, und dann lege ich mich auf die Erde und mache die Augen zu,

damit ich nichts sehe als ihn, seine Augen, seinen Mund, wenn er spricht, wenn er so ein bisschen lächelt, und wie er mit der schönen Hand im Bart spielt, und dann höre ich seine Stimme, aber nicht mit den Ohren, sondern im Herzen. Vielleicht gingst Du deshalb an den Weiher träumen, Du siebenfältiges Räthsel, um so an Deinen Kolff zu denken? Aber es kam mir gar nicht so vor. Ach! Du sehnst Dich nicht todt! Du weinst nicht! Dir pressen keine Seufzer die Brust zusammen, bis Dir Alles weh thut! Nein, Du weißt nicht, was Liebe ist. Für Dich gibt es noch andere Menschen auf der Welt, für mich nur Einen und der heißt Gerhard! Ich habe schon der Mama gesagt, daß sie längst nicht mehr weiß, was Liebe ist; denn sie ist schon viel zu alt, und dann ist der Papa oft so brummig; in den würde ich mich auch nicht verlieben. Also kann sie leicht streng sein und trennen, was zusammen gehört. Sage mir, ob er traurig wurde nach meiner Abreise, ob er träumerisch aussieht? Mir sagt man immer, ich sähe träumerisch aus. Aber was soll ich machen, wenn ich gar nicht höre, was man zu mir spricht, wenn die ganze Luft voll Gerhard ist,

und seine Stimme deutlicher als die von allen andern Menschen. Ich bin beinahe ganz sicher, daß er mich lieb hat; sonst hätte er mich nicht so angesehen, weißt Du noch, so ganz lange, mit seinen merkwürdigen, wunderschönen Augen! Wenn er mich nicht lieb hat, dann sterbe ich, dann kann ich nicht leben; denn dann bricht mir's Herz entzwei!

Dein armes, trauriges

Annchen.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, den 20. Sept. 1870.

Mein theures Adoptivtöchterchen!

Ich darf meines Herzensvollff liebe Gerta doch wohl Du nennen und bitte Sie, dasselbe zu thun! Wie soll ich Dir nur genug danken, daß Du mit solcher Sorgfalt mein Angstkind pflegst und mir Nachrichten schickst, wenn ich nicht kommen kann! Gott lohne Dir das Alles und mache Dich so glücklich, wie Du es verdienst! Wenn ich Dich noch mit einigen Fragen behellige, so wirst Du der ängstlichen Mutter verzeihen, deren Gefühle Du trotz Deiner zarten Jugend zu errathen scheinst.

War noch etwas Blut im Tuch, wenn mein Gerhard gestern hustete? scheint er Dir kräftiger? Ramen gestern keine Knochensplitter aus der Wunde?

Ich möchte Deine Schwiegermutter nicht mit Fragen quälen, da sie so viel zu thun hat; aber Du findest immer ein Augenblickchen für mich, nicht wahr? Fandest Du meinen Sohn nicht etwas gedrückt? Er kam mir so still vor. Oder sind es meine ängstlichen Mutteraugen, die Alles schlimmer sehen? Du wirst mich gewiß beruhigen. Du hast ja auch das ganz besondere Talent, ihn zu zerstreuen, und ich habe neulich mit viel Vergnügen Curer Plauderei mit dem Franzosen über Allerlei und Nichts zugehört. Und dann sage mir auch, ob die Abreise Deiner Cousine ihn irgendwie beunruhigt hat? Ich gestehe, sie wäre mir ein sehr liebes Schwiegertöchterchen; aber mein Gerhard ist so eigen, und aus Hans ist nicht klug zu werden. Verzeih meine vielen Fragen! Dein treues Vicemütterchen

Martha Norbert.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 21. Sept. 1870.

Mein geliebter Kolff!

Hier schicke ich Dir zwei Briefe, von der Tante und von Deinem Vicemütterchen, aus denen Du sehen wirst, daß Alle eine Mutter haben, außer mir! Sie rühmen sich ihrer scharfen Augen, sie schützen ihre Kinder vor jeglicher Gefahr, nur für mich hat Keine einen Blick. Ich sehne mich nach Dir, das ist ihnen genug, damit ist Alles abgethan. O Kolff! Kolff! ich soll keine Mutter haben auf dieser Welt, und wenn ich mich krank sehne nach ihr! Je mehr ich sehe, was eine Mutter ist, je tiefer wird mein Groll gegen den Himmel, der mir die Meine entriffen. Keine fragt: „Was fehlt Dir?“ Alle sind nur mit ihrem Küchlein beschäftigt, und sie haben ja ganz

recht. Annchen hat sich wirklich in Norbert sterblich verliebt, sie hat mir einen ganz verzweifeltten Brief geschrieben, weil ihre Mutter sie von hier weggenommen hat. Ich glaube nicht, daß Norbert sie heirathen wird, aber vielleicht irre ich mich. Ich kann mir nicht denken, daß man ein Mädchen heirathet, über das man sich lustig macht, wie er es oft in der grausamsten Weise that. An Annchens Stelle hätte ich das nicht ertragen, sondern hätte ihn so abfahren lassen, daß er es nicht wieder gewagt hätte. Aber sie ist froh, wenn er sie überhaupt nur ansieht und meint, nur für sie sei der tiefe Blick, den er an sich hat. Und er spielt nur mit ihr. Ich habe ihm oft zugesehen; es war wie der Löwe mit der Maus; er konnte sie quälen, bis ihr die Thränen in den Augen standen, und dann sah er mich an und lächelte. Das ist doch nicht Liebe? Einmal versuchte er es, mit mir einen scherzhaften Ton anzuschlagen und, wie er sagte, meinen Charakter zu analysiren. Ich antwortete, ich habe noch gar keinen Charakter, also könne man ihn auch nicht entziffern, und er solle sich die Mühe sparen. Er reizt mich so, ich muß ihm immer widersprechen, weiß nicht warum,

und seit dem Brief von Annchen habe ich gar keine Geduld mehr. Ach Kolff! ich bin so müde! Die Mama hekt mich jetzt viel herum und immer in etwas ungeduldigem Ton, als ob ich nicht gern Alles thäte! Was kann sie nur haben? Hat sie Dir über mich geklagt? Vielleicht kannst Du mir sagen, was ihr mißfällt? Wenn ich eine Mutter hätte, würde sie dann auch gleich sehen, was mir fehlt? Würde sie mir helfen und mich beschützen? Oder würde ich mein Herz auch ihr so schwer öffnen können? Ich will Dir ein sonderbares Geständniß machen: Wenn Du vor mir stündest, würde ich nie den Muth haben, Dir von meiner Stimmung zu sprechen; ich würde auch gegen Dich schweigen. Aber ich gewöhne mich, mehr meinen Briefen anzuvertrauen, weil Alles ringsum still bleibt, und kein Blick mich zur Rechenschaft zieht, für das, was ich gesagt habe. Vielleicht hättest Du mich nie kennen gelernt, wenn wir nicht getrennt worden wären; denn ich hätte die große Scheu Dir gegenüber niemals überwinden können. Aber nun fange ich an, es als Wohlthat zu empfinden, mich dem anzuvertrauen, der mein lebendiges Gewissen sein soll. Nur ist es so

sonderbar. Immer meine ich, ich hätte Dir etwas von solcher Wichtigkeit zu sagen, daß unser Lebens Glück davon abhängt, und dann weiß ich nicht, was es ist. Es ist das unsichtbare Etwas, das mich so unbeschreiblich ängstigt. Ich dachte auch schon, ich fürchtete mich vor Dir. Aber ich fürchte mich viel weniger als früher. Wo ist die Klarheit und Gedankenschärfe hingekommen, die der Papa an mir rühmte? Gerhard gibt mir so oft Antworten, die mich ganz irre machen, und ich war doch früher so sicher. Was ist es nur mit ihm? Denkt er richtiger? Oder spricht er in Paradoxen, um mich zu reizen? Und wenn ich ihn dann rathlos ansehe, so lächelt er und sagt plötzlich etwas ganz Warmes, Tiefgefühltes. Welches ist Wahrheit und welches Comödie an ihm? Ich kann gar nicht aus ihm klug werden. Wenn ich nur wüßte, was ich Annchen schreiben soll? Soll ich ihr ganz scharf und hart sagen: Er denkt gar nicht an Dich? Oder soll ich ihr die kurze Freude und den Liebestraum lassen, der sie so glücklich macht? Was soll ich thun? Soll ich Norbert zureden, sie zu heirathen? Er ist viel zu klug, um nicht längst gesehen zu haben, daß Annchen ihn

liebt, und das ärgert mich. Es wird ihn eitel machen; denn er ist sehr eitel, das kann ich Dir sagen, und Annchen ist in ihrer Mädchenwürde beeinträchtigt. Sie ist aber auch zu thöricht! Wie würde ich denn meine Gefühle so preisgeben, eh' ich sicher wäre! Siehst Du, wie gut es ist, Schnecke zu sein und zarte Fühlhörner zu haben! Wohl hast Du Dich darüber betrübt, daß ich sie selbst Dir gegenüber so vorsichtig ausstreckte; aber nun komme ich Dir ja entgegen und gestehe Dir das bange Zittern meiner Seele, wo ich sehe, daß ich Niemand habe auf der Welt als Dich! Du sagst, Du hast mich lieb? Kann Liebe auch solche Augen bekommen, wie eine Mutter und besser wissen, was einem fehlt, als man selber? O bitte! bitte! erkenne mich! hilf mir! ich bin so rathlos! Es hat sich doch eigentlich gar Nichts geändert, als daß die Blätter fallen. Warum bin ich denn verändert? Ich bin beinahe froh, daß Du noch nicht kommen kannst; denn ich fühle, ich würde mich gegen Dich verschließen, wie gegen Alle, wenn ich Dich sehen würde; das ist stärker wie ich. Bis Du kommst, will ich das volle Gleichgewicht der Seele wiederhaben; sonst kann ich Dir keine gute

Frau sein. Und ich will Dich so glücklich machen, daß Du alles Leid dieser Zeit vergiffest. Bis Dezember habe ich noch Gelegenheit, an mir zu arbeiten, mich zu vervollkommenen.

Gerhard sagt zwar immer, das sei Alles ganz falsch mit dem Besserwerden, kein Mensch würde besser; er lernte nur, sich besser zu verstellen, wenn es ihm überhaupt daran gelegen sei, sich seinen Nebenmenschen angenehm zu machen. Ist das nicht ein trauriger Gedanke? Mir kommt Alles so traurig vor, so traurig! Wozu ist denn die Liebe in der Welt, wenn sie zu soviel Leid führt? Was wird nun aus dem lustigen Vögelschen Annchen werden? Warum liebt Gerhard sie nicht? Sie ist doch so herzlich! Und ich meine, ein Mensch sollte so selig sein, wenn ihm ein solch' reines Herzchen gehört! Ich verstehe wieder das Alles gar nicht! Mir ist gerade, als hinge man einen dichten Schleier nach dem andern vor meine Augen, die früher Alles sehen durften, oder doch meinten, Alles zu sehen. Geradeso wie der Nebel, der heute vor den Fenstern hängt, so daß der nächste Baum wie ein Gespenst aussieht. Nicht wahr, Du wirst nie vergessen, daß ich nur Dich habe auf der Welt,

daß ich mich an Dir festranken muß, um nicht zertreten zu werden vom Schicksal und von den Menschen, daß Du mit meiner Schwäche Geduld haben mußt? Wie das Baumgespenst ragt in den Nebel meiner Gedanken das Gespenst, von Dir mißverstanden zu werden! Gerhard und Annchen haben mir schon Beide gesagt, ich hätte noch keine Ahnung von Liebe! Aber mein Gott! was ist denn Liebe? Weißt Du's? —

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Carlsbad, den 22. Sept. 1870.

Mein liebes Töchterchen!

Wir sollen uns Alle noch ein wenig in der Geduld üben. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, wie sehr wir's auch Alle gehofft! Ich denke, daß die Jugend Dich wohl nicht melancholisch werden läßt, wenn es auch hart ist für eine junge Frau, so lange auf ihren Mann zu warten, und von der Ehe Nichts zu haben, als die Schwiegereltern! Ich denke, die Mama wird auch diese Einsicht mit mir theilen und Dir's so leicht machen wie möglich. Ich habe schon auf anderm Wege Nachrichten über Dich. Nach Carlsbad kommen viele Leute, und man rühmt Deinen Tact und Deinen Verstand. Du kannst Dir denken, wie das den alten Papa im Herzgrübchen kitzelt.

Ich werde mich mit meiner Cur beeilen, in ruhigen Zeiten trinkt man ja recht gern seinen Morgenkaffee auf dem Hirschenprung und läßt das Auge über die herbstlich werdenden Hügelreihen hinschweifen, nimmt auch Abends gern seine Chocolate im Kaiserpark, bei hübscher Musik und angenehmen Bekanntschaften; jetzt aber ist man in fortwährender Unruhe, was einer ordentlichen Cur äußerst schädlich sein soll. Ich schlug vor, mehr auf einmal zu trinken, um schneller fertig zu werden; da wurde ich aber mit allen Strafen der Hölle bedroht und mußte mich gedulden. Ich habe eine allerliebste kleine Freundin hier, mit Haaren, so lang wie ihr Köckchen, lichtblond, und ein paar Augen wie der ganze Himmel! Vier Jahre alt und außerordentlich klug. Gestern stand ich mit ihr vor dem Schaufenster eines Photographen, wo neben Bismarck und der Gallmeyer auch viele Nachbildungen der Dresdener Gallerie lagen, u. A. die Madonna von Raphael. „Guck mal!“ rief meine kleine Freundin, „da hat sich die Mutter Gottes auch photographiren lassen!“

Sie sagt so viele niedliche Dinge, daß ich Lust habe, mir ein Notizbuch anzulegen, worin ich sie

aufschreibe. Gestern erzählte sie mir noch: „Der Rudi sagt, es wär gar nist wahr, das der Stors Brüdern gebracht hätt', sondern man hätt's in einer Blume gefunden, in einer weißen Calla am Wasser.“ Ich frug, wie alt denn der Rudi sei, daß er das so gut wisse? Sie neigte ihr Köpfchen auf die Seite, wie ein kleiner Vogel: „Früher war der Rudi älter wie is, aber jetzt find wir ganz gleis alt!“ Ich suchte das Wunder zu ergründen: Sie war gestern 4 Jahre alt geworden und Rudi wird erst nächsten Monat 5! Sie war ganz stolz auf diesen bevorzugten Monat! Du siehst, ich habe die richtige Beschäftigung für einen alten Mann: ich halte mich zu den Kindern! Das ist im Vorgefühl der schönen Enkel, die Du mir schenken wirst, meine schöne Tochter. Wann wird mir das Glück zu Theil werden, Dich als Madonna mit dem Wesen in den Armen zu sehen, das für jedes Haus ein kleiner Messias ist! — Du hast mich einmal so erstaunt angesehen, als ich das sagte, und die Lippen geöffnet und eröthend wieder geschlossen. Du wolltest mich etwas fragen, auf das Dir Rolff Antwort geben wird; denn Du hast es in allen Deinen Büchern nicht

gefunden. Die Bücher schließen einem das Leben nicht auf, liebes Kind, sie bleiben stumm für den, der noch nicht gelebt hat. Und Du sagst ja immer, Du seist noch eine kleine Molluske. Das aber ist nur ein Uebergangsstadium zu einer vollkommeneren Entwicklung. Nun, Gott mit Dir, und verzeih' dem alten Mann seine Schwachhaftigkeit.

Dein treuer Papa.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 26. Sept. 1870.

Meine kleine Gerta wird ganz bitter, daß Keiner fragt, „was fehlt Dir?“ Ist das wohl gerecht? Ich weiß zwar, daß ich nicht viel bin, aber in der Innigkeit meiner Liebe zu Dir kann ich es mit jeder Mutter aufnehmen. Und wie soll es ihnen nicht genug sein, um Dein elendes Aussehen zu erklären, daß Du Dich nach mir sehnst! Ist diese Sehnsucht denn nicht wie eine Krankheit in mir und dürfte sie Dich nicht endlich, nach fast zweimonatlicher Trennung, angesteckt haben? O gewiß traure ich mit Dir, daß Du keine Mutter mehr besitzest, aber Du sollst sie nie mehr vermissen, wenn ich erst wieder daheim bin und nun endlich das Glück haben werde, mich ganz Dir zu

widmen. Laß doch Gerhard und Annchens Liebe Dich nicht ganz von der unsrigen abziehen, sind wir uns nicht so interessant, daß wir die Anderen übersehen? Doch Du steckst mitten in diesen Familiensachen drin, während ich in der Ferne nur ein Bild vor mir habe, nur einen Gedanken hege: Dich. Mich läßt daher Gerhard's Liebelei ziemlich kalt, ich glaube, daß sie nur in Deinen Kinderaugen solche Dimensionen angenommen hat, und daß er mit Annchen verkehrt wie mit allen anderen jungen Mädchen. Freilich hat die Krankenpflege sie ihm näher gebracht, als das sonst hätte geschehen können, aber ein ernsthafter Grund zur Besorgniß ist nicht da. Gerhard ist ein lieber, guter Kerl, aber vielleicht reicht er eben so wenig an die Ansprüche, welche Du an ihn stellst wie ich. Das kann ich mir nun nicht vorstellen, daß er Deine Cousine „gequält“ haben soll, bis ihr die Thränen in den Augen standen. Das hat mein nervöses Mädchen wohl nur so böse aufgefaßt.

Hast Du denn wieder Frieden mit Gerhard gemacht, oder wird ihm immer noch von meiner strengen Gemahlin das Prädicat „lügenhaft“ angehängt? Geh nur ruhig auf Gerhard's scherzenden

Ton ein, dabei wirst Du wieder lachen lernen, und das ist mir die schönste Musik.

Was meine Mama hat, fragst Du mich? Ach, sie kann gar nichts haben, was nicht recht und lieb ist. Du müßtest vielleicht ein wenig mehr auf ihre Gedanken eingehen, daß Du gern die kleinen äußerlichen Sorgen mit ihr theilst, ist nicht genug. Und wenn Du müde bist, mußt Du es ihr sagen, nicht zu stolz sein, ihr einmal zu klagen; das hat sie sehr gern und ist dann immer so weich und rührend gut.

Dafür werde ich schon sorgen, Gerta, daß meine Persönlichkeit Dich nicht so einschüchtert, wie Du Dir jetzt einbildest. Nein, brieflich lernt man sich doch sehr unrichtig kennen, wäre ich nur einen Tag nach unserer Trauung noch mit meiner kleinen Frau gewesen, wir kennten uns besser als durch monatelanges Schreiben. Oft genügt ja ein Blick, um ganze Welten dem Anderen zu sagen. Was Liebe ist, fragst Du? Ja, nun Du fragst, nun weißt Du es ja auch. Was wir Beide für einander empfinden, dies bange Zittern Deiner Seele, das Du mir gestehst, das ist es, und nun es in Dir erwacht, nun bin ich Thor fast unglücklich,

daß ich es nicht mit eigenen Augen erwachen sah, daß ich Dich nicht zum neuen Leben durch meine gegenwärtige Liebe erweckte. Ist das nun Unrecht? Muß ich nicht glücklich sein, daß Deine liebe Seele überhaupt bange zittert? Laß nur die Anderen sagen, Du hättest noch keine Ahnung von Liebe, ich weiß es besser, laß mein allein dies süße Geheimniß sein. Es ist ja mein Recht, dies Wissen mit Keinem zu theilen. Und da fragst Du so rührend, ob ich auch nicht vergesse, daß Du Niemand Anders als mich auf der Welt hast? O Gerta, wie stolz machst Du mich durch das Wort! Ich glaube, es war die schönste Stunde meines Lebens, als ich heute früh Deinen Brief zu Ende las. Leider konnte ich nicht unter dem ersten Eindruck schreiben, nur „das Zittern Deiner Seele“ durchzitterte mein ganzes Sein und wird es beherrschen, so lange ich lebe. Mir war es im Lauf der langen Stunden, die vergehen mußten, ehe ich Dir antworten konnte, als fühlte ich Dich, wie Du Dich an mir festranken willst. Das ist das liebste Wort, das Du mir je gesagt, lieber noch als das Ja vor dem Altare, denn das war Dir abgefordert.

Und Du fürchtest noch, ich könnte Dich miß-
verstehen? Aber worin denn, ließt die Liebe denn
nicht klarer als die Sonne? Oder hältst Du sie
für blind?

Dein beglückter R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 25. Sept. 1870.

Lieber Rolf!

Ach! was sind Briefe doch für ein mühselig Ding, o wie schwer ist es, sich zu verstehen! Hatte ich Dir wirklich zehn Tage nicht geschrieben? Mir scheint es kaum möglich. Wie konnte ich nur so rücksichtslos sein, und dann einen so dummen Brief, als einzigen Trost für mein langes Schweigen! Nein, ich verzeih' mir's nicht! Was wirst Du von mir denken! Ich kann Deinen Brief gar nicht wieder lesen; ich fühle solch' ein Weh in der Brust, als zerstörte ich mir etwas. Ich war rücksichtslos gegen Dich und Du sagst, auch gegen Deine Mutter! Also hat sie über mich geklagt, das dachte ich wohl. Sie sagte mir gestern einige harte Sachen, die ich Dir gar nicht schreiben will; denn sonst wird Alles

noch schlimmer. Nur Eins, worin ich mich doch vertheidigen muß, im Fall sie Dir's schreibt: sie sagte, ich kokettire, und zwar gerade in der gefährlichsten Weise, mit meiner Kälte, die alle Männer verliebt mache. Ob ich die Absicht habe, Gerhard und die Franzosen alle miteinander närrisch zu machen? Sie seien ja bereits Alle in mich verliebt, wie die Maikäfer. Und wenn ich mein Kokettiren nicht aufgebe, so würde sie Dir schreiben, daß sie mich nicht mehr behalten wolle. Lange konnte ich gar nicht sprechen; ich war so gekränkt. Aber endlich sagte ich: „Wann habe ich kokettirt?“ „O, immer! Wie Du den Kopf drehst, bewundern sie, was Du sagst, macht sie närrisch; denn Du scheinst bald naiv, bald gelehrt, immer räthselhaft; ich werde überhaupt nicht aus Dir klug, sehe nur die Wirkung von Deinem Wesen. Gerhard hätte sich vielleicht für das arme Annschen interessirt, wenn Du nicht dazwischen gekommen wärest, aber Du mußt Alles an Dich ziehen, gerade so wie Du meinen Kolff umgarnt hast, ohne eine Spur von Gefühl Deinerseits. Kolff, Gerhard, die Franzosen, Alles ist Dir gleich, Keinen hast Du lieb, o! ich bin Mutter! ich habe scharfe Augen für mein

Kind!“ — Da! die auch hat scharfe Augen für ihr Kind und hatte doch versprochen, mir Mutter zu sein! Glaubst Du wirklich, daß ich gar kein Gefühl habe? Doch habe ich die ganze Nacht geweint! Wenn ich kein Gefühl hätte, dann wäre mir es doch einerlei, was Deine Mutter zu mir sagte! Ich badete und badete mein Gesicht und mußte doch heute Morgen herunterkommen. Gerade war Gerhard zum ersten Mal beim Frühstück. Ich sah die Mama an, die ihn ansah und mich und sich dann in den Kaffee vertiefte. „Guten Morgen, Frau Gerta!“ rief er mir zu, „wenn es auch die ganze Nacht geregnet hat, so darf am Morgen die Sonne doch wieder scheinen!“ „Es hat ja gar nicht geregnet!“ sagte die Mama. Er sah mich an und lächelte, und mir schoß das Blut bis unter die Haare.

„Ich dachte, ich hätte die Spuren davon auf den Blumen gesehen!“ meinte er, indem er mich ansah.

„Jetzt ist starker Thau,“ sagte die Mama. Endlich fand ich meine Stimme wieder. „Ja, alle Spinnwebe und Mariengarn glitzern heute, von Tropfen schwer; es sieht wunderhübsch aus, und die Spinnen

weben in höchster Eile, um noch schnell einen schönen Fang zu thun.“

„Und die Fliegen stürzen sich ins Garn, als gäbe es kein größeres Glück!“ sagte Norbert. Ich wurde wieder roth unter dem Blick der Mama, der deutlich sprach: Sagt' ich's nicht? — Ich klagte über Kopfsweh und ging hinaus, in den Garten. Ach Kolff! Kolff! Solch' ein Brief von Dir an solch' einem Tage, es war so bitter, so bitter!

Nachmittags. Eben kommt Dein Brief vom 22. c., wie ein Trost in all' den Sturm; denn schon hatte die Mama gesagt, sie könnte das Nachtragen und Gesichterschneiden nicht leiden, und wenn ich mich vor den jungen Leuten als Märtyrerin hinstellen wollte und sie als einen alten Drachen, so brauchte ich nur so fortzufahren. Du siehst, es ist unmöglich, daß ich mich Deinem Freunde anvertraue, obgleich er heute mehrmals versuchte, mit mir zu sprechen und zu ergründen, was mich drückt. Nicht wahr, Kolff, man muß doch nicht gleich verliebt sein, wenn einen Jemand interessirt? Und Du sagst, bei Gerhard kommt das leicht und wird wieder vergessen? Seine Mutter kam die

letzten Tage wieder und scheint nur mit Annchen und Heirathsplänen beschäftigt.

Ich ging fort und ließ sie mit ihrem Sohn allein. Danach sah sie heute gar nicht vergnügt aus und war ein wenig kalt gegen mich, Dein Vicemütterchen. Was habe ich ihr nun gethan? — Zu meiner größten Ueberraschung erschien die Tante mit Annchen vor einer Stunde. Annchen flüsterte mir zu, die Mama habe ihren stürmischen Bitten nicht widerstehen können. Gerhard war kühl und höflich, aber Annchen war glücklich über jedes Wort, das er zu ihr sprach. Die Mama und Tante waren eine Weile allein miteinander, darauf nahm mich die Tante mit in mein Zimmer, machte das strenge Gesicht, vor dem ich mich so oft gefürchtet und sagte: „Deine Schwiegermutter ist nicht zufrieden mit Dir; das thut mir sehr leid, aber sehr leid. Sie behauptet, Du seiest kokett, was ich natürlich nicht glauben kann; sie sagt, Du liebest Dir von Norbert den Hof machen, was von wenig Freundschaft Annchen gegenüber und von wenig Gewissenhaftigkeit Deinem Manne gegenüber spricht. Ich hatte besser von Dir gedacht!“ Ich dachte, ich könnte es nicht mehr aus=

halten; ich bekam Selbstmordgedanken! Da kommt Dein lieber Brief, wie ein warmer Strahl! Du allein hast Vertrauen zu mir! Du glaubst an mich! Du weißt, daß ich wahr bin, und daß ich es ehrlich meine. O Kolff! Kolff! Du wirst Dich nicht auch von mir wenden, wie alle die Mütter, die ihre Kinder gegen mich vertheidigen, als wenn ich vergiftet wäre!

Den 26. früh. Eigentlich sollte ich diesen ganzen Brief zerreißen. Aber ich fürchte, sie klagen mich an vor Dir, und Keiner vertheidigt mich. Ich lege diesen allerliebsten Brief vom Papa bei, der Dir gewiß Freude machen wird. Wenn er nur erst wieder da wäre! er würde mich vertheidigen! Wenn es nur nicht so unendlich lange dauert, bis wieder ein Brief von Dir kommt! Die Situation ändert sich so rasch! Ach Gott! wärst Du doch da! An Deiner Seite könnte ich mit Norbert ganz harmlos sein; jetzt ängstigt mich jedes Wort, und er hat natürlich die Geschichte gemerkt, er ist auch besangen, wird roth, stottert und thut, als huste er, wenn er es auch gar nicht nöthig hat. Hans war so lange nicht da. Der würde gewiß einen natürlichen Ton wieder mit-

bringen. Ich fühle mich todmüde. Heute Nacht habe ich fest geschlafen, wie ein Kind nach der Ruthe! Ich habe mich in den Schlaf geweint. Annchen mit ihrer Liebe machte mich so nervös; ob ich Das gesehen und Jenes gehört? ob er nicht doch sehr oft nach uns geblickt, als wir bei einander auf dem Sopha saßen? Ach Gott! ich sagte, ich wüßte nicht, denn ich hätte Norbert gar nicht angesehen, was auch wahr war.

Was glaubst Du wohl, was das für ein Gefühl ist, so an den Pranger gestellt zu werden? Ich glaube, der Unschuldigste muß zuletzt zur Ueberzeugung gelangen, daß er ein armer Sünder ist. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich die Augen niedergeschlagen, aber warum denn? Ich glaube, ich dürfte heißes Eisen in die Hand nehmen, ohne zu verbrennen. Warum senkte ich denn den Blick? Es sind doch nur lauter Menschen, die mich beurtheilen, und die Alle nicht kühl sind, weil ihnen ein lebhaftes Interesse am Herzen und in Gedanken liegt. Könnte ich nicht Gerhard bitten, sich mit Annchen zu verloben? Sie ist so lieb! Es wäre doch nicht so schlimm? Was meinst Du?

Deine Gerta.

An Studiosus Hans Norbert.

Sorin, den 28. Sept. 1870.

(Dictirt.)

Mein alter Hans!

Ist Deine brüderliche Liebe erloschen, oder hast Du uns vergessen oder haben wir Dich beleidigt, oder bist Du krank, oder ist Sorin langweilig? Mein schöner Secretär bedarf Deiner, (das habe ich gar nicht gesagt!) denn alles Lachen ist aus seinem Gesichte verschwunden, ich bin machtlos, es hervorzuzaubern, Du mußt mir her! Die Frau Mama schildert uns abwechselnd, auch manchmal zugleich und vergißt, daß wir keine Kinder mehr sind, und sie uns nur zu gut erzogen hat; sonst würden wir rebelliren. Womit wir sie erzürnt haben, ist nicht zu ergründen, aber auch sie ist gar nicht mehr vergnügt, und ihr gutes altes Gesicht legt

sich in finstre Falten, was ihm gar nicht gut steht und die Frau Tochter ganz und gar einschüchtert, so daß alle rothe Farbe von den Wangen gewichen ist, und statt dessen — — nein, das schreib' ich nicht! Nun gut, das schreiben wir nicht, aber jedenfalls ist Deine Anwesenheit hier von der allerhöchsten Nothwendigkeit. Die Frau Mama seufzt immer nach Dir; die Franzosen jammern nach meinem „aimable frère, qui égaie tout le monde“ und unsre Frau Schwägerin — unsers Blutsbruders Kolff Frau! — sagte: „Wenn doch Hans hier wäre!“ Also habe ein menschlich Rühren! Die kleine Cousine wurde uns entrissen, was uns Allen schlaflose Nächte verursacht hat und alle Wunden aufgerissen, die im Heilen begriffen waren, und nun schreien wir nach Dir als dem Retter, Du verkörperter Sonnenschein! Wir wollen auch ganz artig sein und jede Strafpredigt von Dir demüthig hinnehmen. Wir haben so wie so nichts Anderes mehr gehört als das, so daß wir als fließende Bächlein dasitzen, wie Minz und Maunz, die Kleinen, und Angst haben zu athmen oder zu sprechen, wie die gescholtenen Kinder. Dabei sind wir uns keines Verbrechens bewußt, schreiben alle

Lage an unfre Männer, (das ist ja gar nicht wahr!) sind in die Abwesenden vertieft, daß wir für die Gegenwärtigen keinen Blick mehr haben, hören den Blättern zu, wie sie fallen, und dem Rebel, wie er rieselt und sind überhaupt von so schwarzer Melancholie, als lägen all die Unfern in Frankreich begraben! — Komm, lieber Hans, und mache die Herzen wieder grün! Du wirst ausgezeichnet gut empfangen werden! Sorin ist eben ein Jammerthal, und die Menschen drin sind Sauerklöße! Der Franzose möchte uns ein Stück von La Biche vorlesen, „mais pas sans Monsieur Anns!“ weil der gut lachen kann, wie der Vollmond!

Habe Erbarmen mit Deinen trauernden Geschwistern!

Dein treuer Bruder

Gerhard.

An Frau Gutsbesitzerin Hardtlan.

Gorze, den 25. Sept. 1870.

Meine liebe Mama!

An jedem Tage, mit jeder Post hoffte ich auf ein freundliches Wort von Dir, als Antwort auf meinen Brief vom 15. Aber es bleibt aus, und ich quäle mich ab, warum? Habe ich unkindlich geschrieben? So verzeiht mir meine Mutter doch in ihrer großen Liebe und wird nicht mit Härte mein Vergehen strafen. Ich war sehr erregt und unglücklich über Deinen Brief, und je mehr Zeit vergeht, ehe ein Anderer eintrifft, je mehr beunruhigt er mich. Sollte Gerta Dich wirklich so verletzt haben, daß Du mir nicht verzeihst, ihre Partei ergriffen zu haben? Du bist ja sonst so milde im Urtheil, kannst Du nicht der Jugend meiner Frau mehr zu Gute halten? Sie ist doch auch in einer

schweren Lage, und ich, Dein Sohn bin es, der sie in dieselbe gebracht hat. Es war gewiß egoistisch und unbedacht von mir, daß ich sie bat, sich mit mir trauen zu lassen, als meine Braut hättest Du sie mit anderen Augen angesehen und von anderen Seiten und allmählicher kennen gelernt, ich habe vielleicht meiner Uebereilung das größte Unglück in der Welt zuzuschreiben. Denn als das Größte scheint es mir, wenn meine Mutter die Frau meines Herzens nicht liebt. Gerta ist in vielen Beziehungen sicher noch unreif, sie wird sich aber unter meiner Liebe entwickeln, wir werden auf einander so viel Einfluß haben, daß jeder des Anderen Härten abstreift. Ich habe ja auch so viele, Mama. Wäre Gerta wirklich so kalt wie Du meinst, würde ihr die Trennung ja nicht schwer fallen, würde sie eine heitere und angenehme Gesellschaft für Dich sein. Gerade aber weil sie selbst leidet, erscheint sie verschlossen und kühl. Dir widersteht Keiner, meine liebe, gute Mama, Du wirst Gerta zu Dir heranziehen, daß sie ganz so wird, wie Du sie wünschest. Mit was für trüben Gedanken ich mich plage, brauche ich Dir ja nicht zu sagen. Es ist auch ein schwerer

Augenblick im Kriege gerade, dies ewige Warten und Hoffen hier vor Metz. Hin und wieder fallen einige Granaten, sonst einen Tag dasselbe wie den anderen. Nur rückt die Jahreszeit vor, und der Winter kann uns noch hier sehen!

Verzeih meine Kopfhängerei und verzeih mir sonst Alles, was ich Dir nicht recht gemacht.

Dein unglücklicher

Kolff.

An Dr. Gardtlan.

Sorin, den 28. Sept. 1870.

Eben kommt Dein guter Brief, mein Geliebter, wie milder Thau auf durstendes Land! Den ganzen Morgen war Hans hier und machte krampfhafteste Anstrengungen, den alten heiteren Ton wieder herzustellen. Es war wirklich rührend, wie er die ältesten Wize ins Französische übertrug und die Französischen ins Deutsche, so daß Deine Mutter und die Franzosen gleich viel lachen mußten. Du wärest zufrieden gewesen. Für die armen Leute ist es eine schwere Zeit. Ich fand den Einen heute weinend wie ein Kind über einen Brief aus der Heimath. Nun sind die Franzosen, bei all' ihrem lebhaftem Sprechen, äußerst zurückhaltend mit ihren Privatangelegenheiten, so daß man auch

nicht viel zu fragen wagt. Aber der arme Buisson sah so trostbedürftig aus, daß ich ihn frug, ob ich etwas für ihn thun könne? „Vous êtes mille fois trop bonne, Madame!“ sagte er und meinte, kein Mensch könnte ihm helfen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; manchmal sind Traurige gern gefragt, weil sie nur aus Schamhaftigkeit ihr Herz nicht öffnen. Ich meine, ich kenne das. Also sage ich ganz schüchtern, es wäre auch für mich sehr schwer, daß der Krieg noch nicht zu Ende sei; wieviel bitterer müßte es für ihn sein. „Ah! Mademoiselle!“ rief er aus, „C'est une destruction!“ Ich nahm einen Stuhl und setzte mich zu ihm, und mit vielen Absätzen erzählte er mir, sein Heim sei zerstört, sein Haus verbrannt, und sein schönes junges Weib habe einen Dienst suchen müssen, nach langem Hungern, und das Kind sei todt zur Welt gekommen, weil sie so sehr erschrocken sei. Ich mußte ihn bewundern, mit welcher Würde er das Alles erzählte, ohne meine Landsleute anzuklagen, um mir nicht wehe zu thun. Ich hatte gedacht ihn zu trösten, aber mir liefen nur die Thränen über's Gesicht. — Und in dem Dienst habe sie's schlecht, sie schreibe zwar nur

wenig davon; aber er kenne sie; Klagen werde sie nie. Sie danke nur Gott, daß ihr Mann am Leben und bei guten Menschen sei. Ich schämte mich in die tiefste Seele hinein, daß ich für so geringes Ungemach schon so muthlos geworden, während so schweres Unglück so tapfer ertragen wird. „Und wir freuten uns auf unser erstes Kind!“ sagte er mit zitternden Lippen. Von seinem Heimwesen sprach er kaum, in der Angst um seine Frau. Ich hatte mich schon gewundert, daß er so lange keinen Brief bekam, behielt aber meine Gedanken für mich, weil ich hoffte, er ängstige sich nicht, oder habe vielleicht niemand Liebes, und währenddem ängstigte er sich schweigend ab und schlief keine Nacht. Ich erzählte die Geschichte der Mama, die ihm darauf mit Thränen in den Augen die Hand schüttelte und etwas von „horrible guerre“ sagte; ich übersetzte ihm, was sie nicht recht herausbrachte, und offenbar that ihm die Theilnahme wohl. Der Andere, Mercier, sagte, er danke Gott, daß seine Mutter und Schwester in der Bretagne seien. Der Vorleser Labbaye sagte Nichts, aber er sprach nachher lange mit Buiffon allein und versprach, etwas für ihn zu thun. Könnte

man nicht seine Frau herschaffen? Die Mama nimmt sie gern auf, wenn es ihn trösten kann und wenn es thunlich ist. Ich glaube, Labbaye hat eine Braut, denn er bekommt viele Briefe und sagte einmal, wie klug es von uns gewesen sei, uns trauen zu lassen; Jedermann hätte es so machen sollen. Es muß doch entsetzlich sein, den Krieg im Lande zu haben, mit soviel Zerstörung und Noth, zu all' dem übrigen Jammer. Und wenn es nun gar kalt werden sollte, dann wird man noch weniger Rücksicht nehmen. — Ich schäme mich vor Dir, daß ich so niedergeschlagen war, anstatt Dich froh zu machen mit jedem Brief! Den ganzen Abend war ein viel wärmerer Hauch im Hause, weil Schmerz und Mitleid die Stimmung gehoben und vertieft hatten. Der arme Buisson wird den linken Arm wahrscheinlich nie mehr gebrauchen können. Man wollte ihn sogar abnehmen, aber er wollte durchaus nicht. Jetzt ist es ihm, glaube ich, leid, das unnütze Glied herumzuschleppen, das ihm stets hinderlich sein wird. —

Ich habe Dir den lustigen Brief abgeschrieben, den mir Gerhard für Hans dictirt hat, damit er käme. Der wird Dich auch heiter stimmen. —

Mercier hat eine hübsche, etwas chevrotirende Stimme, mit der er kleine französische Lieder sehr nett singt. Jetzt, wo er weniger Schmerzen hat, singt er zuweilen, und Gerhard läßt sich an Gueraltes Klavier schieben, mit der linken Hand improvisirt er eine Art von Guitarren-Begleitung dazu. Das hat uns schon vielen Scherz gemacht. Heute Abend war natürlich Alles still; aber ich hatte es sehr gern. Wir Frauen nähten, die Herren zupften Charpie um den Tisch unter der Hängelampe, und wir sprachen vom Frieden, als wenn der das verlorene Paradies zurückbringen würde. Ich sprach nicht viel, aus Furcht, die Mama zu reizen, die gerade so gut gestimmt war. Du sagst, ich soll ihr klagen, wenn ich matt bin und mich an sie schmiegen. Nein, Kolff, das geht nicht. Wenn sie mich gescholten hat, brauche ich sehr lange, ehe ich es vergesse und sie nennt das „Brummen“ und „Nachtragen“; wann soll ich einen günstigen Augenblick finden, in welchem ich sie nicht reize und in dem ich mich aufschließen könnte? Diese beiden Momente begegnen sich nie. Nun hat Gerhard sie weich stimmen wollen und hat ihr gesagt, daß ich mich vor ihr fürchte; das

hat sie ganz außer sich gebracht; denn sie ist sich bewußt, von Herzen gut zu sein und nur solch' eine rauhe Art zu haben, und nun findet sie mich ganz unnatürlich. Und ich habe wirklich eine physische Angst vor Szenen, die an's Krankhafte grenzt. Ich würde Alles dem Frieden opfern mit sehr geringer Charakterstärke. Gerhard hat mir schon darüber Vorwürfe gemacht, aber dabei sucht er immer Puffer und Schild zu sein in der zartesten Weise, damit es keine Zusammenstöße mehr gibt. Wenn ich etwas Unvorsichtiges sagen will, so erräth er es und wendet mir den Satz im Munde um; dann unterrichtet er mich, wie man die Mama nehmen muß; er habe darin viel Übung. Kurz, ich habe wirklich zwei liebe Brüder gewonnen durch Dich, die Dich nach Kräften vertreten. Jeder in seiner Weise. Mache Dir nur nicht zu viel Sorgen und Gedanken. Die armen Franzosen lassen mich jetzt erst verstehen, was es heißt, sich um sein Liebstes in der Ferne zu ängstigen und nicht helfen zu können, wenn man der natürliche Beschützer ist. Ich will nie wieder so kleinmüthig werden, sondern Deine tapfere Frau sein. Es ist fatal, daß ich die Weide und den Birnbaum nicht

mehr habe; es ist aber zu feucht, um draußen zu liegen. Und ich will kein Fieber haben.

Jetzt habe ich mir auch endlich ein Herz gefaßt und Gerhard um einige Bücher aus Deinem Zimmer gebeten. Er schickte sie mir heute früh mit einem Zettel, auf dem stand: „Ich nehme keinerlei Verantwortung für die kräftige Kost!“

Er ist gewiß erstaunt, daß ich meine Nase nicht in insipide Romane stecke, sondern lieber etwas Ordentliches lese. Ich fühlte mich schon ganz verdummen, und wenn ich jetzt Abends in mein Zimmer komme, lese ich noch ein wenig, das bringt alle Gedanken in Ordnung, die vorher wie die Pferde im Gestüt durcheinander liefen. Wenn das gute Annchen etwas Anderes lesen würde als Geschichten, so würden ihr all die Dummheiten gar nicht einfallen, glaube ich. Ich nannte sie heute vor Gerhard, dann wurde ich roth und verlegen; er schmunzelte und zog an seinem Bart und half mir gar nicht, sondern sah mich mit glitzernden Augen an, in denen schon wieder der Schalk saß, so daß ich mitten in meinem Satz abbrach und davonlief. Die beiden Brüder

lachten. Die abscheulichen Männer! dachte ich. Nun aber fallen mir die Augen zu, es ist schon Mitternacht!

Deine Gerta.

An Frau Dr. Gardtlan.

Gorze, den 28. Sept. 1870.

Wie schön Du bist! Meine Gerta, ich habe mir alle Deine Photographien aus dem geheimsten Fache meines Koffers herausgeholt und sie vor mich hingestellt. Da habe ich mich förmlich erlabt, und fast wäre es meiner trägen Phantasie gelungen, Dein lebendiges Bild mir hin zu zaubern, aber nur fast! So beginne ich meinen Morgen — denn es ist kaum 6 Uhr — mit einer Art Gottesdienst, kleine Angebetete. In dem Profilbildchen, das Du in der kurzen, glücklichen Zeit des Verlobtseins für mich machen ließest, bist Du mir aber doch am fremdesten; könntest Du Dich nicht jetzt mir zu Liebe photographiren lassen? Ich bitte Dich sehr darum.

Und nun kommt eben in diesen angefangenen Brief Dein Schreiben vom 25. Liebe Gerta!

Das ist ja entsetzlich, ich erkenne mein Elternhaus nicht wieder, Einer gegen den Andern und Alle, scheint es, gegen Dich! Kannst Du denn wirklich so unschuldig sein, wenn Alle eine Art von Schuld an Dir finden? Auch ich thue es, Gerta, und ich muß es Dir sagen, worin. Wie kannst Du mir in extenso wiedererzählen, was meine liebe Mama, gewiß in schnell bereueter Heftigkeit, gesagt? Wie kannst Du jedes unfreundliche Wort buchen, wenn Du mir doch noch nie ein freundliches wiederholt hast, und in den acht Wochen, welche Du in ihrem Hause bist, wird sie Dir auch schon viel Liebes gesagt haben! Ist denn in Dir kein Geist der Liebe, daß Du immer nur das Böse siehst? Entsinnt Du Dich, wie ungerecht Du in Deinem ersten Briefe gegen die Tante sprachst? Das fällt mir wieder ein als eine Art Beruhigung, denn es wäre zu furchtbar, hättest Du in Deinen Anschuldigungen Recht, und hätte meine Mama sich gegen Dich vergangen. Ich lebte seit Deinem vorletzten Briefe in einem so wunderbaren Glückstraum, der mich Alles vergessen ließ; nun da Deine Liebe, der meinen nach, so gewaltig angewachsen schien, daß solch' ein Erwachen wohl kommen

mußte. Gerta, Du schreibst kein Wort mehr von Liebe und auch kein liebes Wort, Du schreibst wie ein gewissenhafter Berichterstatter, der mir nichts erspart, wenn er auch im Beginn davon spricht. Siehst Du, meine Mama hatte gerade Deinen Mangel an jeglicher Gefallsucht in einem Briefe an mich gerühmt, hast Du nicht unwissentlich übertrieben, nun Du mir ihre gegentheilige Aeußerung mittheilst? Ach, liebe Gerta, mir sind solche Wiederholungen, solch' ein Nachsinnen über Worte so in der Seele verhaßt, ich komme mir so erniedrigt vor, wenn ich so abwägen soll zwischen Dir und ihr, daß ich nichts zu schreiben weiß. Außerdem thut mir eigentlich jedes Wort in Deinem Briefe wehe, gleich der Anfang, wo Du es für „rücksichtslos“ hältst, mir zehn Tage lang nicht geschrieben zu haben. Also weiter nichts? Dir ist es kein Bedürfniß, mir zu schreiben, nur eine Pflicht? Ganz naiv nimmst Du an, daß nur ich leide unter diesem Schweigen. War ich da nicht ein unendlicher Thor, daß ich die erwachende Liebe in Deinem vorletzten Briefe zu entdecken glaubte? Hast Du die Schultern gezuckt über meine Anmaßung? Daß Du die Nacht durch weinst, kann

ich nicht als ein Zeichen von Gefühl anerkennen, wie Du von mir verlangst, ich habe Frauen leichter noch aus gekränktem Stolz, als aus Schmerz, Thränen vergießen sehen. Dein Weinen beweist mir nur, daß Du nicht an mich gedacht, und daß Deine Nerven in traurigster Verfassung sind. Wenn das so fort geht, darfst Du vor allen Dingen nicht in Sorin bleiben, aber wohin kannst Du Deine Schritte wenden? Ist Deine Freundin Marie Franzius nicht in Berlin, (ich vergesse ihren verheiratheten Namen) hast Du nicht irgendwo eine Freundin, zu der Du ziehen könntest? Du bist zu jung, um Dir jetzt ein eigenes Heim einzurichten, ehe ich zurückkomme; oder möchtest Du es doch? Scheue keine Ausgaben, falls Du irgend eine Idee hast; mir ist nur Eins wichtig auf Erden, daß Du Dich wohl fühlst. Vielleicht ist Gerhard bald soweit hergestellt, daß er Dir an die Hand gehen kann? Schreibe mir Deine Wünsche bald, damit ich das Nöthige bei den Eltern einleite. Natürlich nehme ich Alles auf mich, für den Fall, daß Du fort willst; mein Wunsch ist es, daß Du sie verläßt; daß ich Dich den Anderen gegenüber decke, dessen bist Du hoffentlich sicher? Jedem

Fremden gegenüber billige ich Alles, was Du auch thun solltest.

Ich würde es für unverantwortlich halten, redetest Du Gerhard zu, Anna zu heirathen. Warum denn? Weil sie ihn zu lieben glaubt, soll er sich und sie vielleicht für ein langes Leben unglücklich machen? Eine Ehe, zu der man Jemand zuredet, erscheint mir wie ein Verbrechen, und Alle dabei Betheiligten wie Verbrecher. Warum soll Gerhard denn überhaupt heirathen? Wenn er hergestellt ist, wird sein dringendster Wunsch sein, wieder in's Feld zu gehen; wer kann denn überhaupt in solcher Zeit Zukunftspläne fassen und an sich denken! Das würde ich Deiner Cousine einmal sagen. Ich finde es empörend, wie ein Mädchen sich so das Recht nimmt, einen Mann fesseln zu wollen, der nicht einmal ein Recht über sich selbst hat, da er die Uniform trägt. Daß Gerhard's Mutter sich mit Heirathsplänen für ihn beschäftigt, scheint mir undenkbar. Vielleicht sind aber all' die Menschen von Grund aus verändert, seitdem ich sie nicht mehr gesehen. Dann stünde mir ein trauriges Wiedersehen bevor.

Hier ist die Rede davon, daß wir von einem andern Lazareth abgelöst werden sollen, wer weiß, wohin wir dann kommandirt werden. Mir ging einige Mal durch den Kopf, ob Du vielleicht auch einige Wochen noch hierher kommen könntest, aber es ist durchaus unmöglich. Ich habe sehr Unrecht an Dir gehandelt, da ich Dich nicht frei zurückließ, und ich möchte Dir das Leiden, das Du nun durch mich zu tragen hast, erleichtern können. Die schwerere Hälfte blieb so wie so bei mir, aber Du könntest auch Anspruch darauf machen, ganz ohne Leid zu bleiben. Ich habe Dich schon lange etwas fragen wollen, nicht etwa aus einer Art Eifersucht, nein, nur weil mich die Selbstquälereien nicht mehr verlassen: hast Du schon einmal im Lauf dieser letzten Woche bereut, meine Frau geworden zu sein? Du mußt es mir aufrichtig sagen, die Wahrheit kann ich vertragen.

R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 29. Sept. 1870.

Ich habe meinem lieben Sohne lange nicht geschrieben, aber nicht aus den Gründen, die er gefürchtet. Nein, mein guter Kolff, Du hast Dich nicht in Deiner Mutter geirrt, sie nimmt auch aus ihres Sohnes Munde einen Vorwurf hin, wenn sie ihn verdient hat. Es war sehr unbedacht, daß ich Dir in die weite Ferne Dinge schrieb, die keine Gile haben, und die Du selbst noch früh genug erfahren wirst; es sah mir alten Frau nicht ähnlich, und es wird gewiß nicht wieder geschehen. Ich frage mich nur, wer eigentlich daran schuld ist, daß jetzt lauter Mißstimmungen entstehen; wie der Mensch eigentlich innerlich aussehen muß, vor dem eines ganzen Kreises Gedanken und Gefühlsharmonie sich in

Mißtöne auflösen. Der Papa schrieb auch ganz verstimmt aus Karlsbad, sein „Töchterchen“ hätte ihm so traurig geschrieben. Ihr behagt es augenscheinlich nicht mehr bei mir, so viel Mühe ich mir auch gebe, ihren Geschmack zu ergründen. Sie wird Dir wohl auch nicht ihr wahres Gesicht zeigen, sonst möchte ich Dich bitten, mir einmal Aufklärungen über sie zu geben. Doch ich wollte lieber gar nicht über sie schreiben, um Dich nicht zu kränken. Gesundheitlich geht es ihr ganz gut, sie sieht wohl aus, obgleich sie sich die Ziererei beim Essen immer noch nicht abgewöhnt hat. Das ist, damit Du noch etwas an ihr auszusetzen fändest, meinte sie neulich, und die junge Männerwelt fand das natürlich sehr geistreich, es mußte sogar für die Fremden in's Französische übersetzt werden. Unser lieber Gerhard ist wohl die längste Zeit bei uns gewesen, er sehnt sich schon nach Frankreich zurück, obgleich er jetzt erst anfängt den Arm zu gebrauchen. Gestern fand ich ihn für Gerta die Wollsträhne haltend, *Hercule aux pieds d'Omphale*, meinte er. Das war ja schon ein gutes Zeichen; Hans hofft auch in einigen Wochen auserercirt zu haben und nachgeschickt zu werden; er hat jetzt selten

Zeit, zu uns heraus zu kommen. Dafür erwarte ich den Papa bald zurück. Wie schwer mir eine Trennung von ihm immer ist, weißt Du ja, und nun in dieser Zeit! Unsere französischen Verwandten machen sich recht nett, hoffentlich stören sie den Papa nicht zu sehr in seiner gewohnten Behaglichkeit. Reindel war sehr glücklich, daß Du ihm neulich selbst ein Paar Worte über seines Sohnes Besserung geschrieben. Hoffentlich hält sie vor? Jetzt umarmt Dich

Deine M a m a.

— 132 —

Sorin, den 2. Oct. 1870.

Ach Rolff! Es sollte gar keine Post und gar keine Briefe geben, ja nicht einmal Worte und keine Sprache! Stumm sollte man sein, wie die Fische und sich am Anschauen genügen lassen, und wenn man getrennt ist, sich alle 2 Wochen photographiren lassen, damit man aus dem Gesichtsausdruck erräth, wie es dem Menschen zu Muth ist, den man liebt. Wenn es möglich ist, lasse ich mich morgen für Dich photographiren; es wird aber nicht sehr schön ausfallen. Ich soll schlecht aussehen; Du wirst am Ende gar nicht begreifen, was aus Deiner Gerta geworden ist! oder wirst Du es besser begreifen, als aus meinen dummen Briefen, die ich Dich Alle zu verbrennen bitte. Ich will das Alles nicht gesagt und nicht gedacht haben und nie wiedersehen! Ich will lernen, nicht mehr Ich zu sein, sondern das ideale Wesen, das

Deine Mutter als Schwiegertochter geträumt hat! Denke nur, wieviel ich lernen mußte, bis ich nur zur Einsicht gelangte, daß ich ihr gar nicht gefalle! Denn ich hatte mir zuerst eingebildet, ich sei ihr ganz recht so! Darum war der Herabsturz jäh und überraschend. Ich werde mich schon davon erholen, mit der Zeit. Es ist wahr, pater peccavi, ich that sehr unrecht, Dir auch nur ein Wort gegen Deine Mutter zu sagen. Aber es war nur die Bitterniß der ersten Enttäuschung, nachdem ich mir eingebildet, eine Mutter gefunden zu haben. Ob wohl meine Mutter heftig gegen mich gewesen wäre? Kann das sein? Ist die Deine manchmal heftig gegen Dich? Das glaube ich nicht. Ich denke mir „Mutter“ als etwas so Ideales, daß es wahrscheinlich auf Erden nicht existirt. Aber was soll ich thun mit meiner unerhörten Empfindlichkeit, soviel Kränkung hinzunehmen, als wenn es sich so gehörte? Ich fange an, Dir zu glauben. Ich muß etwas sehr Häßliches an mir haben, von dem ich noch keine Ahnung hatte. Sonst würden sich doch nicht Alle von mir wenden, und Du selber auch! Ich möchte wissen, warum ich geboren bin! Meiner Mutter habe ich das Leben gekostet,

mein Vater hat mir das nie verziehen; meine Stiefmutter gönnte mir das Brod nicht; meine Tante war gut und sagte, sie habe nun einmal die Pflicht übernommen, das Kind der todten Schwester zu erziehen und werde ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen; aber kaum war ich erwachsen, dachte sie Tag und Nacht daran, mich zu verheirathen, eh Annchen groß sei, damit sie nicht ewig junge Mädchen in die Welt führen müsse — that ich ihr Unrecht in meinem ersten Briefe? Sagte ich denn nicht, daß sie getreulich ihre Pflicht an mir erfüllt hat? Doch, gewiß habe ich's gesagt. Jedermann hat sie ja dafür bewundert! — Deine Mutter küßt mich jeden Morgen und jeden Abend und Frau Norbert nennt mich Du. Also sind ja alle Menschen von großer Güte für mich, und ich, ich bin hassenswerth, daß ich nach Mehr beehrte! Ich kann auch gar nicht begreifen, was für ein sonderbares Sehnen in mir erwacht ist! Wenn ich mich nur einmal selbst verstünde! — Was ist denn eigentlich Koketterie? und warum hatte ich erst gar keine, und jetzt soll sie da sein? Ich habe wirklich neulich in den Spiegel gesehen, weiß nicht warum, denn ich war nachher gerade so klug;

ich weiß doch nicht, wie ich aussehe. So erscheint mir mein innerer Mensch fortwährend im Spiegel, den mir die umgebenden Personen vorhalten, und ich erkenne mich nicht. — Ich wage nicht mehr, Dir von Liebe zu schreiben, weil ich auch die Liebe nicht mehr verstehe. Die Jungen sagen, ich hätte keine Ahnung davon. Gerhard und Hans nennen mich überhaupt nur noch „Melusine“. Annchen wollte das auch anfangen, ich schnitt es ihr aber kurz ab, indem ich sagte, sie solle doch originell sein und kein Affe. Dieses unliebenswürdige Wort kränkte sie tief. — Zwischen Deiner Mutter und mir sollst Du gar nicht abwägen; Du sollst ihr immer recht geben. Ich thäte es auch. Zwischen meiner Mutter und meinem Mann würde ich immer meiner Mutter recht geben, da sie älter wäre und die ältesten Rechte und die meiste Erfahrung hätte. Warum kann ich mir nicht einbilden, Deine Mutter sei auch die Meine! Aber unsre Naturen sind so grundverschieden! Ich bin so kalt und verschlossen, und Deine Mutter ist wie eine warme Quelle, immer übersprudelnd und kochend, und verbrennt mich fortwährend, ohne es zu wissen. Wie konnte ich

Dir nur schreiben, ich hätte geweint! So werde ich gestraft, wenn ich mich einmal zu Geständnissen verleiten lasse, und so werde ich verstanden! — Es fing an, eine gewisse Süßigkeit für mich darin zu liegen, Dir zu beichten, dem Ungeesehenen, gerade wo wir uns wenig kennen. Das ist nun vorbei. Ich werde es nicht wieder thun. Ich kriechе wieder in meine Schale zurück, in der Du mich ja übrigens gefunden und bewundert hast! Es lag am Ende nur an der Schale, und das Thierchen, das darin wohnt, findest Du häßlich und ekelhaft. Laß Dir an der Schale genügen und suche, Deinen Irrthum und Fehlgriff zu überwinden und zu ertragen, so gut Du kannst.

Ich bin Dir unendlich dankbar für all' Deine zarten, rücksichtsvollen Vorschläge; aber ich würde mich schämen, sie anzunehmen. Wie alle Menschen meiner Gattung löse ich mich schwer los, selbst von rauhem Gestein; ich war zum Festwachsen bestimmt, und bin vielleicht darum so unglücklich, weil mir das nirgends gelingen will. Nein, Du wirst bald hören, daß Alles sehr gut geht; ich verspreche es Dir. Ich soll Niemand zum Heirathen zureden! O Kolff! Kolff! Hast Du es denn

jetzt schon so sehr bereut, daß Du Jeden glücklich schäkest, der frei geblieben? Du findest es „empörend“, daß Annchen liebt, ganz unmädchenhaft, nicht wahr? Ja, natürlich, man sollte immer nur den lieben, der Einen wiederliebt und den man haben kann, und mit dem man glücklich wird. Dumme Liebe! Die sollte es auch nicht in der Welt geben; dann wäre sie viel einfacher. Gerhards Mutter hat vielleicht keine Heirathspläne; was ich denke, darauf kommt es ja überhaupt gar nicht an; das hat eigentlich noch nie Jemanden interessirt, als mich selber. O warum kann ich nicht mehr am Weiher liegen! Da war Alles still und gut! Mache Dir doch keine Vorwürfe, daß ich den Ehering trage! Ich habe es ja gerne gethan! Ich kann mir keine Vorwürfe machen, wenn Du es auch jetzt bereust; denn wir haben gethan, was recht und natürlich war, und was das Vernünftigste schien. Nein, ich habe noch nie bereut, Deine Frau geworden zu sein; denn ich hatte eine große Bewunderung für Dich und viel Vertrauen zu Deinem Charakter und habe mich glücklich geschätzt, einen so guten Mann zu bekommen. Aber wenn Du mir sagst, Du leidest, dann könnte

ich es bereuen; denn eine edle Seele wie die Deine
leiden zu machen, das würde ich mir nicht ver-
zeihen, bis zu meiner Todesstunde.

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 6. Oct. 1870.

Liebe Gerta!

Da ist Dein erwarteter und gefürchteter Brief eingetroffen, vor dessen Ankunft ich auch Dein Schreiben vom 28. Sept. nicht beantworten konnte. Wie ein Damocles-Schwert hing Deine Antwort auf meine ersten Anfragen über mir, und nun das Schwert endlich auf mich gefallen, wundere ich mich, daß ich je hoffen konnte, es würde von meinem Haupte entfernt werden. Freilich ist Dein Brief auch so entsetzlich, daß er mir eine neue Welt enthüllt, und die alte, in der ich lebte, ließ diese nicht vorher ahnen.

Also es ist nun ausgesprochen, und ich kann es schriftlich mir selbst beweisen, daß Du mich auch nicht eine Spur liebst, daß Dein Interesse nicht

über Dich selbst hinaus gehen kann, daß die Schale — welche Deiner Meinung nach so ausschließlich auf mich wirkte, als ich Dich lieb gewonnen, — nicht das birgt, was ich berechtigt war zu hoffen. Das Einzige, was ich Dir je war, war der Gegenstand, welcher in Dir das Gefühl „einer gewissen Süßigkeit“ hervorrief, wenn Du Dich ihm erschließen konntest. Und das Alles schreibst Du mir mit der Sicherheit des Rechtes, Du bist nun einmal „kalt und verschlossen“ und wirst Dich nie wieder auf Geständnisse einlassen. Aber warum bist Du „kalt und verschlossen“? Habe ich das verdient? Ist es ein so schöner Charakterzug, daß Du stolz darauf sein konntest und Dir nicht einmal die Mühe zu geben brauchst, Dich zu bessern? Es wird jetzt Alles anders werden, schreibst Du, aber Du willst nicht etwa danach streben, Dich aufthauen zu lassen von der Sonne, die Dich umgibt, die eigensüchtige Natur in Dir zu bekämpfen, nein, Du bist nur stolz darauf, Dich hinfort besser verstellen zu können. Das entspricht ja auch Deiner Meinung, kein Mensch würde anders, er lernte sich nur immer besser verstecken, wie ich schon, ehe Du meine Braut wurdest, einmal mit Entsetzen

aus Deinem Munde hörte. Was mir das nun für Freude machen soll, höre ich, daß „Alles sehr gut geht“, brauche ich Dir ja nicht erst zu sagen. Wenn Du Dich einmal dazu herabgelassen hättest, über „Menschen meiner Gattung“ nachzudenken, anstatt immer nur die Deiner Gattung zu studiren, d. h. das Eine Exemplar, würdest Du vielleicht einen Gran weicher geschrieben haben. Du gefällst Dir aber zu sehr in der interessanten „Melusine“, welche Andere, Dir zu schmeicheln, erfanden, um über gewöhnlicher Menschenkinder Herz und Leben Deinen geistreichen Kopf zu zerbrechen. Sonst würdest Du mir wohl nicht kalten Blutes die Beleidigung zuschleudern, ich solle mir an Deiner Schale genügen lassen; die Seele wäre ja doch zu hoch für mich? Du mußt allerdings auch von der Schale einen mächtig hohen Begriff haben, wenn Du meinst, sie genügt mir für Herz, Kopf und Gemüth. Vielleicht wird mir das Leben noch einmal Gelegenheit geben, Dir zu beweisen, daß ich nicht so brutal bin, wie Du meinst, daß ich keinen Anspruch an Dich erheben werde, nicht an ein einziges Haar Deines Hauptes, ehe Du mir nicht Deine ganze Seele hingegibest.

Ich nehme also auch nicht ein Versprechen von Dir an, das Du doch nicht halten kannst, nämlich, daß in meinem Elternhause hinfort „Alles gut gehen“ würde; im Gegentheil, nun Du Dich so viel mehr mir enthüllt hast, als je vorher, wo Du zu enthüllen meintest, gebe ich Dir noch einmal den dringenden Freundesrath: verlasse Sorin so bald wie möglich, unter irgend welchem Vorwande. Ja, die dumme Liebe! In diesem einzigen Satze stimmen wir ganz überein. Aber nur ich habe ein Recht von Liebe zu reden, Du nicht. Und darum wiederhole ich es, man begeht ein Verbrechen, redet man Jemandem zum Heirathen zu. Der „Jemand“, dem in dieser Welt meistens zugeredet wird, Gerta, ist nämlich weiblich; wir Männer dulden selten einen Eingriff in unser heiligstes Innenleben. Hätte ich es aber geahnt, Gerta, daß man Dir zugeredet, glaube mir, trotz meiner wahnsinnigen Liebe für Dich, ich hätte Deine Hand nie angenommen. Ich habe immer in dem thörichten Wahne gelebt, Du hättest mich aus freier Wahl beglückt. Ob ich es jetzt schon so sehr bereue? Was? Daß ich Dich gefesselt? Ja, das bereue ich tief. Daß ich mich gefesselt?

Aber ich war es ja, mit unzerreißbareren Banden, als die Menschen weben, denn ich liebe Dich. Daß Du Dich glücklich geschätzt hast, „einen so guten Mann“ zu bekommen, war mir das Kränkendste in dem ganzen Briefe. Also weil ich „so gut“! Aber wer hat Dir denn das eingeredet, hast Du nicht selbst Augen gehabt, um zu sehen, daß meine sogenannte Güte eine Art Indolenz ist? Es ist viel schwieriger, schlecht zu sein, als gut, darum war ich es nicht; aber tiefe Menschen nennen Güte eben etwas Anderes, ein Kunstprodukt, das aus lauter zerbrochenem Wollen und Hoffen unter furchtbarem Ringen und Kämpfen gebildet wird. Davon besitze ich noch kein Atom. Du nimmst die Worte und Verhältnisse sehr oberflächlich. Vielleicht habe ich Unrecht, von Deinen 18 Jahren mehr zu verlangen. Aber anders als oberflächlich kann ich es doch nicht nennen, wenn Du sagst, ich sollte nicht abwägen zwischen Mama und Dir. Das muß ich doch als gewissenhafter Mensch, und ich kann auch nicht anders, meiner Natur nach. Meine Mutter stand mir als unerreichtes Frauenideal da, bis ich Dich sah. Soll ich nun die alten Götter zerbrechen, oder mich selbst

vernichten? Ist denn Dich ungehört verdammen nicht dasselbe?

Wir sind noch immer hier, werden wohl auch nicht mehr fortrücken, sondern den Fall von Metz abwarten und dann mit unserm Corps weiter ziehen. Gott weiß, wann der Krieg endlich aufhört, mir scheint heute Alles hoffnungslos.

R o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 10. Oct. 1870.

Mein Lieber Kolff!

Ich weiß gar nicht, warum wir uns auf einmal so unfreundliche Briefe schreiben, während sich doch eigentlich gar Nichts geändert hat. Ich habe das Mißfallen Deiner Mutter auf mich gezogen, jedenfalls durch meine eigene Schuld. Du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen, und ich hatte Unrecht, mich dagegen aufzulehnen. Wirklich, ich gebe mir ehrlich Mühe, besser zu werden, woraus Du wohl sehen kannst, daß ich Dich lieb habe; denn sonst würde es mir ganz gleichgültig sein, was Du von mir denkst. Wenn Du aber von einer „Sonne“ sprichst, die mich „aufthauen“ soll, so verstehe ich wirklich nicht, was Du meinst. Bis jetzt habe ich sie weder gesehen noch gefühlt, diese Sonne. Einen

Augenblick, bei Norberts Mutter, da wurde mir's weich und warm, und es hätte wenig gefehlt, so hätte ich zu ihr gesagt: „Helfen Sie mir!“ Aber seitdem ist auch sie kalt geworden, Alles seit der Geschichte mit Annchen; die Mama hat ja die beiden Damen gegen mich eingenommen und ihnen Gott weiß was über mich gesagt, das ich nicht erfahren kann. Ich habe Annchen gefragt, aber die ist unzurechnungsfähig, bildet sich ein, sie müsse auf mich eifersüchtig sein! Nun ist Eifersucht ein Gefühl, das ich gar nicht verstehen kann und das mich vollkommen zurückstößt. Was braucht sie denn auf mich eifersüchtig zu sein? Ich bin ja verheirathet, also ganz aus ihrem Wege. Wirklich ich wäre sehr dankbar, wenn sie dieses Gefühl vor mir verstecken könnte, da sie es nicht ändern kann. — Manchmal habe ich förmlich einen bitteren Geschmack im Munde, soviel Verdruß habe ich gehabt! Ich hatte mich so sehr auf Deines Vaters Ankunft gefreut. Aber die Freude war schnell vorüber. Er war ganz anders gegen mich als früher, ganz kalt und gemessen. Ich frug Gerhard, was es wäre; er sagte, er wüßte es nicht, auch auf ihn schiene ein gutes Theil Ungnade gefallen, und meinte, Annchen mit

ihrer unglückseligen Offenherzigkeit habe uns alle in's Geschrei gebracht. — Weißt Du noch, wie ich Dir schrieb, Alles für den Frieden! Alles würde ich thun, nur um Frieden zu halten! Mir ist jeder Kriegszustand verhaßt! Und nun? — Mir schnürt sich fortwährend die Kehle zusammen, wenn der Papa so kalt mit mir spricht, oder gar zu den Andern spitze Sachen sagt, die mir gelten. Gestern war ich noch einmal am Weiher. Ich hatte mich in's schöne rothe Laub geworfen, die feuchten Blätter gegen die heißen Lippen gedrückt und gedacht — nun, das erzähle ich Dir in einer glücklicheren Zeit, was ich gedacht; da höre ich Schritte. Fortlaufen konnte ich nicht mehr. Also lag ich ganz still und machte die Augen zu. Die Schritte kamen langsam näher und raschelten durch's Laub; dann standen sie still, ganz nahe. Mir schlugen die Adern am Halse vor Angst, so daß ich zu ersticken meinte, und ich wollte doch ruhig athmen, als schlief ich. Auf einmal klang Gerhard's Stimme: „Was würde mein Bruder Kolff sagen, wenn er sähe, wie seine Frau sich den Tod holt?“ Ich sprang auf und drehte ihm den Rücken. „Gehen Sie doch fort!“ sagte ich. „Sie dürfen ja noch

gar nicht so weit hinaus, und es ist nicht warm genug für Sie! Gehen Sie fort!" Ich glaube, ich stampfte sogar mit dem Fuß. „Ich gehe nicht ohne Sie.“ Ich wandte mich um und ging langsam neben ihm her. „Es wird mir schwer, Sorin im Unfrieden zu verlassen," sagte er. „Was können wir nur thun, um Alles wieder in heitere Ruhe zurückzubringen?" Wie er das sagte, konnte ich mich nicht mehr halten. Ich dachte an die erste Zeit und jetzt! Ich mußte mich an einen Baum lehnen, vor Weinen. Es war, als löste sich ein langer Krampf, ein unerträgliches Herzweh. Das war das Schmelzen, beim ersten Sonnenstrahl. Ach nein! Verzeih! Du sagst ja, Frauen weinen nur aus gekränktem Stolz. —

Er schien das nicht zu denken, denn nach einer Weile sagte er mit ganz sanfter Stimme: „Es ist ja nur ein fortwährendes Mißverstehen von lauter guten Menschen, die sich sehr lieb haben könnten. Wenn Sie aber immer eine kleine Melusine sind, das vertragen die Andern nicht. Sie schweigen, wenn man eine heftige Antwort erwartet, und Sie antworten scharf, wenn Keiner Sie kränken wollte. Wäre Rolff hier, er hätte es wohl verstanden, Sie

zu entziffern und Ihnen Geduld zu lehren, weil Sie glücklich gewesen wären.“

Das sagte er, und ich dachte: Kolff versteht mich ebensowenig wie die Andern, gerade ebensowenig; und das ist das größte Unglück! Aber ich sagte natürlich Nichts. Ich konnte überhaupt nicht sprechen; denn es erschütterte mich so, das erste freundliche Wort, nach so langer Zeit. Und ich fürchtete, wenn ich anfinge zu sprechen, würde ich sagen, was ich später bereute. Er sprach zu mir wie der zärtlichste Bruder. Endlich schüttelte ich den Kopf und sagte: „Zu spät!“ und die dummen Thränen stürzten wieder hervor, nun da einmal der Damm gebrochen war. Ich dachte gar nicht, daß ein Mann so sanft und gut sein könnte. Dich ärgert's, wenn ich von Güte spreche! Und mir geht Güte über Alles! Aller Geist und Verstand ist mir zuwider ohne Güte! Das ist ja die Sonne, vor der ich schmelze, wie ein Eiszapfen, der sich selbst zur Last ist. Ich habe gewiß gar keine Seele; bilde Dir das doch nicht ein. Denn sonst hätte ich etwas Anderes gefunden als Thränen, um auf so liebe Worte etwas zu erwidern. Nein, ich habe keine Seele. Denn sonst würde ich Dich

besser verstehen, der so viel Seele hat. O mein Gott! mein Gott! könnte ich Dich doch von mir befreien, ich meine, von dem Liebhaben! Denn es ist mir unerträglich, Dich so unglücklich zu machen! — Das sagte ich auch Gerhard, daß ich Keinen glücklich machen könnte, Keinen, und daß ich besser als wirkliche Melusine in Weiher's Grund läge. „O nein!“ sagte Gerhard, „das wäre noch furchtbarer, den Geliebten todtzuküssen und dann mit einer Seele behaftet, unter den kalten Nixen ewig leben zu sollen!“ —

Das war doch sehr wahr. Ach, sehe ich nicht aus Deinen Briefen, daß ich Dich mit kalter Hand getödtet habe, weil Du mich gekränkt hattest! Ich kann nicht einmal sagen: Verzeih mir! denn da ist Nichts zu verzeihen; es ist ein großes Unglück, und wir müssen es Beide tragen. Ich lese jedes Wort in Deinem Briefe, und es ist so sonderbar, ich fühle nur, daß Du leidest! Mein Leid erscheint mir jetzt ganz klein, neben dem, was ich Dir gethan! Ich weiß nicht, wie mir die Schuppen von den Augen fallen, daß ich anfangs zu sehen und zu begreifen. Aber ach! Ich wollte, ich wäre noch so dumm wie vor zwei Monaten! Da hatte ich

Dir noch nicht weh gethan; da brauchte ich nicht Tag und Nacht zu denken, wie traurig Du aussehst, wie freudlos Du Deine Arbeit thätest. Jetzt sehe ich Dich immer mit trostlosen Augen und einer Wunde in der Brust von meiner Hand. Mir thut die Brust weh, nur weil ein Mensch lieb zu mir gesprochen hat, da ich mich von Allen verstoßen fühlte. Hätte ich gestern Deinen Brief bekommen, ich hätte wieder so bitter geantwortet; heute fühle ich, daß ich Dir weh gethan, viel weher als ich wollte, in dem wilden Wunsch, mich zu rächen; in dieser langen, langen Nacht wußte ich es schon, bevor ich Deinen Brief bekam. Habe ich Dich denn wirklich nicht lieb? Vielleicht nicht. Vielleicht meinten wir es nur in unserer Verblendung. Wenn ich einmal eine Seele bekomme, dann wird sie Dein sein. — Hast Du es wirklich nur für Hohn genommen, daß ich sagte, Du sollst Deiner Mutter Recht geben? — Siehst Du, wie Du mich nicht verstehst! Mir steht doch das krankhafte Sehnen meiner ganzen Natur nach einer Mutter, und ich sollte mich zwischen Euch drängen? Oh! gewiß nicht! Du sollst nicht Deine Götter zerbrechen! Du sollst ihnen Altäre bauen!

Ich will lieber aus der Welt verschwinden, als Deinen Tempel entweihen! Wenn ich eine Mutter gehabt hätte, dann hätte ich gewiß auch eine Seele und wäre keine Molluske, sondern ein Lebewesen und brauchte nicht erst auf Sonnenschein zu warten — ich hätte ihn gehabt! —

Eben bringt mir Reindel die letzten Rosen und sagt, sie sollen für mich sein. „Aber Reindel! die sind doch für die gnädige Frau!“

„Wenn der junge Herr hier wär, dann hätt er sie Ihnen schon gebracht! Und so bring ich sie!“ und ich dummes Thier verstecke mein Gesicht hinein und fange wieder an zu weinen. Selbst der alte Mann hat Mitleid mit mir und will mir eine Freude machen! Er verurtheilt mich nicht, und der Gärtner hat mir einen ganzen Blumentisch zurecht gemacht, weil ich gut sei. Du siehst, diese Menschen finden auch „gut“ das Höchste, gerade wie ich. Der alte Reindel hustete ein wenig, wie er den Effect seiner Aufmerksamkeit sah, und sagte: „Sie müssen sich's nicht so zu Herzen nehmen! Sie sind ja allemiteinander verängstigt, und da wird man zuweilen krittlich und thut ärgerlich, um nicht weich zu werden. Das ist dann nicht so

schlimm gemeint, und wird all wieder gut, wenn das Herz frei wird.“

Ich reichte ihm die Hand, und er ging schnell davon, ohne ein Wort von mir. Ich glaube, er hat ganz recht. Man ist in solcher Aufregung und in so unnatürlicher Stimmung, daß Alles aus seinen Proportionen hinauswächst und bergehoch wird, was man sonst kaum beachtet hätte. In Friedenszeit hätten wir eine fröhliche Hochzeit gehabt und mit viel Heiterkeit mein ungeschicktes Wirthschaften behandelt und gar nicht so viel gegrübelt. Ach! der Krieg! der Krieg! Ich muß in die Küche, was bei dem Kopfweh kein Vergnügen ist; das kommt von den einfältigen Thränen!

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, den 12. Oct. 1870.

Meine Gerta!

Du bist mir gewiß böse, weil ich gestern so unartig gegen Dich war; aber ich konnte nicht anders; ich dachte, Gerhard hätte Dich lieb und machte Dir den Hof; denn er sah Dich so curios an. Ich habe es auch der Mama gesagt; die hat mich sehr gescholten und gemeint, was ich mir für Dummheiten in den Kopf setzte. Nicht wahr, liebe, liebe Gerta! Das thust Du mir nicht an, daß Du mir ihn abwendig machst? Du kannst Dir ja von den drei Franzosen den Hof machen lassen, nur von Ihm nicht! Du hast so etwas an Dir, das alle Männer verrückt macht. Habe ich's nicht oft genug gesehen? Jetzt wirfst Du wieder die Achseln zucken und die schönen Brauen zu-

sammenziehen und große, schwarze Pupillen bekommen, aber ich kann mir nicht helfen! Und wir wollen uns doch nicht wegen Einem verfeinden, den Du nun doch nicht mehr haben kannst, wenn er Dich auch noch so gern möchte. Bitte, liebe Gerta, thu' mir das nicht an! Denn ich könnte Dich nie mehr lieb haben, und dabei habe ich Dich doch so schrecklich lieb, und Du thust mir auch so leid, weil sie Alle so häßlich gegen Dich sind, und ich hörte, wie meine Mama zu Deiner Schwiegermutter sagte: „Machen Sie doch, daß Norbert gesund wird! es war sehr unvorsichtig, all' die jungen Leute in's Haus zu nehmen; ich würde sie so schnell als möglich entfernen.“ Und Deine Schwiegermutter sagte: „Ich hätte das nie von Gerta gedacht!“ Sei mir nicht böse, daß ich Dir's schreibe; aber vielleicht wirst Du nun begreifen, was sie gegen Dich haben. Du wolltest es ja so gern wissen. Und Deine Schwiegermutter sagte: „Sie waren gestern allein spazieren.“ Gerta! ist das wahr? Gehst Du mit ihm spazieren? Nein, nicht wahr, sage schnell Nein, sonst verzeih' ich Dir nicht. Bitte, liebe, liebe Gerta! Sei wieder so kalt! Du weißt gar nicht, wie Deine Augen

glänzen! ich kenne sie fast nicht wieder. Natürlich scheint das sonderbar. Du bist überhaupt so verändert. Die Mama fand das auch. Und mich hast Du auch gar nicht mehr lieb, gerade als hätte ich Dich nicht immer angebetet wie ein Ideal. Ich wollte ja durchaus so werden, wie Du; aber es ging eben nicht, wie sehr ich mich auch bemühte. Du kamst mir so hoch und hehr vor, so erhaben über alle kleine Menschlichkeit, so edel und rein. Nicht wahr, liebe, liebe Gerta! Du bist noch immer so, und es ist nur mein banges Herz und mein kurzer Verstand, die Dich verkennen, nein, nur nicht verstehen.

Dein Annschen.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 14. Oct. 1870.

Meine liebe Gerta!

Glaubst Du wirklich, daß sich Nichts verändert hat? Glaubst Du, daß mir das Herz nur darum so weh thut, weil die alte leidige Geschichte von der Schwiegermutter auch in meinem Elternhause spielen mußte? Ich will es Dir ja so gern glauben, da ich so glücklich bin, Deinen freundlichen Brief vom 10. in der Hand zu haben; es klingt doch so ein Ton von Versöhnung aus ihm, den ich gar nicht verdient. Mir war, nachdem ich den letzten Brief abgeschickt, zu Muth, als würdest Du mir nie wieder schreiben, als hätte ich mein ganzes Lebensglück verscherzt, und doch konnte ich nicht anders schreiben, so oft ich meinen Brief im Kopf wieder durchging. Du hattest mir zu furchtbare

Dinge gesagt, und was das Schlimmste war, sie gesagt wie unbewußt. Du ahnst eben doch nicht, wie unendlich ich Dich liebe; und wie feinführend und anspruchsvoll jede Liebe ist und das Recht hat zu sein. Denkst Du wohl einmal daran, was mein Leben hier ist, fehlt mir der Trost eines lieben Wortes von Dir? Mit Deiner Liebe ist ja selbst im Kriegsjammer ein Stückchen Paradies zu retten, ohne sie kann ich im wahren Paradies nicht leben. Doch ich will nicht von mir reden. Daß ich von einer „Sonne“ sprach, die Dich aufthauen soll, war gewiß sehr arrogant, und ich bin gestraft genug, daß Du es nicht einmal verstanden hast. Viel trauriger ist mir aber Alles, was Du von Deinem physischen und geistigen Zustande erzählst, und je mehr ich darüber nachdenke, je deutlicher wird mir, daß Du sobald wie möglich von Sorin fort mußt. Hätte ich nur Deine Einwilligung, ich handelte von hier aus für Dich mit größter Energie. Daß auch mein Vater Dir kühl begegnet, ist mir unfaßbar, und wenn ich denke, daß ein Diener, und ist es auch Keindel, mit Dir Mitleid zu haben wagt, habe ich auch den bitteren Geschmack im Munde, von dem Du sprichst. Was

geht es die Eltern im Grunde an, meinen sie, Du läßt Dir den Hof von Gerhard machen? Das wäre doch nur meine Sache, und ich finde es sehr begreiflich, wenn Alle meiner Frau möglichst aufmerksam begegnen. Ja, ich bin Gerhard sehr dankbar, daß er Dich aus dem rothen, feuchten Laub aufgeschreckt, und Dir gesagt hat, Du dürftest dort nicht bleiben. Ich müßte ja ein Othello sein, wäre es mir nicht lieb, daß meine Kameraden Dich lieb haben; nur Du, Gerta, Du sollst mich lieb haben und es mir manchmal sagen, dann ist mir Eifersucht so unverständlich wie Dir. Sie ist Deiner ganz unwürdig, das weiß ich wohl, und ich schäme mich auch immer, ertappe ich mich auf Gefühlen, die der Eifersucht verwandt sind. Es würde nie sein, das verspreche ich Dir, wenn Du mich nicht gar so knapp mit freundlichen Worten hieltest, wenn Du mir einmal, nur ein einziges Mal einen Kuß geschickt hättest. Und doch hast Du mir schon so oft und so lieb welche in Person gegeben, wäre es Dir unmöglich, sie mir schriftlich in's Feld zu senden?

O, wie leid thun mir all' die Thränen, die Du vergossen hast und die Dir Kopfschmerzen be-

reiteten. Nein, ich habe nicht gesagt, alle Thränen würden aus gekränktem Stolz vergossen, nein, nur habe ich Frauen öfters aus jenen Gründen als aus Leid weinen sehen. Und bei Dir hoffte ich, es wäre nicht aus Leid, sondern aus Aerger geschehen, denn siehst Du, Leiden müßte ich von Dir fern halten können!

Und Du hast wirklich gedacht, „Kolff versteht mich ebensowenig wie die Anderen?“ Was heißt eigentlich verstehen? Alle Seiten Deines Wesens kennen? Das thut Kolff freilich noch nicht, aber Alles, was hoch und rein und selten in Dir ist, glaubt Kolff doch zu verstehen. Und an diesem, dem Ewigen und Besten Deiner Natur, glaubt er Dich zu halten und zu bewahren. Allerdings hat er auch eine Leidenschaft, die ihn verblendet und oft fehl gehen läßt, aber Du, der Gegenstand derselben, dürftest ihn darin nicht zu hart beurtheilen. Und befreien möchtest Du mich von dem Liebhaben? Ich denke, das hat nur der wiederkehrende Troß in Dir gesagt. Ich will auch nicht befreit von meiner Liebe sein, denn ich bin kein Mensch, der das Leben auffassen kann nach der bequemen Art. Freilich ist die Gleichgültigkeit schmerzloser.

Aber ich fühle mich besser, mehr Mensch in dem Gefühl, das mir bisher so sehr viel mehr Leid als Freud' gebracht. Nicht, daß ich wie der traditionelle sentimentale Deutsche in meinem sogenannten Unglück schwelge; nichts liegt mir ferner. Aber das Streben nach dem Idealen, der Enthusiasmus, welcher der Liebe so nah verwandt, sind heilige Güter meines Volkes, und suchte ich sie zu ertöden, würde mir scheinen, als suchte ich das moralische Niveau meines ganzen Volkes herab zu drücken. Hier im Kriege habe ich von Neuem das beseeligende Gefühl, Einer von Vielen zu sein, erlangt, und dies, mit den Pflichten, die es auferlegt, hat mich in den trüben Stunden der letzten Wochen von der Verzweiflung zurückgehalten, in die mein Bangen um Dich mich sonst gestürzt hätte. Vielleicht habe ich unrecht, Dir das zu schreiben, vielleicht aber, in der Fülle kleiner Schwierigkeiten, die Dich umgeben, verzeihst Du, wenn ich Deinen Blick auch einmal auf weitere Zonen richten möchte. Für uns, ohne strengen Kirchenglauben aufgewachsene Jugend ist eine viel schwierigere Aufgabe, unsere idealen Anschauungen auch im täglichen Leben zu bewahrheiten.

Wenn Du durch Gerhard's Zuneigung die Bitterkeit überwunden, so soll mir Gerhard darum doppelt lieb sein. Ich will ihm das Glück nicht neiden, Dir haben helfen zu können, ich will nur dankbar sein, daß ein Freund von mir Dir in schwerer Zeit zur Seite sein durfte, als mir das Recht versagt war.

Nein, liebe Gerta, denke nicht an mich, wie ich freudlos meine Arbeit thue; ich komme eben von einem lieben Bekannten, der seit dem 18. August hier krank lag, sich mehrmals operiren lassen mußte, furchtbar gelitten hat und nun in meinen Armen für ewig eingeschlafen ist. Freudlos habe ich ihn nicht gepflegt, obgleich ich ihm nicht helfen konnte. Er läßt eine Frau zurück und ein Kind, das 14 Tage nach seinem Ausmarsch geboren ist, auf das also nie des Vaters Auge geruht. Unter dem Eindrucke dieses Sterbens bekam ich Deinen lieben Brief, und der Wunsch nach Friede, den Du aussprachst, erlangte in meinem Sinne eine ganz andere Bedeutung.

Nun will ich Dir aber das Herz nicht noch schwerer machen, sondern Dir nur danken, daß Du

weicher geschrieben und Dich bitten, wenn Du
Kummer hast und allen, den Du hast, an mich zu
schicken. Ich kann Dir doch besser helfen, ihn
tragen, als Du glaubst.

Dein K o l f f.

An Fräulein Wallern.

Sorin, den 14. Oct. 1870.

Liebes Annchen!

Ich muß Dir doch sagen, daß mich Dein Brief einigermaßen erstaunt hat. Wie kannst Du Dir nur solche Dinge einbilden und dulden, daß Andere sie von mir denken. Du wärst auch von selber nie darauf gekommen, das will ich nicht von Dir glauben. Es ist mir nicht eingefallen, mir von irgend Jemand den Hof machen zu lassen, und mein Mann kennt jeden Schritt und jedes Wort, billigt meine Freundschaft mit seinem Freunde. — Du mußt Dich doch ein wenig zusammennehmen und nicht so närrisch werden vor Liebe, um aus einigen aufgeschnappten Worten Dir ein ganzes Gebäude errichten, dessen Grundmauern schief sind. Du aber haust eifrig darauf weiter! Wie wird es

Dir einmal sein, wenn Du mich mit Deinem allzubeweglichen Züngelchen gründlich in's Gerede gebracht hast und dann nicht mehr gut machen kannst, was total verfahren ist. Denn viel schneller spricht man Einen schmutzig, als man ihn wieder rein wäscht. Daß Du mir hernach nicht mit Thränen der Reue kommst, und ich Dich noch trösten muß für das Leid, das Du mir gethan!

O Annchen! Annchen! Du dummes Kind! Gehst hin und brennst eine Rakete los und weißt es nicht, und wenn nachher Alles in Flammen steht, so wirfst Du vor Angst den Kopf verstecken! Was gehen Dich denn meine Augen an, daß Du Dir einbilden mußt, sie glänzen. O Annchen! wie kannst Du nur so thöricht sein.

Deine Gerta.

An Dr. Gardtlan.

Sorin, den 18. Oct. 1870.

Kolff! Kolff! Was habe ich für Tage durchgemacht! Warum bist Du nicht hier! Ganz allein bin ich im Sturm, ganz allein, von Allen verlassen! Es scheint ganz unnatürlich, daß ich Dir schreibe, was ich jetzt schreiben muß; aber Du bist ja mein einziger Schutz in dieser wirren Welt, in der ich mich nicht zurechtfinde. Kann ich nicht zu Dir kommen, mich in eine kleine Ecke verstecken, wo mich Keiner sieht und Keiner kennt? Ich will gern auf der Erde schlafen, ich will Deine Verwundeten pflegen, ich will Dein Famulus sein, Dein Diener, Deine Sache, nur nimm mich fort! O bitte, nimm mich fort! Nimm mich aus mir selber heraus; denn mir ist das Leben leid! Dein Brief ist gerade, als strecktest Du die Hand schützend nach mir aus, als riefest Du mir liebend zu,

damit ich mich im Nebel nicht verirre, aber Du bist so weit fort, so weit, und um mich her ist dunkle Nacht! O Kolff! Kolff! Wie soll ich Dir's nur sagen! Fast möchte ich Dir den Brief vom dummen Annchen schicken, der mir die Augen geöffnet! In ihrer Eifersucht beschuldigt sie mich, in Gerhard verliebt zu sein, und erzählt mir, alle Andern dächten das auch! Also das hat sie Alle wider mich gekehrt! Nun weiß ich's doch endlich! Aber ich dachte, er sei mir ein lieber Bruder, ein treuer Freund und weiter Nichts. Wo ist denn die Grenze? Wo war denn die Linie, die ich überschritten haben soll? O, ich schäme mich so, Dir das zu schreiben! Ich kann es auch nicht gleich fortschicken. Vielleicht wird doch Alles noch gut. Gerhard geht ja fort! — O Kolff! Hilf mir doch! Du bist so stark! Nicht wahr? Du läßt mich nicht versinken?

Du warst viel zu edel, um nur einen Schatten von Mißtrauen in Deiner Seele aufkommen zu lassen! Wie danke ich Dir dafür! Aber vielleicht verdiente ich es nicht! Seit Annchen's Brief ist kein Schlaf mehr in meine Augen gekommen, vor Angst, vor Selbstanklagen und Quälerei! Ich gehe

jedes Wort durch, das ich mit ihm gesprochen, und frage mich, ob das nicht hätte gesagt werden dürfen? Ich war so unbefangen bis dahin und hatte ihn so einfach lieb, wie ich dachte, daß ich dürfte! Es fiel mir gar nicht ein, daß ich Deine beiden Herzensbrüder nicht gerade so lieb haben sollte, wie Du selber, und ohne Annchen wäre ich ewig in diesem Wahn geblieben. Aber nicht Annchen allein, die Mütter haben's gesagt, und nicht zu mir! Warum nicht zu mir? Annchen wurde entfernt, wie man sein Herzchen in Gefahr glaubte, und ich — ich, die mein Herz zu hüten hatte wie einen Altar, ich blieb in der Gefahr, ja, ich wurde mehr hineingestoßen, weil man sich von mir wandte und mir nur den einen Freund ließ. Nicht wahr, Kolff, das ist doch nur herzliche Freundschaft, die ich für ihn fühle? Du glaubst an mich? Sage mir, es ist Freundschaft, dann werde ich wieder still und ruhig und brauche mich nicht zu martern, wie ein armer Sünder! Ich fand es wirklich auch sehr natürlich, daß er Kolff's Frau lieb hätte, wie der beste Bruder! Ich wollte Annchen erst einen sehr heftigen Brief schreiben, habe es dann aber doch nicht gethan, weil sie mir in ihres Herzens

Einfalt die Fackeln angezündet, die mir meine Lage grell und plötzlich beleuchten. Ich habe ihr nur gesagt, daß Sie mir vor andern Leuten großen Schaden gethan, durch ihre unbedachtsamen Aeußerungen. Seitdem habe ich Gerhard geflohen, so daß er mich immer ganz erstaunt und traurig ansieht. Alle Harmlosigkeit ist zwischen uns zerstört. Wie leicht hätte das ein Wort von Dir zu Stande gebracht, aber Du hast es nie gesprochen! Du hattest kein Mißtrauen, und wenn Dir's hange war, so hast Du es verschwiegen. Nun kannst Du nicht einmal sagen, ob ich mich ungehörig benommen, da Du mich nicht ein einzig Mal mit ihm gesehen hast! Natürlich war ich froh, wenn er da war; denn dann ging Alles viel besser; natürlich hatte ich Angst vor seinem Weggehen und vor dem Alleinbleiben. Jetzt kann ich es gar nicht erwarten, bis er aus dem Hause ist; dann werde ich vielleicht wieder schlafen. Ach! ich möchte schlafen, schlafen, viele Wochen. Der erste Schnee fällt eben dicht und schwer, ich wollte, ich läge darunter! Für meinen Stolz ist es eine bittere Lehre, nicht correct befunden zu werden und mir selber nicht mit sicherer Hand das

Zeugniß ausstellen zu können, daß ich correct war! O Kolff! Kolff! was ist aus mir geworden! Wie sehne ich mich nach dem alten Bären in Deinem Zimmer und nach den Büchern, meinen stillen Freunden, denen ich so fremd geworden bin! Wie soll ich nur das Fieber aus meinem Gehirn los werden, daß ich nur einen Gedanken denken kann, Tag und Nacht. Glaubst Du, wenn ich mich wieder in die Bücher vergrabe, es wird besser mit mir? Wenn ich bei Dir sein könnte, dann würden alle diese Gedanken vergehen. Hilf mir doch! Du mußt doch auch ein Seelenarzt sein können!

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Gorze, den 22. Oct. 1870.

Gewiß, Gerta, will ich Dir helfen, wenn mir auch im ersten Augenblicke schien, als verlangtest Du Uebermenschliches von mir. Aber meine Hülfe kann nur eine moralische sein. Als ich Deinen Brief bekam, ging ich zuerst zu meinem Oberstabsarzt und fragte ihn, ob es möglich wäre, mich auf einige Tage zu beurlauben. Er sagte, es wäre ganz undenkbar, man erwarte die Uebergabe von Meß täglich, und sowie Meß gefallen, würden wir weiter zu ziehen haben. Also von der Hülfe, welche ich hoffte Dir geben zu können, kann nicht mehr die Rede sein, es handelt sich nur um das armselige geschriebene Wort und um den Flug meiner Gedanken. Doch mein inniges Denken fühlst Du nur, wenn auch Du meiner denkst, also könntest nur Du selbst Dir jene Hülfe geben, und darauf ist nicht mehr zu hoffen! —

Du schreibst in krankhafter Erregung, mein liebes Mädchen, so krankhaft, daß Du mich fast angesteckt. Aber ich darf nicht auch wie Du das Maß verlieren, ich darf Dir nur sagen, wie schon im letzten Briefe: es gibt Dinge, die hoch über unsrer Persönlichkeit stehen, und an die möchte ich Dich verweisen, damit in Dich die Ruhe einzieht, die ich Dir jetzt nicht mehr geben kann. Du mußt nicht so leidenschaftlich in Dich und um Dich blicken. Woher dies Maßlose bei Dir kommt, kann ich mir wohl erklären; Du warst immer mehr apathisch, weil nichts im Leben Dir zuwider ging und Dir Niemand widersprach. Nun bist Du an den ersten Feindseligkeiten, für die ich meine Eltern nicht mehr zu entschuldigen weiß, erwacht und quälst Dich um Alles. Gewiß hast Du recht gehandelt in Wort und Gedanke, ich will es Dir versichern, da Du mich danach fragst; mache Dir deshalb keine Sorge mehr um Deine Beziehungen zu Gerhard. Ich bitte, ich flehe Dich an, quäle Dich doch nicht um etwas, was so bedeutungslos ist. Was die Anderen von Dir denken, hat doch mit Deiner wirklichen Ehre nichts zu thun; sage nicht, Du schämtest Dich, es mir zu schreiben. Ich weiß

Dich ja im Recht und will es Dir in jedem Briefe sagen, wenn es Dich beruhigen kann. Wo die Grenze ist? Die Grenze zwischen Liebe und Freundschaft meinst Du? Die ist individuell. Vieler Menschen Liebe ist nur Freundschaft, und so Manche hegen nur da Freundschaft, wo sie auch lieben. Ich ziehe die Grenze so weit, wie Du willst, damit Du überzeugt bist, sie nie überschritten zu haben.

Ich muß die Feder immer wieder aus der Hand legen und im Zimmer auf und ab gehen, weil ich mir so elend vorkomme in meiner Unfähigkeit, Dich zu ergründen. Ich ging so weit, zu wünschen, Du hättest mir den letzten Brief nicht geschrieben, denn Du weißt nicht, was es heißt, solche Worte lesen und thatlos dastehen. Vielleicht hast Du schon bald über Deine eigenen Windmühlen gelacht, und ich bin nur pedantisch, daß ich gegen jeden Satz Deines Briefes zu Felde ziehe, oder Du begreift es nicht, wie ich so ruhig schreiben kann, anstatt nur mit einer Fluth von Ausrufen zu erwidern; Du glaubst vielleicht, ich liebe Dich nicht, da ich nichts verstehe, als was Du gerade sagst? Was könnte ich aber zwischen den Zeilen lesen? Doch

nur, daß Du Vertrauen zu mir hast und Schutz bei mir suchst. Gerta, Gott verzeih mir's, aber ich wünschte, Du hättest weniger Vertrauen und mehr Liebe. Dann wäre Dir am schnellsten geholfen. Dann wünschtest Du nicht unter der Schneedecke zu liegen und dächtest nicht an die bittere Lehre, welche Deinem Stolz gegeben, sondern Du fühltest gar nichts mehr außerhalb meiner.

Das Fieber in Deinem Gehirn sind die schlaflosen Nächte, ich kenne sie auch, fürchte aber, Du irrst Dich, wenn Du denkst, in meiner Nähe würdest Du gesund werden.

Ach, das ist Alles selbstfüchtiges Zeug; ich bin so gebrochen, daß ich nicht vernünftig denken kann, gib mir noch Zeit, urtheile nicht so schnell ab über mich, vielleicht kann ich morgen sein, was Du von mir verlangst, der Seelenarzt für Dich.

R o l f f.

An Rittergutsbesitzer Hardtlan.

Gorze, den 22. Oct. 1870.

Meine lieben Eltern!

Heute bekam ich von meiner Gerta einen Brief, der mich ganz fassunglos macht. Sie schreibt in so großer Erregung, so unglücklich und gekränkt, daß ich fürchte, ihrem zarten Herzen ist in unverantwortlicher Weise zugesetzt worden. Wie kann ich mir das nur mit Eurer Güte reimen? Du schreibst mir auch schon sehr hart über sie, liebe Mama, so hart, daß ich nur bedauere, sie in Dein Haus gebracht zu haben. Verzeih mir, wenn das undankbar klingt, aber ich kenne mich selbst nicht vor Angst, sie leiden zu wissen. Könnt Ihr denn von der Liebe und Güte, mit welcher Ihr mich so sehr verwöhnt, nicht auch auf sie übertragen, habt Ihr denn nicht Mitleid mit ihrer Jugend und

Einsamkeit? Wenn sie Euch wirklich nicht an's Herz wachsen kann, so bitte ich Euch, mir zu Liebe sie zu pflegen und zu hegen. Mehr als mein eigen Leben ist sie mir und muß es darum doch auch Euch sein, da ich an Eurer Güte gegen mich nicht zweifeln kann, nach all' den Beweisen.

Hier grassirt der Typhus in furchtbarer Weise, aber wir hoffen, bald erlöst zu sein. Meß ist kurz vor der Uebergabe, dann ziehen wir weiter nach Frankreich hinein. Laßt mich vorher noch ein Wort des Trostes hören, auf dem Marsch bleiben wir lange ohne Nachricht.

Euer ergebener K o l f f.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 21. Oct. 1870.

Ich habe Dir geschworen, Dir, meinem Mann, immer die Wahrheit zu sagen, koste es, was es wolle. Aber wie wirst Du sie ertragen! Was kann ich thun, damit Du nicht leidest! O Kolff! Verzeih mir! Ich muß mich großer Schwäche anklagen! Heute früh reiste Gerhard fort. Ich war in mein Zimmer gegangen, um den Salongesprächen zu entgehen; denn der Abschied wurde mir sehr schwer, zumal, da er immer sagte, er käme nicht wieder.

Da hörte ich seinen Schritt, die Treppe herauf. Ich dachte, er ginge in sein Zimmer. Aber nein, er kam an meine Thür und klopfte. Als er hereintrat, schlug mir das Herz, wie vor einer Entscheidungstunde, in welcher der Menschen Schicksale einen Augenblick schweben, bevor sie zusammenstürzen.

Er zog die Thür hinter sich zu. Ich lehnte an meinen Schreibtisch und sagte kein Wort. Da kam er und nahm meine Hand: „Gerta,“ sagte er, „ich gehe fort und komme nie wieder; denken Sie, ein Sterbender spräche zu Ihnen, und dann lassen Sie mich es nur einmal sagen, ein einziges Mal: Ich habe Sie lieb! Ich habe Sie wahnfinnig lieb, Gerta! Wenn's nicht zum Sterben ginge, ich hätte geschwiegen, aber so kann mir's Kolff selber verzeihen! Ich werde nicht mehr in seinem Wege sein. Kein Gedanke an mich soll sein junges Glück stören, wenn er es endlich in Armen hält! Aber einmal mußte ich es sagen, sonst hätt' ich nicht ruhig sterben können. Nicht wahr, liebe Gerta, wenn ich unter dem Schnee in Frankreich liege, dann verzeihen Sie mir jede trübe Stunde, die Sie durch mich erlitten, — deren sind viele gewesen, ich weiß es — aber nie wieder sollen Sie durch meine Schuld einen trüben Gedanken haben. Wenn Sie sich meiner erinnern, so sei es ohne Schatten, ohne Bitterniß, und seien Sie glücklich mit dem viel besseren und edleren Menschen, als ich bin.“ Und dann nahm er mich in die Arme und hielt mich an sich gedrückt, und ich weinte so, ich konnte gar

nicht sprechen. Dann hob er mein Gesicht und küßte mich und war fort, die Treppe hinunter, und wenige Minuten nachher rollte der Wagen davon. Von da an kann ich mich nur noch erinnern, daß ich an Deinen Bären dachte, und daß es gut zu liegen wäre auf Deinem Bären, und dann wurde es Nacht. Ich muß wohl sehr lange so gelegen haben in einer Ohnmacht, und war sehr unglücklich, als ich Ursula's Stimme jubeln hörte: „Sie lebt; sie ist nicht todt!“ und die Mama, die antwortete: „Natürlich lebt sie, sie war ja nur ohnmächtig, dummes Ding!“ — Ich konnte mich gar nicht entschließen, die Augen aufzumachen, konnte aber nicht begreifen, wo ich war. Da lag ich auf Deinem Bären und hatte einen Schmerz im Herzen, so furchtbar, daß ich gleich wieder das Bewußtsein verlor. Ich fand die Menschen sehr grausam, die mich weckten, es muß aber Stunden gedauert haben; denn es war schon fast Mittag, als ich wieder lebendig war. Die Mama hat seitdem kein Wort mit mir gesprochen, und ich habe Blei in den Gliedern und ein Gefühl, als wäre meine Zunge gelähmt, und als würde ich lallen, wenn ich zu sprechen versuchte. O Kolff! mein armer Kolff! Wie wirst Du es tragen!

Was kann ich thun! Ich bin Deiner gar nicht werth! denn ich habe an einen Andern gedacht. Verzeih mir! Sei stark und groß und laß mich nicht verzagen durch Deinen Schmerz! Nun weiß ich, was Liebe ist! Nun weiß ich, was Du erduldet hast durch mich, und was Du mir verschwiegen hast! Hätte ich schweigen sollen? Aber die Menschen haben's gesehen, durch diese dumme Ohnmacht und noch dazu in seinem Zimmer! Was werden sie denken! Und ich habe doch keine Ahnung, wie ich dahin gekommen bin, Kolff! verzeih mir! verzeih mir! Eben höre ich Deiner Mutter Schritt. O mein Gott! mir fliegen die Hände vor Angst. Wie soll ich ertragen, was sie sagen wird! Leb wohl, Kolff, und sei gütig!

Deine Gerta.

An Dr. Hardtlan.

Berlin, den 23. Oct. 1870.

Mein bester Kolff!

Das ist eine so fatale Geschichte, daß ich gar nicht weiß, wie ich Dir's nur schreiben soll. Aber ich fürchte, daß Dir's Andre verkehrt schreiben, und da will ich Dir doch lieber Alles so sagen, wie ich es gesehen habe. Du warst ja Dein ganzes Leben so couragirt, Du wirst es auch jetzt sein. Also vor zwei Tagen kommt Gerhard in Berlin an, da er an dem Abend abfahren sollte. Er war den ganzen Tag in sich gefehrt und sprach kein Wort, außer bei Wallerns, zu denen er mich bat, mit ihm zu gehen. Da scherzte er die ganze Zeit über seinen Tod, bis das Annchen schluchzend davonlief. So war der Abschied zwischen den Beiden. Von der Mutter schied er heiter und

sagte, zweimal wollte er sich nicht anschießen lassen; aber sie war nicht zu täuschen. Sie sagte: „Du wirst den Tod suchen, das weiß ich, aber Gott wird Dich nicht erhören, um Dich zu strafen, sondern er wird mich erhören, zu Deinem und unser Aller Glück!“ Wie eine Seherin stand sie mit leuchtenden Augen, und Gerhard neigte den Kopf, und eine schwere Thräne fiel vor der Mutter Füße. Dann nahm er ihre Hände und küßte sie zehnmal und flüsterte: „Verzeih mir, Mutter! Verzeih mir, Mutter!“ und dann sprang er in den Wagen, und ich zu ihm. Wir hatten die Eltern gebeten, nicht an den Bahnhof zu kommen, weil jetzt die Abfahrt der Züge sich stundenlang verzögert. Die Nacht war hereingebrochen, und es schneite immerfort. Die Einschiffung dauerte viele Stunden. Gerhard und ich wandelten im Bahnhof auf und ab und sprachen wenig. Endlich, zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht, erklang die Abfahrts-glocke; Gerhard sprang in den Zug und winkte mir. Auf einmal nahm sein Gesicht einen solchen Ausdruck des Schreckens an, als hätte ihn die letzte Kugel getroffen. Mit starren Augen deutete er auf eine Gestalt, die schneebedeckt in den

Bahnhof hereinwanfte. „Hans!“ rief er, „Hans! um Gottes Willen — das ist ja“ — — ein greller Pfiff und fort fauste der Zug, aus dem sich Gerhard noch weit herauslehnte und sah, wie mir Gerta in die Arme fiel. Ich dachte, sie hätte den Verstand verloren, so starr blickte sie mich an; dann strebte sie von mir fort. Ich aber hielt sie fest und führte sie in den spärlich erwärmten Wartesaal, der von einer Lampe des Perrons matt beleuchtet war. Sie ließ sich auf ein Sopha fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich nahm ihr das Pelzmützchen vom Kopf, den Mantel von den Schultern und schüttelte den Schnee herunter. „Aber, wo kommen Sie denn her?“

Endlich bewegten sich ihre Lippen, aber ihre Augen blieben starr. „Ich bin fortgelaufen. Fortgelaufen bin ich. Ja, fortgelaufen, fortgelaufen.“

„In der Nacht? im Schnee? Von Sorin bis hierher?“ Sie nickte, ohne zu blinzeln. Ihr Gesicht schien so klein, wie das Innere einer Hand.

„Ich habe mich verirrt. Es schneite so sehr, und da bin ich endlich an den ersten Schienen entlang gegangen, die ich fand. Ein Bahnwärter hat mich einmal erwärmt und wollte mich nicht

fort lassen, und jetzt bin ich warm, jetzt geh' ich wieder weiter.“

„Das heißt, Sie kommen jetzt zur Mutter, nach Hause.“

„Zu Ihrer Mutter? In Ihr Haus? O nein, nicht!“

„Zu Ihrer Tante denn?“

„O nein, nicht zur Tante!“

„Wohin denn?“

Sie starrte eine ganze Weile vor sich hin und sagte Nichts; sie schien ganz vergessen zu haben, wo sie war. Der Wind heulte durch den Bahnhof und rüttelte an den Glashüren. Im Saal wurde es immer kälter.

„Wissen Sie was?“ sagte ich endlich. „Sie werden für's Erste mit mir kommen, ohne Widerrede; denn Sie sind überhaupt nicht fähig, über sich zu bestimmen.“

Ich packte sie in ihren Mantel, nahm sie an den Arm, führte sie zu einem Wagen und nach Hause, zur Mutter. Die saß noch bei ihrer Lampe, strickte und wartete auf mich. Ich trat ein und sagte: „Mutter, da bring' ich ein verirrtes Schäfchen, Du wirst es gütig aufnehmen!“ Gerta blieb

an der Thür stehen, im Schatten des Lampenschleiers, und zitterte so, daß sie sich an den Thürpfosten lehnen mußte.

„Gerta!“ rief die Mutter und breitete die Arme aus. Aber Gerta glitt vor ihr nieder auf den Teppich, in tiefer Ohnmacht. Ich erzählte der Mutter, wie ich sie gefunden; dann nahm ich sie auf die Arme und trug sie auf's Bett, das Du immer hattest, und war erstaunt über ihre Gewichtlosigkeit. Sie mußte schon lange nicht mehr gegessen haben. Die Mutter zog sie ganz allein aus und rief Niemanden, weil die einfältigen Weibskleute doch immer schwachen müssen. Ich machte Thee, und die Mutter gab ihr immer ein Löffelchen voll und zwang sie zu einem kleinen Bissen und wärmte ihre eiskalten, nassen Füßchen in ihren Händen, und fragte sie gar Nichts. Sie sagte nur immer: „Danke! o danke sehr! O bitte! mich allein lassen! Ich verdien's nicht! O bitte, nicht mehr wachen!“ — Aber die Mutter fürchtete, sie allein zu lassen, und saß die ganze, ruheloße Nacht an ihrem Bett. Sie warf sich immer hin und her und stöhnte, aber erzählte kein Wort. Gegen Morgen schlief sie ein.

Die Mutter kam zu mir heraus und sagte, ich müßte gleich nach Sorin schreiben, denn die würden sich dort ängstigen. Als sie wieder hereintrat, saß Gerta auf dem Bett und starrte sie mit erschrockenen Augen an. „Nicht schreiben!“ sagte sie und legte die Hände zusammen. Die Mutter sah, daß in dem Zustand kein Zureden denkbar, und versprach zu schweigen. In Folge davon mußte ich bitten, daß Niemand käme.

Von der Tante wollte sie auch Nichts wissen, noch von Annchen. „Niemand, Niemand!“ wiederholte sie beständig. Den Tag über lag sie mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, marmorblaß. Endlich sank sie in tiefen Schlaf. Die Mutter hatte sich auf meine Bitten auch etwas gelegt, und ich hatte noch einige Besorgungen zu machen. Es war dunkel, als ich wieder nach Hause kam. An der Thürschwelle kam mir die Mutter entgegen und frug nach Gerta. Gerta? — Ja, sie ist fort! Unsere Bestürzung war unbeschreiblich. Ich lief an alle Bahnhöfe; da waren Züge nach allen Weltgegenden und Damen genug fortgefahren. Wo sollten wir suchen? Wir wollen doch kein Geschrei machen, sondern die Sache still halten. Ich

war heute in Sorin und fand Deine Mutter in einem unbeschreiblichen Zustand. Nach vielem Fragen habe ich endlich herausgebracht, daß es eine heftige Scene gegeben hat, in Folge deren Gerta verschwand. Worüber die war, konnte ich nicht erfahren. Das bleibt ein Geheimniß. Deine Melusine gibt viel zu rathen; daß sie aber nichts Schlechtes gethan hat, dafür lege ich die Hand in's Feuer, und umbringen wird sie sich doch nicht gleich, weil man sie gescholten hat. Wir denken, vielleicht will sie zu Dir und fürchtet, man verhindert sie daran.

Berlin, den 28. Oct. 1870.

Es wird mir sehr schwer, mein armer Kolff, Dir keine bessere Botschaft zu schreiben; aber es war Dir doch nicht zu ersparen. Seit Tagen suchen wir unablässig und hoffen immer noch auf eine Nachricht, die uns Gerta's Ankunft bei Dir meldet. Sie hat sich sehr gegrämt die letzte Zeit, das konnte man deutlich sehen. Annchen gab mir unter heißen Thränen ihren letzten Brief und klagt sich an, durch ihre unbedachtsamen Reden Gerta in's

Unglück gestürzt zu haben. „Sie hat nie vertragen können, daß man etwas Schlechtes von ihr dächte!“ sagte Annchen. „Sie war immer so stolz und so leicht gekränkt, und sie hat noch das letzte Mal zu mir gesagt: Aber was habe ich nur gethan, daß alle Menschen so kalt gegen mich sind, weißt Du's? — Und da hab ich's ihr geschrieben, was man dachte, und da ist die schreckliche Antwort, über die ich viel geweint habe!“

Ich finde, der Brief ist doch noch in voller Sicherheit ihres guten Rechts geschrieben, da steht Nichts, was ihr Verschwinden andeutet und die Verzweiflung rechtfertigt, in der ich sie gefunden. Sie hat Gerhard nicht genannt und nicht nach ihm gefragt; nur einmal im Wagen sagte sie: „Warum waren Sie da draußen? Es ist schon spät am Abend.“ Sie hatte offenbar keine Ahnung von Zeit und Ort. „Ich sah Gerhard fortfahren.“ Da wandte sie ihren Kopf weg und sagte nichts mehr. Ich bleibe nicht mehr viele Tage hier; bald rücken wir Studenten aus. Aber der Vater wird fortfahren, zu suchen. Hoffentlich wird all' diese Angst noch glücklich enden. Ich habe an allen möglichen und unmöglichen Orten gesucht; fürchte

nicht, daß ich an Dies oder Jenes nicht gedacht. Von Gerhard bekam ich 2 Zeilen in Bleistift mit der Bitte um Nachricht; also hat auch er keine Ahnung, wo sie sein kann; ich habe ihn beschworen, mir zu sagen, ob etwas vorgefallen und was, und ob er nicht denken kann, wo sie hin ist. Seine Antwort schreibe ich Dir gleich. Da ist sie: „Etwas sentimental geworden beim Abschied, keine Antwort bekommen, stehe vor gleichem Räthsel wie Du.“ —

Die Mutter schüttelt den Kopf über diese Antwort und macht die Augen, vor denen wir uns fürchteten, — weißt Du noch? In ihrem Tisch lag ein Zettel: „Tiefsten Dank für alle Güte, die ich nicht annehmen darf. Bitte mich zu vergessen! Gerta.“ Den fanden wir eben erst.

Was soll ich Dir noch sagen! Trost kann ich keinen geben, aber hoffnungsvoll bin ich noch. Sie wird wiederkommen!

Dein Hans.

An Dr. Hardtlan.

Sorin, den 27. Oct. 1870.

Mein geliebter Sohn!

Dein letzter Brief hätte eine umgehende Antwort erfordert, aber wir konnten sie Dir nicht geben, weil wir in größter Bestürzung waren. Deine Frau hat heimlich unser Haus verlassen, ist eine Nacht in der Stadt bei Norberts gewesen und von dort auch ohne Abschied verschwunden. Hoffentlich hat sie Dir wenigstens Nachricht zukommen lassen? Dies ist die traurige Thatsache, die ich Dir zu melden habe. Mama ist seit Gerta's Fortgehen in solcher Aufregung, daß ich ein Nervenfieber für sie fürchte; sie macht sich die größten Vorwürfe, während ich der Meinung bin, daß Gerta sie sich machen sollte, nicht Mama. Ich will damit die Heftigkeit Mamas nicht entschul-

digen, aber sie war in den heiligsten Gefühlen ihrer Mutterliebe tief gekränkt. Sie hat Gerta gesagt, was besser unausgesprochen geblieben wäre, daß sie eine pflichtvergeßene Frau, eine Ehrlose, fürchte ich sogar, wäre, weil sie einen Andern mehr als ihren Mann liebe. Gerta hat erwidert, sie hätte Dir Alles geschrieben, nur Du hättest ihr Vorwürfe zu machen, kein Anderer. Und sie hat das so kalt und herausfordernd gesagt, erzählt Mama, als ob sie darauf stolz wäre, so daß Mama den Kopf ganz verloren und ihr erwiderte, sie gehörte auf die Straße.

Mama hatte sich von ihrer Strafpredigt das Beste versprochen und kam zu mir mit der Versicherung, es würde Gerta gut thun, daß sie ihr den Kopf zurecht gesetzt. Hätte ich damals erfahren, wozu sich Mama hatte hinreißen lassen, ich wäre gleich zu Gerta gegangen und hätte sie vielleicht noch gefunden. Aber Du weißt, ich mische mich nicht gern in Frauenstreitigkeiten, ich war außerdem auch empört über Gerta und Gerhard, so blieb ich lieber in meinem Zimmer. Am andern Morgen erst erfuhren wir, daß sie schon gleich, nachdem Mama sie verlassen, fortgegangen war.

Siehst Du, Kolff, es ist ihr gewiß ein Unrecht bei uns gethan worden, und ich gäbe mein Hab und Gut hin, wäre es nicht geschehen, denn ich weiß, was Du empfindest. Wenn aber dies die Veranlassung sein sollte, daß Du ein Band lösest, ehe es noch zu spät, so würde ich unser Unrecht segnen und gern die schlechte Meinung der Welt tragen. Gerta, wie sie nun einmal sich gezeigt hat, kann uns nie ein Kind werden, nicht einmal mehr eine Fremde bleiben, denn sie ist uns verfeindet. Und es wäre hart, sollten wir durch sie unsern einzigen Sohn verlieren.

Dein Vater.

Einen Brief von Dir an Gerta, der angekommen, schicke ich Dir uneröffnet zurück.

An Dr. Hardtlan.

Köln, den 16. Nov. 1870.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Sie haben mir erlaubt, Ihnen Nachricht von mir zu geben, und nun kann ich Ihnen eine Nachricht geben, die Sie mehr interessiren wird, als meine Gesundheit. Ich habe Ihre Frau Gemahlin gesehen. Sie kommt täglich mit einer alten Dame in's Spital, wie ein Engel, und pflegt, wie Niemand. Ich habe sie den ersten Tag erkannt, obgleich ich sie nur einmal gesehen. Aber an den Augen und Haaren, da habe ich sie erkannt. Sonst ist sie so mager geworden und durchsichtig, daß ich sie schwerlich erkannt hätte. Ihre Augen sind größer, als das ganze Gesicht. Heute hat sie die Nacht gewacht bei Einem, der schwer operirt war, und da denk ich: Jetzt willst Du's wissen, ob sie's ist oder nicht.

Ich setze mich im Bett auf und thue, als wollt ich trinken. Gleich war sie neben mir, mit ihren leichten Schritten. „Sind Sie durstig?“ und reicht mir Wasser und Wein. „Hier ist's besser als in Frankreich,“ sag ich.

„Das glaub ich,“ sagt sie.

„Aber gut gepflegt war man,“ sag ich.

„Trotz der Menge?“ sagt sie.

„Ja,“ und dabei nahm ich sie scharf auf's Korn, „mich hat der Doctor Kolff Hardtlan gepflegt; er hat mir's Leben gerettet.“ Wie ich das sage, wird Ihnen das bleiche Gesicht so roth, und ihre Hand zittert so, daß ihr fast das Glas entfallen wäre, hätte ich nicht rasch zugegriffen. Ich fahre aber so ganz leichär fort, als wenn ich nichts merkte: „Nein, so was, das hat die Welt nicht mehr gesehen,“ und wie man so spricht.

„Wie heißen Sie denn?“ sagte sie endlich. „Ich heiße Keindel, Friedrich Wilhelm Keindel, bin aus der Mark, und mein Vater ist im Dienst bei seinem Vater. Wir waren so Kameraden, wie wir klein waren,“ sag ich.

Da hat sie sich an mein Bett gelehnt und gedacht, ich merk' nicht, wie das ganze Bett zittert.

Da hatt' ich keinen Zweifel mehr. „Hab ich nicht die Ehre,“ sag ich, „mit der Frau Doctor Hardtlan zu sprechen?“

„Kennen Sie mich denn?“ sagte sie. „O ja, ich hab Sie einmal gesehen, wie Sie Braut waren. Aber der Herr Doctor würde nicht zufrieden sein, wie sich gnädig Frau krank sehnen! Ich hab auch Jemand zu Haus, der mich gern hat. Ob die auch so aussieht?“

Fängt Ihnen die arm jung Frau zu weinen an, aber so bitterlich. Ich wußte rein nicht, was ich machen sollte, um sie von ihren Gedanken zu bringen, in der langen Nacht. Da ward zum Glück der Operirte unruhig, und sie war gleich nur mit ihm beschäftigt, so zart, so still, — ein wahrer Engel! Es ist doch gut, wenn man so ein liebes Gesicht zu erwarten hat, wenn man heimkommt! Das ist gut für alle Wunden und Hunger und Kälte und Heimweh.

Heute hatte sie noch keine Zeit für mich; so konnte ich ihr nicht sagen, daß ich Ihnen schreibe. Sie werden gewiß froh sein, noch durch Jemand Anderes als durch sie selber von ihr zu hören. Ich habe gar nicht gewußt, daß sie in Köln wäre. Sehr

hatte ich gehofft, Ihnen selbst Nachricht zu bringen;
aber ein Brief ist heutzutage sicherer als eine Person,
und ich kann auch noch nicht fort. Wer weiß, ob
ich das Glück habe, Sie wiederzusehen!

Ihr treuer, ewig dankbarer

Friedrich Wilhelm Reindel.

An Frau Präsidentin Norbert.

Köln, den 7. Nov. 1870.

Verehrte Frau!

Wenn ich Ihnen nicht schon längst geschrieben habe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir, sondern an dem hartnäckigen Schweigen meines Schüklings über ihr Woher. Und nur weil die junge Frau von einem Verwundeten erkannt wurde und daraufhin auch von mir wieder fort wollte, ist es mir durch eindringliches Zureden gelungen, Ihnen schreiben zu dürfen. Sie sagt, sie sei äußerst undankbar gegen Sie gewesen, und könnte nie wieder vor Ihnen erscheinen. Erst durch einen gewissen Keindel, der hier im Spital liegt, erfuhr ich, daß sie verheirathet ist. Ich will Ihnen aber genau berichten, wie Gerta in meine Hände kam.

Ich stieg in Potsdam in einen Waggon, um hierher zurückzufahren, und sah in einer Ecke desselben eine Gestalt zusammengekauert, die ich bei dem schwankenden Lelichte nicht unterscheiden konnte. Bald aber wandte sich ein schöner, junger Kopf mit so starren Augen mir zu, daß ich glaubte, es mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben. Ich bin eine alte Frau, und mein Haar ist unter vielfältiger Last gebleicht; ich kenne keine Furcht und habe oft das Glück, der Unglücklichen Vertrauen zu gewinnen. Ich näherte mich ihr vorsichtig, um sie nicht zu erschrecken, und sagte, sie solle sich legen, es wäre Schlafenszeit. Sie ließ sich auch von mir betten, und ich sah, daß ich es mit einem Kinde zu thun hatte, das sein Köpfchen in meinen Schooß legte und mehrmals sagte: „Ist das Mutter? Ist so Mutter? Vielleicht finde ich sie doch einmal!“ Dann klammerte sie sich an mich fest und rief: „Auf die Straße! sie hat gesagt: Auf die Straße! Geh! geh! Ehrlos! Das war nicht Mutter!“ Ihre heißen Lippen und Hände belehrten mich bald, daß hier kein Wahnsinn, sondern nur Fieberphantasien im Spiel. Es war umsonst, zu fragen, wohin sie gehörte, ich

bekam keine Antwort, wohin sie wollte: das wisse sie nicht; „Auf die Straße!“ war Alles, was ich erfahren konnte. So nahm ich sie mit bis hierher, wo ich sie sofort bei mir zu Bett brachte. Schon am zweiten Tage sah sie mich sehr erstaunt an und frug, wo sie wäre. Als ich ihr sagte: In Köln, seufzte sie und lächelte. Dann frug sie, wer ich wäre, und wie sie in meine Hände käme. Ich erzählte ihr, daß sie mich gleich Mutter genannt, und daß ein Kind wie sie mit einem solchen Wort nicht umsonst an eine alte Frau appellirt. Als ich sie aber bat, mir zu sagen, wen ich benachrichtigen dürfe, schauerte sie in sich zusammen und sagte: „Niemand! o bitte, Niemand! ich will vergessen sein! Fragen Sie mich nicht, wer ich bin!“ Ich dachte, mit etwas Geduld würde ich sie wohl zum Reden bringen. Sie war rasch wieder auf den Beinen, sagte, sie heiße Gerta und so sollte ich sie nennen, dankte mir immer von Neuem, brach in bittre Thränen aus, als ich ihr sagte, daß ich einen Sohn bei Wörth verloren; aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos, bis sie mir heute erklärte, sie wollte fort. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß es für die Unglücklichen nichts Besseres

gibt als Arbeit, selbstvergeffene Arbeit für andere Leidende. Und so nahm ich sie mit in's Spital, wo sie mit ihrer eigenthümlichen Ruhe und Würde wie eine echte barmherzige Schwester fungirt. Die Kranken wollen sie nicht entbehren, und sie will nicht von den Kranken fort, scheint auch lange nicht so zart, als es ihre Gestalt vermuthen läßt. Denn sie klagt nie über Müdigkeit. Als ich Ihr heute in's Gewissen redete, sagte sie mir dennoch ihren Namen nicht, wollte auch keine Verwandten nennen, sondern erlaubte mir, an Sie zu schreiben; Sie kannten sie und seien gut gegen sie gewesen, und sie sei undankbar. Ich machte ihr begreiflich, daß, wenn man Unrecht gethan, es gar Nichts helfe, sich vor den Menschen zu verstecken, da Gott einen doch zu finden wisse, wenn man's am wenigsten erwartet, wie sie es gestern gesehen, und daß es eine Feigheit sei, die Folgen seiner Thaten nicht demüthig zu ertragen. Bei dem Worte schoß ihr das Blut in die Wangen und Thränen in die Augen. Ich hatte schon am ersten Tage Gelegenheit zu bemerken, daß sie eine Sensitive ist und schon viel gelesen und gedacht haben muß. Selbst im Phantasiren kamen Citate aus den ernstesten

Schriftstellern und Grübeleien über philosophische Probleme. Es kam mir vor, als wäre sie in die Bibliothek eines Gelehrten gerathen und hätte mehr gelesen, als das junge Köpfchen begreifen konnte. Dazwischen fragte sie in den beweglichsten Tönen: „Aber was konnte ich thun? Sie haben mir nicht gesagt, ich benähme mich ungehörig; ich habe doch Nichts mit ihm gesprochen, das nicht alle Leute hören konnten? Ich wußte ja nicht, daß er mich lieb hatte! Nein, ich wußte es nicht, und nun soll ich auf die Straße!“

Seitdem das Fieber fort ist, habe ich oft versucht, den Faden aufzunehmen; sie bleibt verschlossen wie das Grab und liefert ihr Geheimniß nicht aus. „Aber warum sagten Sie mir nicht, daß Sie Ihren Mann im Felde haben?“ frug ich sie heute, „er hat ein Recht darauf, Nachricht von Ihnen zu bekommen.“ Da schüttelte sie nur den Kopf und sagte: „Vielleicht wird er mir einmal erlauben, ihm Nachricht zu geben. Jetzt darf ich nicht.“ Sie hat auch beim Phantasiren keinen Namen genannt. Ich horchte immer darauf; aber es kam Keiner. Es war, als ob sie das eine Gefühl bewahrt hätte, ihr Geheimniß nicht aus-

zuliefern. Den Kranken hat sie gesagt, sie hieße Schwester Gertrud. Ich habe nur einen Wunsch, der ist, mein kleines Räthsel noch recht lange studiren zu dürfen. Vielleicht wird das geängstete Herz zur Ruhe kommen. Daß sie nicht auf die Straße gehört, das zeigt jedes Wort, jede Bewegung. Sie hat geradezu etwas Unnahbares, das bei ihrer zarten Jugend Allen die größte Achtung einflößt. Die Aerzte waren zuerst erschrocken über das junge Ding, haben aber bald eine andere Meinung bekommen.

Vorgestern erzählte sie Einem eine Geschichte und Alle, die sich rühren konnten, kamen heran, die Anderen* machten lange Hälse aus ihren Betten, um ihr zuzuhören. Was war es? Die Schlacht bei Lützen. Und gierig hörten die großen Kinder zu, und ein Freiwilliger widersprach und corrigirte, wobei sie aber fest blieb und Recht behielt, zum großen Jubel der ganzen Schaar. Ihr reizendes Französisch ist ebenfalls von großem Nutzen. Die Franzosen sind ganz glücklich, wenn sie mit ihr sprechen können, weil sie in Frankreich so bewandert scheint, daß sie mit Jedem von seiner Heimath sprechen kann. Kurz, sie ist wie ein Sonnenstrahl

erwärmend in unsere Baracken gekommen, und wir bitten nur, sie uns zu lassen!

Ihre ergebene

Leonie van Brandt.

Den 3. Nov. 1870.

Gott sei Dank, der Marsch hat begonnen, und wenn man Abends in's Quartier kommt, ist man froh der Ruhe und kann schlafen und denkt nicht mehr. Nein, man denkt doch; Beweis ist, daß ich die jetzt nutzlosen Briefbogen zusammengeheftet und mir ein Tagebuch gemacht habe. Ich habe als kleiner Junge schon ein Tagebuch geführt und nie ausgesetzt, bis zu meiner Verlobung. Damals sollten die Monologe aufhören, dachte ich doch auch nichts mehr für mich allein, Alles nur in Bezug auf sie, und nun soll ich doch allein weiter leben. Was man leben nennt, ist es zwar nicht, aber es ist doch Athem holen. Mich wundert eigentlich, daß ich so viel Interesse habe, mir die Namen der Orte aufzuschreiben, in denen wir rasten. Alte

Gewohnheit; der Vater verlangte immer Aufmerksamkeit; ja, wenn der Vater nicht wäre, brauchte ich auch nicht mehr meinen armen Gaul anzutreiben. Da wäre uns Allen geholfen. Vor Allem ihr. Gott gebe nur, daß ihr noch zu helfen ist! Heute ist mir das Herz etwas leichter, vielleicht in Folge der Bewegung, die entsetzlichen Visionen haben mich verlassen, ich brauche sie nicht mehr todt vor mir zu sehen. Alles will ich ertragen, Alles, wenn sie nur lebt. Sie muß leben, sie ist ja keine Irrsinnige, sie hat ihre ruhige Uebersetzung nicht ganz verlieren können. Zumal, wenn sie ihn liebt, hängt sie unbewußt am Leben. Lieben und hoffen ist so nah verwandt, und dieser Liebe will ich sogar dankbar sein, wenn sie es war, die mein liebes Mädchen erhielt. Aber wie gering muß sie von mir denken, daß sie mir kein Wort der Nachricht zukommen läßt, nein, nicht gering, viel schlimmer: gar nicht. Sie würde, könnte sie meinen Vorwurf lesen, mir die für mich bitterste Antwort geben: „Hätte ich nur gewußt, daß Du auf einen Brief wartetest, hätte ich nur daran gedacht, so würde ich Dir ja geschrieben haben.“ Und solche Antworten gab sie mir in ihrer harm-

losen Wahrhaftigkeit sehr oft, und ich redete mir doch ein, sie liebte mich, ihre Art der Liebe wäre nur eine andere, als die meine.

9. November. Ich komme doch nicht zum Schreiben, es ist wie eine Sitte, die sich überlebt hat, man kehrt nicht wieder zu ihr zurück. Auch ist es gefährlich, Gedanken schriftlich zu verfolgen, sie nehmen eine viel intensivere Färbung an, als eingeschlossen im eigenen Gehirnkasten. Dieser Ort, wo ich mich heute vor dem Kamine trockne, heißt Montiers sur Saule, gestern schliefen wir in Signy. Es hat den ganzen Tag geregnet, und zwar in Strömen, wir haben ja auch November. Die armen Leute, die von der Witterung abhängig sind! In Signy sah ich mir — auch die alte Ungewohnheit vom Vater her — die Fabriken an. Papa wurde böse, wenn ich ihm nicht genauen Bericht aus jeder Stadt, die ich besucht, ertheilen konnte, und so hielt ich es immer für meine Pflicht, Alles in Augenschein zu nehmen. Dabei gibt es doch keinen Menschen, der weniger neugierig ist, als der Vater, nur hat er eine Lebenskraft, die immer Bethätigung sucht. Wie schlecht Gerta ihn kennen gelernt hat, wie unähnlich alle ihre Be-

schreibungen meines Vaterhauses waren, und wie schmerzlich es mich von Anfang an berührte, daß sie so interesselos an meinen Interessen vorüberging. Warum fand ich nur nicht den Muth, es ihr zu sagen, wie habe ich überhaupt unwahr geschrieben! Wenn mir die Bitterkeit den Hals zuschnürte, schrieb ich ihr von unserer Liebe, und wenn ich vor aufwallender Hefigkeit hätte einen Schrei ausstoßen mögen, drehte ich Sätze gekünstelter Ruhe zurecht und schrieb ihr in wohlgesetzten Redensarten. Nur aus Feigheit, nur aus der Todesangst, sie könnte mir sagen, was ich längst fühlte, — daß sie mich nicht mehr liebte. Dabei lebt in mir das Bewußtsein, daß ich sie zu mir zurückzwingen könnte, wenn ich nur persönlich vor sie hintreten und werben dürfte. Aber das redet sich wohl jede heftige Leidenschaft ein, daß nichts ihr widerstehen würde. Die Andern tempeln den ganzen Abend, eigentlich sind sie vernünftiger als ich. Aber ein rohes Handwerk bleibt das des Kriegführens, wie soll man je seine normale Haut wieder finden, so abgestumpft wie man gegen alles Menschliche wird. Der gemeine Mann hier will nur endlich Ruhe haben, alles Andere ist ihm

gleichgültig; Leute, die noch etwas zu essen haben, sind Großmäuler, schimpfen auf ihre Regierung, auf uns und behaupten nach wie vor, daß wir nur durch Verrath und Bestechung bisher Erfolge gehabt, und daß Paris uns den Hals brechen wird. Bei solchen Gefinnungen wird der Widerstand noch lange hartnäckig bleiben; ich glaube, wir haben noch nicht die Hälfte des Krieges überstanden.

11. Nov. Joinville. Schneetreiben, wie in jener Nacht, als Gerta uns verließ. Ich ließ mir die dichten Flocken auf dem langen Ritt mit einer Art Wollust in's Gesicht treiben und den Sturm mich packen, bis ich vor Kälte fast erstarrte. Sie fühlte damals nicht Schnee, noch Kälte, weil sie an ihn dachte, und ich fühlte sie doch, obgleich ich ihrer dachte. Aber nur Frauen können sich derart von der Wirklichkeit emancipiren, wir sind zu grobkörnig dazu. Die Gegend ist hier wunderschön. Heute sprachen die Leute von Waffenstillstand! Es wäre zu schön, es kann nicht wahr sein.

15. Nov. Troyes. Wie ahnungslos ich dahinlebe. Da bringt mir die Feldpost, die wir zufällig getroffen, einen Brief aus Köln, ich erbreche ihn nur, um die Unterschrift zu sehen. Als ich Fritz

Reindels Namen lese, stecke ich ihn wieder in's Couvert und denke etwas theilnahmlös, wie gut der Junge schon wieder schreiben kann, er wird froh sein, so mit dem Leben davon gekommen zu sein, wahrscheinlich hält er mich für seinen Retter und dankt mir. Und stundenlang trug ich den Brief in der Tasche herum und nichts, nichts sagte mir, daß in ihm die erste Glücksnachricht stand, die mir seit lange geworden.

Was ich recht empfand, als ich es endlich gelesen, daß sie in Köln ist und Verwundete pflegt, weiß ich selbst nicht. Ich glaube, es war ein unvernünftiger Zorn. Wenn der Mensch von einer Todesangst befreit wird, bricht er oft, anstatt in Dank, in Aerger über den aus, der sie ihm bereitet. Ja, mein erstes Gefühl, nun ich sie lebend und gesund wußte, war eine Verbitterung gegen sie, eine ohnmächtige Wuth. Das Selbst ist eben immer zu stark in Einem. Aber es hielt nicht lange vor. Jetzt habe ich einen tiefen Athemzug gethan und mein ganzes Glück begriffen. Sie pflegt Verwundete! Weil ihr Mann im Felde ist, — oder weil der Mann, den sie liebt, wieder verwundet werden könnte? Pfui, über mein

Mißtrauen! Wahrscheinlich ist es weder das Eine noch das Andere, sondern die Dame, von welcher Reindel spricht, nimmt sie mit. Wer mag es sein? Mir hat sie nie von einer Verwandten in Köln gesprochen. Ob ich ihr nun schreiben dürfte? Aber ich fürchte, ich würde nur harte Worte finden. Ach, wäre ich doch ein gewiegter Diplomat und nicht ein tollpatschiger Gefühlsmensch, dann würde ich mich zu bezwingen wissen und verstehen, wie ich sie mir erobern kann. Aber wenn ich an sie denke, ist mir immer, als müßte ich mit einem Sturm von Vorwürfen beginnen, als würde all' das angestaute Leiden sich in Bitterniß herausdrängen, und als würde ich sie dann in die Arme nehmen und ihr sagen, wie wahnsinnig ich sie liebe. Aber sie läßt sich nicht in die Arme nehmen, sie wendet sich kalt und hart ab, und wenn ich mir ein Wiedersehen bis so weit ausgedacht habe, dann weiß ich, daß ich ihr noch nicht schreiben kann, und daß ich sie noch lange nicht wiedersehen darf. Und wenn ich sie nun für immer verloren? Gesagt habe ich mir das oft, aber zu fühlen habe ich es noch nicht gelernt. Da muß erst viel in mir absterben, bis ich mich auf solche Höhe

schwimmen kann. Vielleicht, wenn ich Gerhard träge, wenn die alte Freundschaft den Sieg über die Mißgunst davon trüge. Aber darauf ist nicht zu hoffen, ich will meine Rechte nicht so schnell aufgeben. Wie ich mich doch in Gerhard geirrt habe, ich glaubte, er wäre ganz ungefährlich für eine vornehme Frauennatur wie Gerta's. Er hat mit so Vielen gespielt, für ihn waren alle Mädchen ohne Unterschied nur dazu da, daß man ihnen den Hof machte, er machte auch nie einen Hehl aus seinen Flammen und seinen kleinen Sünden; Lieben war ein Scherz, den er mit Andern gern theilte, — wie sollte er die Liebe kennen!

An Rittergutsbesitzer Hardtlan.

Troyes, den 16. Nov. 1870.

Mein lieber Vater!

Halb Frankreich habe ich durchwandert und Dein Brief mir nach, ehe er mich hier erreicht. Alt sind die Nachrichten, die er bringt, und alt bin ich geworden, seitdem sie mir gebracht. Ein Brief von Hans erreichte mich am Tage, wo Meß fiel, seitdem hörte ich, daß Gerta in Köln, wo sie Freunde hat, sich der Krankenpflege gewidmet. Ich war oft nahe daran zu desertiren, nur die Nutzlosigkeit alles Suchens hielt mich zurück, — ehe ich wußte, wo sie geblieben. Denn siehst Du, mein lieber Vater, ich liebe sie genau so wie früher. Wenn sie nach überstandnem Kriege sich für Gerhard entscheidet, werde ich ihre Bande natürlich lösen, aber die Hoffnung, daß sie doch wieder zu mir zurückkehrt, lebt oft in mir.

Du mußt meine Mutter beruhigen und ihr sagen, daß ich Gerta schon lange gebeten hatte, nach Köln zu gehen. Die Art, wie sie es gethan, läge in ihrer Eigenthümlichkeit. Ich darf Niemand anschuldigen als mich selbst. Mama hat aus mißverständener Pflicht gehandelt; sie hatte kein Recht, sich in Gerta's Herzens-Angelegenheiten zu mischen. Vielleicht löst sich Alles leichter, als Ihr glaubt. Mir ist oft zu Muth, als könnte ich es nicht überleben, und wenn die Natur ein Einsehen hat, müßt Ihr nicht über mich trauern. Ein Mann, welcher derart an seiner Liebe leidet, ist besser von der Erde fort, da er unmännlich ist.

Dein K o l f f.

An Frau Präsidentin Robert.

Den 10. Nov. 1870.

Meine gute Mutter!

Du mußt mir sehr zürnen, da ich von Deiner lieben Hand bis jetzt noch Nichts bekam, als eine Postkarte mit den dürren Worten: Noch immer keine Spur! —

Ich kann Dich versichern, mir fiel dabei das Herz so in die Schuhe, wie mir's im heftigsten Augenregen noch nicht passirt ist. Aber, liebe Mutter! ich habe ihr wirklich Nichts so Fürchterliches gesagt und sie gebeten, an mich wie an einen bereits Gestorbenen zu denken, der sie sehr lieb gehabt, und mich nicht ganz zu vergessen, wenn sie mit Rolff glücklich ist! Natürlich wäre es viel vernünftiger gewesen, zu schweigen und in Friedenszeit hätte ich auch gewiß geschwiegen, — aber im

Kriege, Mutter! Da fühlt man sich berechtigt, dem Ausdruck zu geben, was man mit sich zu begraben gedenkt. Ich konnte es nicht aushalten, daß sie nicht wissen sollte, welchen schweren Kampf ich ihrethalben bestanden. Es war sehr schwach von mir, das sehe ich ein. Ich hätte schon längst ihre Nähe fliehen und ihren Frieden nicht stören sollen. Aber ihr Frieden war schon sehr gestört, und man machte ihr das Leben schwer, und so wurde ich ihr Freund. Ach! Mutter! Wenn nur das Herz von Stahl wäre! Aber es ist das Schwächste, was wir an uns haben, besonders das meinige! Wenn ich eine schöne Frau sehe, so muß ich mich verlieben! Vor Allem in Dich, Mutter! In Dich bin ich schon mein ganzes Leben verliebt, aber jetzt in eine Unglückliche! Und sie war so unglücklich und weinte!

Was soll da überhaupt ein Menschenkind anfangen, wenn Melusine weint! Das ist nicht zum Aushalten, man schmilzt unfehlbar. Hättest Du die Augen gesehen, wenn die Frau Mama schalt und recht unsanft schalt! Nein, Mutter, das Paar Augen kann ich so bald nicht vergessen, wie viel ich es auch versuche. Und dann war sie gebunden

und wußte kaum wie und hatte noch keine Ahnung von Liebe; da bekam ich die Versuchung, sie ein bißchen aufzuwecken und nach dem Nixenherz zu suchen, dessen Vorhandensein bezweifelt wurde.

Ja, es ist eine dumme Geschichte, und ich dachte nicht an das alte Sprichwort von den stillen Wassern. Ich kann Dich versichern, Kolff braucht sich nur zu zeigen, so hat er seinen Platz wiedererobert, und ich verschwinde von der Bildfläche, wofür ich doch etwas Anerkennung verdiene. Oder kann man Nichts gut machen, was man gesündigt hat? Ich hoffe doch! Ich bin ein unheilbarer Optimist. Die Welt ist so schön und so wechselvoll, und Gott sei Dank ist Nichts ewig darin. Manche Menschen haben nur nicht den Muth, die unbrauchbaren photographischen Platten gleich aus ihrem Gehirn zu verwischen. Ich habe ihn und finde mich wohl dabei; glaube auch nicht an gebrochene Herzen, habe sie stets so schön geflickt gefunden, daß nicht die feinste Naht zurückblieb. Das Meinige war auch schon öfter angeschossen und ist schneller geheilt als meine Wunde. Nein, Mutter! Ich habe ja nur die schöne Blume betrachtet, die ich nicht haben durfte, nur ein wenig angesehen

und mich an ihrem Duft gelabt; ich bin kein Dieb! Die schönen Blumen sind doch für eines Jeden Augen da, wenn sie auch in fremdem Garten stehen. Mir kam die Sorge, Du könntest mich für einen Dieb halten, weil die Sache so tragisch aus-
sah! Du mußt die armen Leute beruhigen, gegen die ich doch nicht so unerhört undankbar bin, wie man es zu glauben scheint. Mein Gott! ich habe schon manchem Mädchen von Liebe gesprochen, und es wurde ganz gut vertragen! Nur mit der kleinen Wallern verschont mich! Das wäre eine zu harte Strafe für meinen Leichtfinn! Sie wird auch wieder ganz heil werden und sich in den Nächsten verlieben, der das kleinste Sorbeerblättchen gepflückt hat. Bitte, bitte, liebe Mutter! verschone mich mit Der!

Dein ungerathener Sohn

Gerhard.

Köln, den 11. Nov. 1870.

Gerta's Tagebuchblätter.

Es gibt Menschen, die behaupten, es erleichtere das Herz, zu schreiben. So will ich es versuchen, mir selbst zu schreiben, da kein Anderer einen Brief von mir wird lesen wollen. Und was ich mir zu sagen habe, das braucht kein Anderer zu lesen. Es klingt so: Siehst Du, Du Schnecke, nun bist Du erwacht, aber wozu? Zu einer heißen, unerlaubten Liebe. Ja, schreib's nur, Du widerwillige Hand. Ich werde Dich zwingen, es so oft zu schreiben, als Du machtlos bist, es zu bekämpfen. Gesteh nur Deine Ohnmacht, Du falsches Herz. Dein heiliges Ja am Altar war eine Lüge. Dein ganzes Leben eine Lüge, jeder Brief an den angetrauten Mann Lüge und Falschheit. Du hast weder Seele

noch Herz gehabt! sonst hättest Du ehrliche Liebe nicht so vergolten. In den Staub mit Dir, Du stolzer Sinn, Du einfältiger, stolzer Sinn — wie durstest Du stolz sein, da Du nicht wahr gewesen! Du windest Dich vor mir, Du matte Seele, weil ich Dir sage, daß Du werthlos bist, werthlos und verloren! Siehst Du denn nicht, daß Du ihn wahnsinnig liebst, den Andern, den Du nicht kennen solltest, den Andern, mit den schönen Augen und der glatten Zunge. — So will ich Dir etwas sagen, denn Du glaubst es doch nicht: Er hat Dich schon vergessen! Bitterst Du, das zu schreiben, elende Hand? Dann schreib's noch einmal: er hat Dich vergessen! — Nein, Du glaubst es wieder nicht, feige Seele, denn er steht vor Dir in seiner ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit; Du hörst die melodische Stimme, wie er zu Dir spricht, Du fühlst noch das leise Zittern seiner Lippen, den Arm, den er um Dich geschlungen — und Du bebst wie ein Blatt: nein, er darf nicht vergessen! er kann nicht vergessen! es ist unerträgliche Demüthigung, — unerträglich? Du wagst zu sagen unerträglich und denkst an das Leiden, das Du dem treuesten Herzen zugefügt? Begreifst Du denn nicht, daß ich Dich

lehren will, die ganze Hölle zu ertragen, auf daß Du gestraft wirst für Deine Schwäche? Ich hasse Dich so sehr, mein verächtliches Selbst, daß ich mich Deiner Qual freue. Hast Du es wirklich nicht gedacht, daß er Dich liebt? Sage es einmal aufrichtig. Zittere nicht. Sei wahr. Hast Du nicht längst gedacht, Du müßtest sterben, wenn er Dich nicht lieb hätte? Und dabei schriebst Du dem Andern, er solle Dir sagen, es sei Freundschaft! Und der treue Mensch wollte Dir helfen, Dich vor Dir selber rechtfertigen, da sein Herz Dich laut verklagen mußte. O Du falsches, feiges Selbst! Was hat Dich so bethört? Er ist kein Haar besser als andere Menschen; er ist sogar leichtsinnig, das hast Du wohl gedacht, obgleich Du ihn geliebt beim ersten Blick auf der Treppe, als es Dir schwindelte. Und als er sich irrte und Dich für Annchen hielt, da sprach das falsche Herz: „O wäre ich doch Annchen und frei!“ Hat es nicht so gesprochen? Sage Nein, wenn Du kannst. So sage doch Nein! — Du schobst Annchen vor und brachtest sie in Gefahr, um Dich selbst zu schützen, um vor Dein heiliges Ja einen Schild zu halten, da es bereits tödtlich getroffen war. Nun, so grüble jetzt, Du

Grübler; nur zweifeln und fragen darfst Du nicht mehr. Denn Du weißt es, Du möchtest die Last vom Gewissen wälzen, auf ihn, den Treuen, der nur an Dich gedacht und Dich heiß geliebt hat durch allen Wechsel des Krieges. Ja, Du willst Dich entschuldigen, Du wußtest und kanntest Liebe noch nicht, als Du den Eid abgelegt. Aber Treue, die kanntest Du, Du wußtest, was Treue heißt. Und Du hast sie mit Füßen getreten, sie, ohne die Liebe eine Fraze ist. Kannst Du ihr denn nicht gehorchen, die so hoch über Allem steht? Nein, denn Du hast Dich von ihr gewendet, Du wirst ihr nie wieder gehören.

Darum sage Dich los von allen Menschen, werde einsam, wie es Deine Bestimmung war; denn wer nicht Treue halten kann, gehört nicht unter die Menschen.

Die arme alte Frau hatte so Recht in ihrem furchtbaren Zorn! Sie vertheidigte ihr einzig Kind! Ich bin auch nicht vor ihr weggelaufen, sondern vor mir selber. Aber da bist Du doch wieder, mein verhaßtes Selbst! Warum habe ich Dich nicht im Schnee begraben, anstatt den Einen, Edlen noch weiter mit Deinem Dasein zu quälen.

Denn Er vergißt Dich nicht, so wenig wie Du den Andern vergessen kannst. Was hilft es Dir, Dich auf der Erde zu wälzen? Steh auf und handle. Zu was gehst Du Nächtelang auf und ab, wie ein gefangenes Thier? Leg Dich hin und schlafe und arbeite am Tage. Und wenn Du es noch nicht glaubst, so höre noch einmal: Er hat Dich vergessen. Halt still und zucke nicht: er hat Dich vergessen, und Du sollst ihn vergessen. Morgen sag ich Dir's wieder.

An Frau Präsidentin Norbert,

den 12. November 1870.

Meine gute Mutter!

Bis jetzt sind wir noch ganz fidel und munter, trotz der Kälte und dem ewigen Marschiren. Aengstige Dich nur nicht. Es gibt noch lange Nichts. Gerhard fand ich noch nicht. Von Kolff bekam ich Nachricht durch Ludwig Snetta. Er soll aussehen wie ein Geist, kein Wort sprechen und nie mehr lächeln. Die Kleider hingen ihm am Leibe. Ludwig machte ihn in seiner drolligen Weise nach; er wurde zusehends mager und so asketisch, man war versucht, ihm eine Eremitenkutte anzuziehen. An dem ist ein Schauspieler verloren. Seine Augen wurden ganz groß, nahmen einen so trostlosen Ausdruck an, als trüge er Berge von Leid auf seinem leichtsinnigen Herzen. Tag und Nacht sei Kolff auf den Beinen gewesen, so lange es noch etwas zu thun gegeben hätte, jetzt ritte er mit den Andern wie ein Don

Quirote, in Gedanken verloren. „Glaubst Du, er ist verliebt?“ schloß Ludwig seine Beschreibung! „Man kann ihn gar Nichts fragen, er ist so kalt und abweisend geworden, und früher war er doch solch' ein warmherziger Geselle und konnte lachen wie ein Kind!“ — Ich sagte, ich dächte wohl, es wäre mir so vorgekommen. „Dann möchte ich wohl den Gegenstand solcher Leidenschaft sehen! Wenn das nicht eine Göttin ist!“ rief Ludwig, und sprach von andern Dingen in seiner beweglichen Weise.

Mein Gott! Mutter! was ist die Liebe doch für eine fatale Sache. Soviel weiß ich, mich soll sie nicht kriegen. Ich will lustig bleiben und frei und dicke Backen haben. Was hat man denn vom Leben, wenn man sich in jungen Jahren das Fleisch von den Knochen härmt? Und endlich sind ja doch alle Mägdelein gleich, recht hübsch und lustig, aber an Keiner habe ich bis jetzt so was arg Besonderes gefunden. Aber für die Verliebten geht die Welt unter, wenn sie die Eine nicht haben können! Verstehst Du solch' eine einfältige Welt?

Dein treuer Sohn

Hans.

An Frau Dr. Hardtlan, Köln.

Estillac, den 17. Nov. 1870.

Th eure, unvergeßliche Melusine!

Wenn ich es wage, Ihnen zu schreiben, so ist es nur, weil ich mich sehr schuldig fühle Ihnen gegenüber und Sie darum herzlich um Verzeihung bitten möchte. Aber war es nicht natürlich, daß mich ihre Nähe so vollkommen bezauberte, daß ich in der traurigen Zeit Sie als meinen einzigen Trost ansah? Und daß es mir unendlich schwer wurde, Ihnen Gebewohl zu sagen, das dürfen Sie mir nicht verargen. Freilich konnte ich nicht wissen, daß ich Ihnen so große Unannehmlichkeiten bereitete und noch weniger, daß ihr Herz einen Augenblick schneller für mich geschlagen. Aber nicht wahr, das wollen wir vergessen und in herzliche Freundschaft wandeln, was nichts Anderes sein darf. Sie werden mir doch das nicht verweigern?

Ich will mir in tiefster Bescheidenheit daran genügen lassen, da ein viel Besserer als ich den hohen Preis Ihres Besitzes davongetragen hat. Wir brauchen doch nicht tragisch zu werden, weil wir einander gern gehabt, sondern wir wollen es heiter auffassen und die Umstände anklagen, mehr als uns selber. Nicht wahr, schöne Melusine, Sie brauchen nur einmal unterzutauchen in die unbekanntenen Wellen, und bald erscheinen Sie in vollem Glanze wieder, als glückliche und beglückende Göttin und haben vergessen, was vorher Ihre Seele auf Erden erfahren? — Eine ächte Nixennatur ist ja ewig neu, und kein Erdenmensch kann sie dauernd besitzen. Tragen Sie selbst Ihrer Art und Abstammung Rechnung und lachen Sie der thörichtesten Menschen, die sich sinnlos in Sie verlieben. Ich war nicht der Erste und werde nicht der Letzte sein und bin stolz, zur Zahl Ihrer Opfer zu gehören!

Ihr Sklave

Gerhard Norbert.

Köln, den 22. Nov. 1870.

Aus Gerta's Tagebuchblättern.

Ich habe einen Brief von ihm, solch' einen Brief! Ich war noch nicht genug gestraft und muß die Demüthigung eines solchen Briefes ertragen. Welten gäbe ich dafür, dürfte ich ihm schreiben, nur ein einzig Mal ihm sagen, daß ich mich vor Sehnsucht nach ihm verzehre. Von Kolff kein Wort. Besser Keines. Warum mußte auch gerade Keindel hier sein und mich erkennen, warum? Ich war so gut versteckt, selbst vor meiner Beschützerin, die nicht wußte, daß ich verheirathet bin. Ich hatte den Ehering entfernt, damit jede Spur der Vergangenheit verwischt wäre. Jetzt hat sie mich zur Rede gestellt und mir in's Gewissen gesprochen — als wäre das Gewissen nicht schon laut genug, ohne daß man daran rüttelt. Wir leben schon so wie so in offener Fehde, mein Gewissen und ich. Oder bin ich mein Gewissen

und das thörichte Herz etwas Fremdes in mir? Was bin ich mehr? Der liebende, leidende, zagende, verzweifelnde Mensch, oder der strenge, zürnende, der den Andern in die Tiefe hinuntertritt, mit tödtlicher Kälte und Verachtung? Beides ist doch gleich stark. Gerhard's Brief rief noch einen dritten Menschen wach: Einen, der sich rächen möchte für die Schmach! Ich hasse ihn, ja, ich hasse Gerhard für seine Kälte, für seine Mißachtung und Geringschätzung; wer gibt ihm ein Recht, mich so zu behandeln? Die Sekunde im Bahnhof, wo er mich hilflos und verloren sah? Das stolze Bewußtsein, daß mich die Liebe zu ihm bewußtlos machte? Ach! Gerhard! Ich knirschte mit den Zähnen, als ich den Brief las und bin ohnmächtig, muß Alles ertragen, weil Alle meine Schwäche gesehen haben. Sie dürfen mit Fingern auf mich deuten, auf wen? Auf Kolff's Frau, die einem Fremden nachläuft, durch Nacht und Schneesturm! Denkt das Gerhard auch? Denkt er, ich bin ihm nachgelaufen? — — Ich habe eben eine Zeitlang den Kopf an die Wand geschlagen und in die Hand gebissen, weil ich es nicht ertragen kann. Jetzt hat der stärkere Mensch in mir wieder die Oberhand und

zürnt dem Schwachen, der so mattherzig ist. Es ist immer, als wenn der Eine dem Andern auf dem Nacken kniete. Der Schwache bittet um Gnade und sagt: „Laß mich lieben, nur eine Stunde, nur einige Augenblicke,“ und der Starke sagt gar nichts, sondern schleift den Schwachen durch das Meer von Demüthigung und Verzweiflung, aus dem der Schwache zerknickt und zerbrochen hervorgeht. Und einmal lag ich am Weiher und träumte von Frieden und konnte den Kampf nicht einmal verstehen, den ich nicht sehen wollte. Und jetzt schüttelt er mich bis zum Erliegen.

Manchmal möchte ich ihm wirklich nachlaufen und mich vor seinen Augen todt schießen, oder von den Pferden zertreten lassen, oder ich möchte sehen, wie er todtgeschossen wird, ja, das möchte ich. Am liebsten ginge ich in den Rhein, der lockt so verführerisch. Da steht aber der Starke in mir auf, mit drohender Geberde: „Versuch's! Sei feige bis zuletzt, nachdem Du Alle unglücklich gemacht hast, Du Burm“, so daß der Schwache sich verkriechen möchte.

Und dann verkrieche ich mich auch, verschließe Alles und kriechе unter den Vorhang, damit mich die Luft nicht sieht. Die Luft ist groß und hell

und füllt den ganzen Raum und singt: „Die Ehe ist heilig, und Du hast sie entweiht!“ bis ich denke, ich werde verrückt. Aber das ist der schwache Mensch in mir; der Starke zeigt den Weg und sagt: „Arbeit! Treue! Demuth!“ Der sagt all' die schönen Worte, die ich immer so gern hatte, und die mir wie Hammerschläge auf den Kopf fallen. Manchmal habe ich Kolff so lieb, so lieb, wie ich meinen Vater gehabt hätte, wäre er gütig gewesen, wie Kolff. Dann möchte ich mich ihm zu Füßen werfen und doch vor ihm fliehen. Nur nicht das Wort „Liebe“ von seinen Lippen hören, nur nicht! Wie kann Kolff das Wort sagen; es ist ja entweiht! Ihm nicht. Ihm ist es nicht entweiht. Er sagt nicht, er würde weder der Erste, noch der Letzte sein. Er will Ein und Alles sein, wenn ich ihm mein Herz schenke. O Kolff! Kolff! Kolff! Welcher Schmerz zerreißt mich, denke ich an Dich! Kann es etwas Bittereres geben, als das Glück sehen und nicht danach greifen können? Ich bin wie Tantalus. Ueber mir schweben heitere Früchte in Gerhard's Hand, unter mir rauscht der Strom von Kolff's großer Liebe, und ich stehe verschmachtend da, weil ich den Göttern getrozt und ihrer Macht nicht geglaubt habe. Aber mein

Gott, was ist denn Liebe? Sie hat doch ebenso viele Gestalten als Laute, als Leiden. Ist sie sehr niedrig, oder sehr hoch? Ich verstehe sie noch nicht. Ich kämpfe mit einer furchtbaren Macht im Dunkeln und ohne Waffen. Wenn es einmal Tag wird, werde ich dann siegen? Und wann wird es Tag? Gerhard's Brief ist kränkender als die Worte der alten Frau: „Du gehörst auf die Straße!“ Und ich habe ihn doch noch lieb, und beinahe haßte ich Kolff, weil seine Mutter das gesagt. O wer kann mir helfen, mich selbst zu finden in solcher Nacht! Wer kann mich erlösen von dem unmenſchlichen Kampfe! Wohin kann ich von Neuem entfliehen?

An Frau Präsidentin Norbert.

Nemours, den 21. Nov. 1870.

Liebe Eltern!

Wie es Hans geht, werdet Ihr Euch wohl so manchmal fragen. Nun, mir geht es ja recht gut, und ich bin munter und fidel. Ist's kalt, so blas ich in die Finger; gibt's einen Kamin irgendwo, so stecke ich meine Beine hinein. Gibt's ein Stück Brod, so esse ich's, gibt es Kalbshirn und Schweinsgedärme, so esse ich sie auch. Ich habe nun auch in dem Zimmer einer Gräfin gewohnt; Gerhard hat Nichts mehr vor mir voraus; den nächsten Tag war ich bei einem sehr armen Bauern, der fast Nichts mehr hatte. Das Elend nimmt zu, je weiter man kommt. Ein weichherziger Rothschild könnte auf einem Marsch zum Bettler werden, bei dem Anblick der darbenden Menschen,

der verbrannten Heimstätten! Ich finde, die bei uns gefangen sind, haben's besser, als die hier zurückgeblieben; Winters Anfang, mehrere große Armeen in Bewegung und Nichts mehr zu essen für Mensch und Vieh. — Wer sich einbilden möchte, der Krieg sei etwas Schönes, der bleibe daheim und lese ihn in den Büchern, wo nur die großen Heldenthaten verzeichnet sind, und wo das Elend mit einer kurzen Notiz abgethan wird, während doch viel mehr Elend ist als Ruhm, und viel mehr kalte, dürre Marsch- als heiße Schlacht-tage. — Wir sind Alle sehr ungeduldig, diese Letzteren zu erleben; denn das Einzige, was erwärmen kann, sind Vorbeeren. Wie mag es den Geschlagenen zu Muth sein! — Mich haben die Feinde immer gern, und manches Mütterlein hat nach Kräften für mich gesorgt.

Von Gerhard und Rolff habe ich Nichts gehört, noch gesehen. Wann wir uns wiederfinden werden, das wissen die Götter, die sich ja sonst immer in die Schlachten mischten. Auf sie wollen wir uns auch jetzt verlassen. Vielleicht führen sie uns ganz unerwartet zusammen. Es soll bald losgehen in der Nähe von Orleans, wo 80,000

Mann stehen, da kann es gut werden. Das Wetter ist eben wieder viel schöner und wärmer, was beim Marschiren recht angenehm ist. Wir fingen viel und werden dadurch nicht müde. Grüßt alle Freunde, auch die armen Franzosen bei Hardtlans nicht zu vergessen! Ich wäre nicht gern Monate lang hier internirt, während man sich in der Heimath schlägt!

Guer treuer Sohn

Hans.

Sens, den 19. Nov.

Vor ein paar Wochen dachte ich, wenn die Eine Last von Dir genommen, wenn Du weißt, daß sie lebt, kannst Du Alles ertragen. Und nun die Last von mir genommen, ist mir das Dasein doch gerade so unerträglich, die Nächte gerade so ruhelos, und ein anderer Kampf wüthet in mir: muß ich sie freigeben? O, wie leicht man das Wort Selbstlosigkeit ausspricht, und wie wenig man ahnt, wie furchtbares Ringen es birgt. Manchmal ist mir, als müßte ich irrsinnig werden, wenn so in der gleichmäßigen Bewegung des langsamen Reitens mein Kopf benommen wird, und ich immer an der Frage hängen bleibe: muß ich? Alles, was ich thue, ist rein mechanisch, und oft wundere ich mich über die Fertigkeit, welche ich habe, gedankenlos mein Tagewerk zu vollbringen.

Einige Mal bin ich sogar zum Quartiermachen vorangeschickt worden und habe Alles nach Wunsch besorgt. Wir wandern immer weiter, heute war es aber auffallend, wie mit jedem Marsch, der uns Paris näher bringt, das Elend des Krieges immer schärfer hervortritt. Die Dörfer meistens verlassen, wo Bewohner zurückgeblieben, machen sie finstere, hungrige Gesichter, die Zahl der niedergebrannten Häuser mehren sich, für Geld kaum etwas zu haben, nicht einmal Branntwein, was Vielen wegen der Kälte am schmerzlichsten ist. Heute zwar war das Wetter schön, die Sonne leuchtete über bergiger Gegend. Wie verstockt muß ein Menschenherz sein, wenn es in solchem Kriegsjammer nicht lernt, sich selbst zu vergessen. Sens hat 16,000 Einwohner, und als ich heute durch die Stadt streifte, mußte ich die Kathedrale im gothischen Stile doch bewundern, so fern meine Gedanken geweilt hatten. Freilich, lange dauerte es nicht, von diesem herrlichen Bauwerk wanderte die Erinnerung zum Kölner Dom, und da war ich wieder bei ihr. Mächtig ist das Unternehmen Napoleons, der hier aus dem Yonne-Gebiet eine Wasserleitung bis nach Paris baute, um die reichen

Quellen des kalkhaltigen Bodens seiner Hauptstadt nutzbar zu machen. Ich ging spät Abends noch an der Donne entlang, obgleich man viel von der Unsicherheit der Gegend fabelt und uns auf unserm Marsch immer Bedeckung mitgibt. So sind wir ein langer, langer Zug, der nur langsame Fortbewegung gestattet.

24. Nov. Nully. Wir hatten heute einen 7 Stunden langen Marsch, ich ritt meistens allein und dachte, mir wird schon durch irgend ein äußeres Zeichen mein Weg vorgeschrieben werden. Das Wetter war wunderschön, nach Orleans zu Kanonendonner hörbar, Alle waren erregt und trotz der Uebermüdung in der erwartungsvollen Spannung, welche stets einer Schlacht voraus geht. Hier fängt wieder der Krieg an, bisher war Schlaraffenleben; in diesem 300 Seelen zählenden Neste liegen Unmassen von Truppen, die morgen alle vorgeschoben werden. Mir ist dabei der Anfang des Krieges, der furchtbare Jammer der Verwundeten um Metz, der herzerreißende Anblick des Schlachtfeldes wie eine längst entschwundene Vergangenheit. Und das Alles soll wieder zur Gegenwart werden? Damals feite mich meine

Liebe gegen die übermäßigen Schmerzen, jetzt wird der Jammer der Anderen mich vielleicht von meiner selbstsüchtigen Liebe heilen. Oft ist es mir so eigen, daß mich keine Kugel, keine Krankheit getroffen, daß ich von allen meinen Quartierwirthen mit Segenswünschen entlassen wurde, obwohl ich nie eine Vorsicht angewandt. Die Gleichgültigkeit scheint doch zu schützen.

Röln, den 27. Nov. 1870.

An Catharina Sallich, Berlin!

Liebes Cathrinchen!

Ich muß Dir nur sagen, daß mich Dein Brief sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß Du mir immer noch gut bist. Ist es aber auch ganz wahr? Hast Du Dich nicht etwa in einen verfluchten Franzosen vergafft und schreibst mir so schön, damit ich es nicht merken soll? Ich habe so allerhand gehört, wie es die Weiber machen, schreiben so gute Briefe und sind so lieb und treu mit der Feder, derweil sitzen Verwundete daheim, mit denen sie schön thun und denen sie nachlaufen und für die sie hohle Augen und bleiche Wangen kriegen. Ich hätte es meiner Seele nicht gedacht; aber man erfährt so allerlei. Und siehst Du, Cathrinchen, wenn Du mir falsch geschrieben

hast, und ich komm nach Haus, und ich hör was von Dir, dann wär's besser für Dich, Du thätst Dich verstecken, denn in meinem Zorn könnte ich mich an Dir vergreifen, was mir sehr leid und für Dich sehr unangenehm sein würde. Lieber schreibe mir vorher: „Lieber Frike! Ich kann Dich nicht mehr lieb haben, denn ich habe einen Andern gern, und Du mußt mich vergessen.“ Siehst Du, Cathrinchen, das wäre ehrlich von Dir, und wenn mir's auch das Herz brechen würde, so dürftest Du Dir doch Nichts thun. „Friedrich Wilhelm Keindel,“ thäte ich mir sagen, „jetzt sei stolz und lauf dem Mädchen nicht nach, das Dich nicht mehr mag, und Du wirst sie schon vergessen; es sind ja noch mehr Mädchen in der Welt!“ So vernünftig würde ich sein. Darum, Cathrinchen, rathe ich Dir gut, mach's nicht so wie die Andern, sondern sei ehrlich gegen mich, dann werde ich Dich achten und vermeiden und auch Demjenigen die Knochen nicht entzwei schlagen, dem Du gut bist. Du darfst nicht zittern, wenn Du meinen Namen hörst und auch nicht, wenn Du mich wieder siehst; denn dann möchte ich meinen, Du freustest Dich nicht, und dann könnte es schlimm werden

für uns Beide. — Ich bin hier sehr gut gepflegt von sehr schönen Damen; aber es freut mich nicht mehr, denn ich denke: „Falsch sind die Weiber doch alle, ob sie schöne Kleider an haben oder schlechte.“ Ich habe wenigstens die Hoffnung, kein Krüppel zu bleiben, was ich lange gemeint habe und weßwegen ich dachte, ich müßte Dich freigeben, Cathrinchen. Sei ehrlich gegen mich, das rathe ich Dir gut, sonst gibt's was, und das sollte mir leid sein.

Dein treuer

Friedrich Wilhelm Reindel.

Köln, den 30. Nov. 1870.

Aus Gerta's Tageblättern.

Bei den Verwundeten gab es Ruhe für mich, bis mich Reindel erkannte und mir nun immer von Kolff spricht, wenn ich seine Nähe nicht vermeide, und bis Giner ankam, der ihm gleicht, dem Andern, an den ich nicht denken will. Ich weiß nicht, wodurch er mich so lebhaft an ihn erinnerte, daß mir's ganz schwindlich wurde.

Frau vom Brandt ist von außerordentlicher Güte für mich und ist geduldig, wenn ich so scheu und verschlossen bin. Ich möchte nur wissen, was ich in den ersten Tagen gesagt habe, im Fieber, doch wage ich nicht, sie zu fragen. Sie hat nach Berlin geschrieben und mir Vorstellungen gemacht. Wenn sie wüßte, wie wenig die dort wünschen, von mir zu hören!

Wenn ich nur einmal schlafen könnte! Aber kein Schlaf kommt in meine Augen. Die Nächte sind so lang und so dunkel. Mir ist bange. Darum habe ich jetzt meine Lampe angezündet und zur Feder gegriffen. Ich kann das Zwiegespräch mit dem rebellischen Herzen besser ertragen, wenn noch zwei dabei sind, die Lampe und die Feder. Dabei bin ich so müde, so sterbensmüde! Wie müde ein langer Kampf doch macht! Manchmal wird die Seele dumpf, wie die Hand, die man in's Eis hält, und dann erwacht sie mit solchen Schmerzen, daß man schreien möchte. Es ist eine große Wohlthat, wenn man dumpf und stumpf wird. Die Verwundeten haben auch solche Augenblicke. Da liegen sie so still, weil die leiseste Bewegung wieder neue Schmerzen bringt. Ich will nicht mehr fühlen, ich will nicht. Wenn meine Stiefmutter mich schlecht behandelte, dann konnte ich mich ganz hart machen, inwendig und Nichts mehr fühlen. Sie aber wollte mich durchaus zum Weinen bringen und tobte gegen meine Kälte und Gleichgültigkeit. Nun möchte ich es dem Schicksal so machen, apathisch und gleichgültig werden und Nichts mehr fühlen. Aber es hat

mich auf die Folter gespannt, und ich muß alle Qualen erdulden, die immer neu, immer überraschend, immer furchtbar mich durchwühlen. Und wenn ich mich auflehne und sage: Ich will es nicht ertragen, so wirft es mich erst recht zu Boden, mich ganz zu zerbrechen. Aber ich will nicht mehr kämpfen. Ich will ihn lieb haben, lieb haben um jeden Preis! Ich kann es ja doch nicht mehr ungeschehen machen, und Rolff weiß es und muß es auch ertragen. Was kann ich dafür? Es wäre Rolff's Sache gewesen, zu sehen, daß ich ihn noch nicht lieb hatte und mich frei zurückzulassen. Er aber wollte mich haben, er wollte mich besitzen; er wollte sicher sein, daß ich ihm nicht entkommen kann. Das war selbstsüchtig, Rolff, und nun bist Du gestraft. Nun hast Du mich verloren, vielleicht für ewig. Kannst Du's ertragen? Nein, nicht wahr, das kannst Du nicht? Nun, dann lerne es, so wie ich es lerne. Tritt doch auf die Flamme, so wie ich sie zertrete. Zertrümmere das elende Götzenbild! es ist ja doch nur ein wenig Thon, etwas Staub, und solange nicht so schön, als wir's geglaubt mit den behörten Augen. Daß wir Beide einen Augenblick

haltlos dastehen vor unseren armen zer schlagenen Götzen, das ist nebensächlich. Wir werden schon wieder auf die Füße kommen. Aber nein. Du hast ein Recht auf mich; Du hast meinen Schwur. Ich soll noch Deinen Altar schmücken. Soll ich? Meinst Du, ich werde je wieder in Deinem Allerheiligsten wohnen, das ich entweiht habe? Nein, nein, nein! ich will frei sein! Ich will mein Wort zurück! Ich will Niemand gehören, keinem Menschen auf der Welt. Frei, vogelfrei, friedlos, nur nicht das Heiligenbild, das Schein und Trug und Lüge ist. Ich habe Keinen lieb! Ich habe ja keine Seele, das wissen wir schon lange. Mit was soll man denn lieb haben, wenn man keine Seele hat? Beinahe wäre sie gekommen. Sie streckte schon die Flügel; aber die wurden verbrannt. Muß denn Psyche die Flügel verbrennen? Muß sie sich peitschen und höhnen lassen von Venus, der großen, kalten, triumphirenden Welt? Aber wozu denn Glanz und Glück, wenn es so endigt? — Wäre ich frei gewesen, dann hätte ich ihn lieben dürfen, ganz wild, ganz tief und dann, dann? — Dann hätte er mir den nächsten Brief aus dem Schloß in Frankreich geschrieben, im

Boudoir der schönen Dame, der er gesagt hätte: „Hier habe ich so nette Briefchen von einem dummen, kleinen Mädchen in Deutschland, das sich einbildet, ich liebe sie.“ Und dann wäre ich nicht glücklicher als jetzt. Ich kenne ihn jetzt ganz gut, gerade als wäre ich neben ihm. Ich höre ihn lachen und scherzen, ich sehe ihn spielen mit seiner schönen Hand, während er dieselben geistreichen Dinge sagt wie in Sorin. Ach! ich bin die ganze Welt satt und müde. Wenn mir noch einer von Liebe spricht, so halte ich mir die Ohren zu und sage ihm, ich sei hundert Jahre alt. Die Liebe hängt ja genau mit dem Alter zusammen. Wenn Gerhard und ich uns erst in 20 Jahren wiedersehen, dann werden wir unsere vertrockneten Gesichter und die dumme Liebe auslachen. Aber Kolff in 20 Jahren? — Darüber mußte ich lange im Zimmer auf- und abgehen, daß ich diesen Gedanken nicht ausdenken kann. Kolff wird nie mehr lachen. Ach! geh fort, Kolff! ich will nicht dran denken, ich will nicht. Ich brauche doch nicht Gespenster zu sehen? Gespenster sind nur da, wenn man noch Blut in den Adern hat. Aber mein Blut soll erstarren jetzt, ganz kalt

werden. Ich bin kein armer Sünder, den man noch im Gefängniß beobachtet, ob er sich nicht verrathen wird. Vor was fürchte ich mich denn? — Ich war heute Abend im Dom. Jemand spielte die Orgel. Ich kroch hinter einen Pfeiler, wo es schon dunkelte, kniete auf den Stein, lehnte am Stein und fühlte mich steinern werden, vereisen. Ich dachte: Wenn sie doch weiter spielten die ganze Nacht! Ich dachte das nicht einmal. Ich fühlte es nur. Da ging ein Mensch an mir vorüber; ich hätte beinahe geschrien: Gerhard! Und mein Herz war so glühend geworden, wie eine Feuerkugel in meiner Brust. Ich muß wirklich närrisch sein, daß ich ihn überall sehe. Fort war die Ruhe, zerstört ist die friedliche Nacht, die ich mir geholt hatte. Wie soll man schlafen, wenn das Herz gegen die Matraze hämmert, so daß man eine Melodie dazu hört? — Ich möchte manchmal das schwere Herz mit beiden Händen aus der Brust heben und in den Rhein schleudern, wenn die Hände nur die Kraft hätten, es zu heben! — Die Hähne krähen schon. Ich will aber noch schlafen. O mein Gott! wie schlief ich sonst so tief und gut.

An Frau Präsidentin Robert.

Pithiviers, den 28. Nov. 1870.

Meine theure Mutter!

Nur zwei Worte, um Dir zu sagen, daß Hans einen Schuß im Bein hat, ohne Knochenverletzung. Er ist ganz munter und von Kolff gepflegt. Mir geht es gut. Du hast mich wohl geseit, ich bin kugelfest geworden; denn es flog viel Zeug in der Luft herum, dem ich nicht aus dem Wege gegangen bin, wie Du wohl weißt. Wir haben uns begegnet, Kolff und ich, und wir haben uns nicht aufgefressen, sondern uns anständig benommen. Daß er mich lieber auf der Erde gesehen hätte als auf meinen Füßen, das ist sicher verzeihlich; es stand der Gedanke deutlich in seinem Gesicht.

Feldpost.

22

Wie konnte ich aber ahnen, was ich anrichten würde; Du mußt selbst sagen, es war Pech! Hans schreibt morgen selbst.

Dein ungerathener Sohn

Gerhard.

An Frau Präsidentin Norbert.

Pithiviers, den 30. Nov. 1870.

Meine gute Mutter!

Du siehst, es geht mir gar nicht schlimm, da ich selbst die Feder führen kann. Das Schlimme ist das Stillliegen und Nichtsthun; das ist viel fataler als das bischen Schmerzen im Bein. Ich bin sicher, Gerhard schreibt Dir lauter Dummheiten und erzählt nicht ordentlich, während Du die ganze Geschichte wissen möchtest. Auf mich hat, glaube ich, eine Frau die verdammte Kugel abgeschossen, die mir Rolff aus dem Bein geschnitten hat. Das ärgert mich noch ganz besonders. Ich sah sie im Fenster das Gewehr anlegen, das sie durch eine rasche Bewegung von mir zu tief gehalten hat; ich duckte mich nämlich und dachte, die kann doch nicht zielen, und es fliegt über mich weg.

Schön war sie nicht, wenigstens nicht in dem Augenblick; und ich denke, sie hat ihr Geschlecht an mir rächen wollen, dem ich Nichtachtung geschworen. Sie muß es gefühlt haben. — Kolff frug mich, ob ich die Kugel behalten wollte? Ich nicht! Von einer Frau! Gott soll mich bewahren! Vergessen will ich's, so schnell als möglich und mir eine bessere holen, die ich aufheben will. Frauen sind nur annehmbar, wenn sie ganz still und ruhig sind. Aber das Schießen steht ihnen sehr schlecht, das kann ich Dich versichern. Ich sehe sie lieber verbinden.

Nun, da lag ich und Haidi! ging's über mich weg. Wen erkenne ich plötzlich im Gewühl? Gerhard! Ich erhebe mich so gut ich kann und rufe ihn an. Er drehte den Kopf, und was thut er? Nimmt mich auf den Rücken, ohne Besinnen, und so stürmte er weiter, bis zu einer großen alten Kirche, in die man Schaaren von Verwundeten hineintrug. Er trug mich in eine Seitenkapelle, legte meinen Kopf auf die Altarstufe; denn ich war etwas matt vom Blutverlust, und wickelte mir sein Schnupftuch fest um's Bein. Dann ging er nach ärztlicher Hülfe aus und nach einem Tropfen

Wein für mich. Immer dichter füllte sich die Kirche. Ich machte die Augen zu und wieder auf. Es war ein merkwürdiges Bild, die jammernden Zuaven, die hauptsächlich den Raum füllten, der sich in Nacht hüllte, spärlich von den Altarlämpchen erleuchtet, so daß die Gesichter unter den Turbanen ganz schwarz ausfahen, wenn nicht ein Sterbender den Kopf in fahler Blässe zurücksinken ließ. Bald war kaum so viel Raum, daß man zwischen ihnen durch gehen konnte. Ich machte wieder die Augen zu, denn mir wurde es komisch zu Muth. Plötzlich höre ich eine wohlbekannte Stimme: „Hans! mein Hänschen! bist Du's?“ und etwas Feuchtes, Starres an den Lippen, in der Kehle. Als ich die Augen aufschlug, sah ich in Kolff's Gesicht, das ich trotz seiner großen Magerkeit und dem spärlichen Licht wohl erkannte. Er begann gleich nach der Wunde zu sehen, kniete auf der Erde mit dem Rücken gegen die Kirche. Auf einmal tauchte Gerhard aus dem Dunkel auf. Ich sah ihn wohl und dachte: „Was wird das geben?“ Da rief er: „Da hab' ich etwas zu essen für Dich.“ Kolff sprang auf, als wäre er angeschossen und wandte sich Gerhard zu. „Kolff!“ rief der, und trat einen Schritt

zurück; einen langen Augenblick standen sich die Beiden gegenüber; in dem trüben Lichte eines Altarlämpchens über unsern Köpfen sahen sie so dunkel aus, wie die Araber, die die Kirche füllten. Aus Kolff's Augen schossen Blitze, vor denen Gerhard die seinen senkte. Ich sah, wie ein Bittern durch Kolff's Körper ging; dann flüsterte er: „Geh hinaus, schnell!“ Gerhard sah ihn an: „Ich bin bereit zu sterben von Deiner Hand!“ sagte er und lächelte traurig. Kolff griff nach dem gußeisernen Geländer und stützte sich schwer darauf. „Nachdem Du mir Alles genommen, willst Du mich zum Mörder machen?“ sagte er so unheimlich leise, als hätte ein Geist geflüstert in dem schwarzen Gewölbe.

„Da Du mir nie verzeihen kannst, so räche Dich, Kolff!“

„Geh hinaus!“ sagte Kolff noch einmal, so herrisch, daß Gerhard wirklich zwei Schritte zurücktrat und im Dunkel verschwand, Kolff stützte sich noch immer auf das Geländer, so schwer, daß das Eisen ächzte und klirrte, und mir war es, als hörte ich seine Zähne zusammenschlagen und knirschen.

Ich hatte während der ganzen Scene kaum zu athmen gewagt, wie Du Dir wohl denken kannst,

und auch jetzt wagte ich nicht zu sprechen, da Kolff so ganz und gar Ort und Umstände vergessen zu haben schien, auch das Jammern und Aechzen, das in der Kirche mit Echo wiederhallte, gar nicht hörte. Endlich rief ich ihn leise bei Namen, zwei-, dreimal. Da wandte er langsam den Kopf mir zu, und augenblicklich war er wie verwandelt, als hätte er einen schweren Traum abgeschüttelt.

„Dir ist es elend zu Muth, in dem schauerlichen Loch!“ sagte er freundlich, „aber gleich kommst Du in mein Bett.“ Kaltblütig und besonnen gab er die Befehle und ging dann von Einem der armen Kerls zum Andern, die meistens nach Tabak schrieen. Essen und Trinken war ihnen Nebensache. Eine Stunde drauf lag ich in seinem Bett, in einem kleinen Winkel von einem Stübchen, mit handgroßem Fenster, aber doch allein und still. Erst bei Tagesanbruch kam er, rollte sich in seinen Mantel und schlief fest auf der Erde. Er sah dabei so leidend aus, daß ich mich trotz meiner Wunde schämte, mit dicken Backen im Bett zu liegen. Die Schläfen und Augenhöhlen sind so eingesunken, daß ich ihn immer wieder ansehen mußte, um mich zu versichern, daß das Kolff sei. Der Schlaf ließ

die Falte zwischen den Brauen nicht verschwinden und gab dem Mund keinen ruhigen Ausdruck. Er muß sehr gelitten haben und sich große Gewalt angethan haben in der Nacht, wo sich das Eisen bog unter seiner Hand und doch kein leidenschaftliches Wort über seine Lippen kam. — Der Kuckuck hole die Liebe! nicht wahr, Mutter?

Von Gerhard hörte ich Nichts mehr, ich denke, er ist schon weiter. Wer weiß, ob es ihm recht wäre, wenn Kolff ihn zwänge, die Melusine zu heirathen. Er hat gar keine Lust, sich zu binden, das weiß ich. — Kolff hat kein Wort von der Nacht erwähnt, und von der Melusine auch nicht, gerade als hätte es nie so was gegeben. Natürlich bin ich auch still und gebe mir alle erdenkliche Mühe, ihn aufzuheitern. Er arbeitet für Zehn, und Alle rühmen sein Geschick und seine Geduld und Energie. Er selbst macht viel zu wenig aus sich und achtet alle seine Leistungen für Nichts. Ich wäre höllisch stolz an seiner Stelle, aber das hatte er ja nie in sich, und sein Herz ist so zerknirscht, daß er sich an seinen Gaben nicht freuen kann. Ich muß sagen, Mutter, ich begreife die Mädchen nicht. Solch' einen Mann haben und

sich dann in den lieben Leichtfinn verlieben, blos weil er den Arm in der Schlinge und blaue Augen hat, statt braune! Närrische Welt!

Um mich brauchst Du Dir weiter keine Sorgen zu machen, ich bin ganz fidel, wenn ich auch lieber ein Stückchen Himmel sehen würde, als die schmutzige Kalkwand, bei einem Stück Talgllicht. Aber auch dieses geht vorüber. Grüße an den Vater und an Hardtlans und für Dich einen Kuß auf Nasenspitze und Augen von

Deinem Hans.

Pithiviers, den 1. Dez. 1870.

Das Schlimmste ist vorbei, die blutigen Schlacht-
tage und das erste chirurgische Gemetzel, denn anders
kann ich unser Handwerk nicht nennen. Jetzt sind
sie doch Alle verbunden, Freund und Feind, und
Keiner liegt hilflos sterbend oder jammernd draußen
in der Kälte. Wir haben unmenſchlich gearbeitet,
drei Tage und drei Nächte haben wir nicht geruht,
ob es Allen ſo wohl gethan hat wie mir? Gott
ſei Dank, daß ich zu helfen verſuchen konnte, daß
ich nicht zur Unthätigkeit verdammt war in den
Stunden meiner ſchwerſten Erniedrigung. Nicht,
daß ich glaube, mich wieder aufgerichtet zu haben
dadurch, daß ich meine Pflicht und Schuldigkeit
that, nein, nur die Selbſtqual wurde mir erleichtert.
Wie roh muß meine primitive Natur ſein, daß
mein erſtes Gefühl, als ich ihn erblickte, war, ſeinen

Hals mit meinen Händen zu packen und ihn zu erdroffeln. Sein Lächeln war es, das mich so außer mir brachte. Und dies fade, selbstgefällige Lächeln hat ihr Herz gestohlen! Nein, ich darf nicht daran denken, sonst geht die Frucht der Arbeit mir wieder verloren, und in meiner eigenen Selbstgefälligkeit übersehe ich, daß ich kein Recht sie zu verurtheilen habe. Vielleicht ist es nur Ueberhebung, daß ich mich je ihrer würdiger glaubte. O Gott, wo bleiben all' unsere künstlichen Begriffe von Recht und Pflicht und Würde dem grausamen Leiden, dem Tode gegenüber! Nein, ich will nie mehr etwas Anderes denken, als daß meine Schuld größer ist, als die aller Anderen, und daß mein Leiden werthlos, weil es verdient. Und nach dieser Erkenntniß werde ich auch handeln. Vielleicht schon heute will ich ihr schreiben, was ich ihr zu schreiben schuldig bin, wenn ich die Kraft habe. Jedezmal bisher, wenn ich die Feder ansetzte, um „liebe Gerta“ zu schreiben, packte mich ein förmlicher Herzkrampf, mir war, als sähe ich sie vor mir, und ich konnte den Anblick nicht ertragen. Man hat mir von Berlin Auszüge aus den Briefen von Frau vom Brandt geschickt, ich habe erwidert, ich

hätte selbst Nachricht von ihr, aber Alles, was ich über sie gehört auf diesen Umwegen, macht mich bitter und schlecht; wie konnte Gerta mir solch' Leid anthun! Da werde ich schon wieder ungerecht, bei dem bloßen Gedanken, ihr zu schreiben! Wer weiß, vielleicht ist es wirklich das Beste so, vielleicht, da es nicht darauf ankommt, glücklich, sondern nur gut zu werden, ist es für mich das einzig Richtige, ihr zu entsagen. Wie unleidlich würde ich mich im Sonnenschein ihrer Liebe entwickelt haben, zu einem arroganten Tyrannen. Ich schien mir ja durch ihren Besitz so viel werthvoller geworden, und doch war er eine leere Form, ohne ihr Herz; was wäre ich dann geworden! Gott helfe mir aber, denn ich selbst kann es nicht mehr, nun ich so weit gekommen.

Berlin, den 1. Dez. 1870.

An Friedrich Wilhelm Reindel in Köln.

Mein lieber Friß!

Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, und ich war recht ungeduldig, fünf Tage zu warten, bis es Sonntag war und ich Dir schreiben kann. Sei nur ganz unbesorgt. Dein Ringelchen ist noch spiegelblank und glänzt an meinem Finger. Und ich sehe es oft an und denke an meinen Friß. Ich will gar keinen Andern haben als wie Dich und habe auch schon geweint, daß ich Dich nicht pflegen kann. Das würde ich viel besser machen als die schönen Damen, die die Kleider nicht verderben wollen und die Hände. Meine Hände sind roth und geschickt zu aller Arbeit und scheuen sich vor Nichts.

Ich muß Dir nun doch ein Geständniß machen; das darf Dich aber weiter nicht beunruhigen. Es hat mich doch einmal ein Franzose geküßt. Ich stand am Fenster und sah Dein Ringelchen an und merkte nicht, daß Einer herein kommt. Da nimmt er mich um den Leib, und wie ich mich umsah, da hatte ich schon einen Kuß. Ich hätte ihn gern weggestoßen, aber er hat einen schlimmen Arm gehabt, und da wollt ich ihm doch nicht weh thun. Da habe ich nur ein sehr böß Gesicht gemacht; Du weißt noch gar nicht, was ich für ein böß Gesicht machen kann, und er hat immer gesagt: „Pardon mamsell!“ „Pardon mamsell!“ und ist fortgegangen und hat gelacht. Das war nicht so gefährlich, ein Kuß; das kann man schon verzeihen. Hast Du Niemand keinen gegeben, die ganze Zeit? Das thät ich doch gern wissen.

Der Krieg ist nun doch ein bißchen lang, und man wär froh, wenn er zu End wär.

Es sind auch gar so viel Leut traurig und haben ihre Kinder begraben, so viele, daß man die Ersten schon wieder vergessen hat, die gefallen sind. Viele sind auch zu Krüppeln geschossen. Darum sei nur auch unbesorgt. Wie Du mir wiederkommst,

so sollst Du mir lieb sein, und was Du nicht
schaffen kannst, das schaff ich. Bin ich doch so
gesund und so stark, daß alle Leut sich wundern.
Komm nur recht bald, das wünscht sich

Deine Dich liebende

Catharina Sallich.

Aus Gerta's Tagebuchblätter.

Köln, den 2. Dez. 1870.

Der Dom ist mein Freund. Ihm klage ich meine Schmerzen. Er hat solch' ein weites Herz und so viel Raum darin und hat schon so viel menschlich Elend gesehen, daß er sich über Nichts wundert und entsetzt. Bei den Menschen weiß man nie, wieviel sie vertragen können und wie weit ihre Langmuth reichen wird. Ich habe sie sehr kurz gefunden, und nie einem persönlichen Gefühle widerstehend. Alle wollten mir Mutter sein, bis ich ihre Interessen kreuzte; dann war es vorbei. Deswegen bin ich meiner neuen Freundin gegenüber sehr zurückhaltend, um sie länger zu bewahren und den Moment hinauszuschieben, in welchem auch sie sich von mir wenden wird. Aber der Dom, der bleibt immer derselbe; den kann

solch' armes Erdengewürm nicht erschüttern und nicht kränken. Ich habe solches Mitleid mit den anderen einsamen Frauen, die hier beten kommen, und die Gott weiß wie viele schwere Herzen und wie heiße Thränen auf die Steine haben niederfallen lassen!

In dieser Zeit gibt es der gebrochenen Herzen viele. Und dann stelle ich Vergleiche an, wer am unglücklichsten ist von uns allen Einsamen, und manchmal denke ich, am Ende ich; denn ich habe gar Nichts, nicht einmal etwas gehabt, das mich an's Leben fesseln könnte, nicht einmal das Gebet! Ich habe schon versucht, zu beten. Aber dann schäme ich mich vor mir selber, weil ich zweifle, daß mich Einer hört. Und doch, wenn die Menschen sich so etwas Großes, Weites denken können, wie einen Dom, um darin zu beten, wie groß muß erst das Wesen sein, an das sie sich wenden, wenn es da ist. Natürlich, dieser gedachte oder geahnte Freund ändert sich nie. Wie aber, wenn Er direct unsre Schicksale regiert, willkürlich in unser Leben eingreift? Dann wäre er ja so erbarmungs- und mitleidslos, daß man sich nicht mehr an ihn wenden könnte. Kein Vater würde seine Kinder mit solcher

Härte heimsuchen. O nein! nein! es muß unwandelbare Gesetze geben, denen man verfällt. In der Welt, wie sie ist, wäre ein persönlicher Gott ein Moloch, ein entsetzlicher Gott. Lieber will ich von unwandelbaren Gesetzen zertreten sein, als von einem unerschütterlichen Gott, zu dem ich umsonst bete, da Er mich nicht erhören kann. Und um was sollte ich beten? Ich habe immer als Kind gebetet um eine gute Mutter, habe sie aber aus dem Grabe nicht zurückbeten können. Soll ich beten um einen guten Mann? Den habe ich gehabt. Soll ich beten, um Erhörnung meiner sündhaften Liebe? Aber ich will ihn ja gar nicht haben! Ich glaube nicht an ihn. Soll ich beten um eine erträglichere Strafe, als so einsam wie ein dürres Blatt im Schnee dahinzufattern? Soll ich beten um noch härtere Strafe, damit ich schneller gesunde von meiner Thorheit? Das wäre vielleicht das einzige vernünftige Gebet und würde auch vielleicht erhört; denn ich sehe nur dunklere Mächte vor mir, als die ich jetzt durchwandere. Manchmal knie ich im Dom, weil man unwillkürlich kniet, wenn man leidet; und dann schäme ich mich; die Leute könnten denken, ich bete; also lebe ich eine

Lüge in dem Augenblick. Warum aber kniet man? Ist es, weil man es als Kind gelernt, oder weil es die anständigste Art ist, sich auf die Erde zu werfen, was man am liebsten thäte. Ach! wie kann man nur so zerbrochen sein! Ist das die stolze Gerta? Gerta als armer Sünder. Das hätte ich von Dir nie geglaubt! Du gingst immer so aufrecht Deinen Weg und kanntest Deine Pflicht. Du fandest es ganz natürlich, eine gute Frau zu sein dem angetrauten Manne. Gerta, wo bist Du hingekommen? Oeffentlich beschämt! Die Leute deuten mit Fingern auf Dich und werden Dich mitleidlos verurtheilen. Und Dir ist es gleichgültig; denn Dein eignes Urtheil ist das härteste, das nur ein Mensch fällen kann. Was thut es, wenn die Andern mich mit Steinen werfen! Der schwerste Stein liegt ja doch auf meinem Herzen. Kann es etwas Furchtbareres geben, als einen Menschen lieben, in den man kein Vertrauen hat? Tausendmal besser Vertrauen ohne Liebe. Wenn die Liebe nur nicht ein so überwältigendes Gefühl wäre, so ganz thöricht und unvernünftig.

Und wenn ich denke, Kolff hat das Gefühl für mich, das ich für Gerhard habe, so reizt es

mich gegen ihn und macht mich ungeduldig. Wie kann er mich lieb haben? Ich bin ihm ja untreu geworden. Er macht zwar keinen Versuch, mir zu schreiben; vielleicht kämpft er denselben Kampf als ich. Lächerlich. Wir sind lächerlich, Beide. Ich will ihm schreiben, er soll mich vergessen, als wäre ich nie gewesen. Wie soll ich ihm das schreiben? Ich bin ja seine Frau. Er hat alle Rechte an mich. Ich bin seine Sache; er darf mich auch lieb haben, während ich sündige, nur ich. Ach! wie habe ich Frauen verachtet, die sich den Hof machen ließen! Den Rücken habe ich ihnen gedreht, und wollte gar nicht mit ihnen sprechen. So habe ich sie verachtet. Und jetzt ist es an der Zeit, mit mir selber nicht mehr zu sprechen. Mißhandeln könnte ich mich, so hasse ich mich selber. Ich bin nicht besser als eine Hündin! Ich sollte hingehen nach Sorin und im Schnee knien an des Hauses Schwelle, das ich beschimpft habe, bis man mich aufstehen und eintreten heißt. Aber so weit bin ich noch nicht. Ich kann mich vor der Frau nicht demüthigen, die mich so erbarmungslos hinausgewiesen.

Vielleicht sollte ich zur Tante Wallern zurückkehren und ihre Strenge und Annchens Ungezogen-

heiten ertragen. Das wäre eine Buße. Aber ich kann nicht! nein, ich kann nicht! Ich kenne Annchens Neckereien und Plackereien, bei denen man sie immer für so gutmüthig erklärt und die Tante, die den Grundsatz hat, Alles bei Namen zu nennen und mich in Gegenwart von Annchen ausforschen wird, mit solcher Schärfe, wie ebenso viele Hiebe, nein, weit schlimmer. Die Hand, mit was immer bewaffnet, kann nicht so weh thun, als die Zunge. Und Gerhard's Mutter sehen! Nein, nein, um Gottes Willen! Es gibt doch Dinge, die man nicht kann. Lieber betteln! Demüthigungen ertragen müssen, nicht mit stolz erhobenem Haupt, wie früher, sondern mit niedergeschlagenen Augen, nein, das kann ich nicht. Noch bäumt sich etwas in mir, das ich nicht zertreten will; denn sonst bin ich mir selber werthlos. Ein edles Pferd und ein Racehund vertragen gewisse Demüthigungen nicht.

Frau vom Brandt sagt: „Wer stolz ist, der ist kein Christ!“ Aber ist denn Canossa Christenthum? Dann bin ich lieber ein Heide. Sie betet auch. Sie hat mir's gesagt. Um was betet sie nur? Sie hat Niemand mehr auf der Welt. Sie sagt, jeden Morgen hat sie ein Zwiegespräch mit

dem lieben Gott, worin sie ihm sagt, sie könne nicht mehr leben, und Er ihr lehrt, wie sie noch leben soll. Wenn ich nur wüßte, wie Er es ihr lehrt, und wie sie sich fügt, daß sie heiteren Angesichts Alles thut für alle Menschen, als wenn sie selbst nicht existirte und kein Herzweh. Sie muß doch Verzweiflung kennen. Ob sie nie den Kopf an die Wand geschlagen hat? Ich schäme mich, sie das zu fragen, sonst könnte sie Rückschlüsse auf mich ziehen. Sie spricht immer von der irdischen Wallfahrt und der himmlischen Heimath, und dann strahlt ihr Gesicht. Aber wer sagt mir denn, daß ich eines Fortlebens werth bin? Ich darf, ich will nicht weiterleben. Ich bin mir jetzt schon genug zuwider und habe noch Keinen drüben, außer meiner unbekanntten Mutter! —

Weiterleben! Aber wozu denn? Um keines Mannes Weib zu sein? Das bin ich auch jetzt nicht. Um von aller Leidenschaft frei zu sein? Das war ich schon und war doch nicht im Himmel. Es ist nicht aus Furcht vor dem Nachher, daß ich nicht in den Rhein gehe, sondern aus einem Rest von Achtung vor mir selber. Mein Glend zu ertragen, ist noch eine Art von Anständigkeit von

mir. Aber nennt man denn das ertragen, was ich thue? Ich weiß nicht. Ertragen scheint mir das, was ich hier täglich vor mir sehe. Aber diese Frau ist sündlos; sie trägt nicht die geringste Schuld an ihrem Unglück. Was mir unerträglich scheint, das ist, mich vor mir selber zu schämen. Nicht eine, hundert Stufen niedriger bin ich, als ich war; eidbrüchig! Himmel! Und daran sterb' ich nicht? Und alle die traurigen Versuche, mich vor mir selber zu entschuldigen, mich wegen der äußeren Umstände zu rechtfertigen, während es die inneren sind, die mich laut verklagen. Auf das Aeußere kommt es gar nicht an, sondern auf die Gedanken, die den Menschen erheben oder erniedrigen. Ich möchte wissen, ob Frau vom Brandt sich immer schuldlos gefühlt, oder ob sie auch einmal schwach gewesen!

Eine sehr liebenswürdige alte französische Dame, in deren Salon eben ein Walzer gespielt wurde, sprach mit einem alten Herrn über die Verderbniß der Sitten. Auf einmal lächelte sie voller Güte und sagte: „Qui n'a pas eu une valse dans sa vie!“ — Dieses Wort will mich manchmal trösten. Aber es gibt doch Menschen, die schuldlos

bleiben? Mich ergriff das Lied von Goethe immer wie eine Todesahnung:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Da ist doch auch der Gedanke an gewaltige Gesetze, denen wir erliegen. Aber wozu? Ich hatte einen guten Mann und konnte ganz zufrieden sein, und da gebe ich mein Herz einem Andern, der Nichts nach mir fragt, der mich schon vergessen, und bin unglücklich und mache den Andern unglücklich für immer. Ich sehe nicht wozu? Wer kann mir helfen, diese Schlingen zu entwirren? Ich bin zu ungeschickt dafür. Soll ich mit ihr sprechen? War sie schuldig und in Pein? Schuldig! diese Frau? Nein, natürlich nicht.

Bithiviers, den 2. Dez. 1870.

An Frau Dr. Hardtlan, Köln.

Verzeih, Gerta, daß ich Dir zu schreiben wage, obgleich Du keinerlei Schritte gethan, um mir zu verstehen zu geben, daß Du einen weiteren Verkehr mit mir dulden willst. Es gab wohl eine Zeit, wo mich die Bitterkeit Deines Schweigens unfähig machte, meinen Stolz und die gekränkte Liebe zu bezwingen, aber jene Zeit ist vorbei. Man lebt schnell während eines Krieges, ich habe alle kleineren Gefühle überwunden und schreibe Dir heute, weil ich es für meine Pflicht Dir gegenüber halte. Denn, Gerta, ich bin vor der Welt Dein Mann und bin berufen, für Dich zu sorgen, als für mein heiligstes Gut. Und unterschätze nicht die Wichtigkeit dieses „vor der Welt“, weil Du gerade unglücklich bist und Dir die Meinung der Anderen

nichtig erscheint. Das Leben ist lang, und Alles rächt sich in ihm.

Meine Pflicht also ist es, Dir zu schreiben, und darum wirst auch Du den Brief nicht mißverstehen können. Ich muß Dir mittheilen, daß ich Dir schon auf den letzten Brief, welchen Du mir aus Sorin geschrieben, die einzige Antwort gegeben, welche ich geben konnte: Die Versicherung, daß Du frei sein wirst, sowie die normalen Verhältnisse des Friedens mir erlaubt haben werden, an meine persönlichen Angelegenheiten zu denken. Die Form zur Lösung unserer Ehe wird schnell gefunden sein, und Du brauchst Dich dann nicht in der Ferne zu verstecken, weil Du Gerhard liebst, sondern darfst dem Zuge Deines Herzens folgen.

Das war das Wichtigste, das mir am Herzen lag, Dich wissen zu lassen. Außerdem aber brennt es mir in der Seele, daß meine Mutter Dir so hartes Unrecht gethan. Ich weiß, daß ich das nicht gut machen kann, und daß keine Entschuldigungsgründe Dir gegenüber gelten können. Mein alter Vater schrieb, er gäbe sein Hab und Gut hin, wäre es nicht geschehen, vielleicht erfiehst Du daraus, daß nicht Du allein gelitten hast.

Und nun bleibt mir nichts Anderes mehr übrig, als Dir zu wünschen, daß die Wahl, die Du getroffen, Deinem Herzen die Erfüllung aller Träume geben möge. Ich habe Gerhard am Tage nach der Schlacht hier gesund angetroffen, und wir haben einige Worte miteinander gewechselt. Mir liegt Dein Wohl am Herzen, mehr als das meine, befürchte also nicht, ich könnte Dich durch ihn kränken.

R o l f f.

Köln, den 7. Dez. 1870.

An Dr. Hardtlan.

Wenn ich Dir nicht früher geschrieben, lieber Kolff, so war es, weil ich es nicht wagte, weil ich nicht wußte, wie Du ein Schreiben von mir aufnehmen würdest. Ich wartete auf einen Richterspruch von Dir, und nun ist er gefallen, und mir bleibt Nichts zu thun, als das Haupt zu beugen und zu schweigen. Du verstößt mich von Dir, wie es Dein Recht ist, und wie ich es wohl nicht anders erwarten durfte. Nur vor Einem möchte ich mich verwahren: Du sprichst von der Wahl, die ich getroffen. Ich habe Niemanden erwählt und gedenke es auch nicht zu thun; denn ich würde nie eine ruhige Stunde mehr haben. Es war ein Unglück, daß es mir nicht gelang, das aufsteigende Gefühl zu unterdrücken. Ich hoffe aber, in Kurzem

darüber Herr zu werden und mich dann in mein einsames Leben zu finden, in der Thätigkeit für Andere. Ich habe hier viel gelernt, vor Allem habe ich viel Noth und Leiden gesehen und gefunden, da ich nun einmal losgerissen durch die Welt dahin treiben soll, daß ich vielleicht den Unglücklichen dienen kann. Die werden mich nicht hinausjagen mit harten Worten, und die werden mich nicht anders lieb haben als für kurze Zeit und mich dann schnell vergessen, wenn sie mich nicht mehr brauchen. Diese werden durch mich weder leiden, noch unglücklicher werden, als sie es schon sind. Ich merke, daß meine Ruhe mir hier zu statten kommt. Vielleicht finde ich auch einmal meinen früheren Gleichmut wieder, wenn mich die Reue nicht mehr quält, und wenn ich höre, daß Du ein Glück gefunden.

Ich bitte Dich nur, mir zu verzeihen, wenn Du kannst, und mich zu vergessen, sobald als möglich, und nie wieder an eine Wahl für mich zu denken. Ich werde mit meinem Loose zufrieden sein; es war vielleicht niemals besser als jetzt, wo ich, äußerlich von Allem losgelöst, ohne eignes Wollen und Wünschen durch Andere, für Andre han-

deln werde. Ich habe das Jammern und Klagen nie vertragen können. Wenn man sehr unglücklich ist, dann haßt man sich selber; und je mehr man sich haßt, je geduldiger wird man mit Andern. Vielleicht war ich von Anfang an zu dem Berufe bestimmt, in den ich jetzt hineinwachse, nur mußte ich ihn finden und erkennen auf schweren Wegen.

Noch eh ich Abschied von Dir nehme, möchte ich Dir danken für Deine große Liebe, die ich so wenig verdient. Und dann habe ich noch eine Bitte: Später einmal, wenn Du mit voller Ruhe auf diese Zeit zurücksehen kannst und an mich denken, wie an einen fernen Traum, dann schreibe auf ein kleines Blatt: „Ich verzeihe Dir!“ Dann erst wird der Stein von meinem Herzen gewälzt werden, der bis dahin darauf lasten muß.

Deine Gerta.

Pithiviers, den 12. Dez. 1870.

An Frau Dr. Gardtlan.

Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Gerta, sonst hätte ich es gewiß längst gethan. Der Stein also, der Dir Deine Ruhe raubt, indem er Dich allzu sehr bedrückt, ist hiermit von Deinem Herzen gewälzt. Doch ich fürchte, Du irrst Dich, wenn Du meinst, ich könnte Dir Deine Ruhe rauben oder zurückgeben, das kann nur ein Anderer. Durch Deine Zeilen hindurch klingt der bittere Schmerz der unglücklichen Liebe, für den ich ein feines Ohr habe. Doch Du kannst jammern und klagen nicht hören, und so sei hiermit dies Thema der Liebe zwischen uns verbannt. Ich will nichts Anderes suchen in Deinen Worten, als das, was darin steht und nehme daher Deine Zurückweisung meines Angebotes, Dir die Freiheit wieder zu geben,

an und stelle eine andere Frage an Dich: Willst Du einmal ehrlich versuchen, aber ehrlich, vor Deinem Gewissen, die letzten Monate zu vergessen? Willst Du Deinen schweifenden Gedanken nicht gestatten, zurückzugehen, willst Du Dich zwingen, nicht an der Erinnerung zu hangen? Ich verspreche Dir dagegen, nie mehr mit einem Wort von Liebe Dich zu beleidigen, auch nach unserm Wiedersehen nie in Blick und Stimme Dich zu erschrecken durch eine Leidenschaft, die Du nicht theilst, Dir nie mehr zu sein als ein Bruder, der das heilige Recht hat, für Dich zu sorgen. Und glaube nicht, daß mir das schwer fallen wird. Nicht allein Du hast gelernt, ich auch, in den langen Winternächten, wo der Graus der mich umgebenden Welt mir doch die innerlichen Qualen nicht ersticken konnte. Mir hat ein Wort der heiligen Schrift, das mir merkwürdiger Weise im Gedächtniß geblieben, diese Monate erschwert: Man soll Niemand anschuldigen, als sich selbst. Das habe ich dann auch zu thun versucht, und dabei die traurige Entdeckung gemacht, daß nur meine eigene selbstgefällige Natur an dem Unheil schuld ist, das Dich betroffen. Ich war zu feige, mir einzugestehen, als ich um Dich

warb, was ich doch genau sah, daß nur ein glücklicher Zufall Dich gerade mir Deine umworbene Hand reichen ließ, daß Du für mich nichts von dem empfandest, das ich ein Recht zu verlangen hatte. Eine bittere Sünde habe ich da an Dir begangen, der Egoismus der Liebe bethörte mich. Dasselbe Unrecht wiederholte ich, als ich Dich mir antrauen ließ. Freilich redete ich mir vor, auch Dir sei es Bedürfniß, — wie viel erfindet nicht ein Gewissen, um sich seine Handlungsweise zu beschönigen, aber die Zeit des Beschönigens ist für mich jetzt vorüber. Und Fehler auf Fehler beging ich gegen Dich, während Du bei meinen Eltern lebtest; wie falsch las ich Deine Briefe, immer in der vorgefaßten Eitelkeit, Du müßtest mich lieb haben.

Du verzeihst, daß ich dies kurz erwähnt habe, ehe wir das Wahnskapitel unserer Liebe schließen. Denn da Liebe nur gegenseitig besteht, da eine einseitige Liebe ein Unding, ein Widerspruch in sich ist, war auch meine Liebe ein Wahn, eine Selbsttäuschung. Wir wollen jetzt zu den reellen Dingen des Lebens, das nun doch, Gott sei Dank, für uns ein gemeinsames bleibt, übergehen.

Du hast Dir selbstständig einen Aufenthaltsort gewählt, nachdem Du durch meine Kurzsichtigkeit in falsche Bahnen gedrängt, mein Elternhaus verlassen. Meine Mutter ist fassungslos über die „Schmach“, welche Du ihr angethan, und verlangte von mir, Dich zu bestimmen, zu ihr zurückzukehren. Ich habe ihr natürlich erwidert, daß ich Deine Entschliebung gebilligt und Deine Selbstständigkeit ehrte. Eine Frau, die mich liebt, hätte ich wohl wagen können zu bestimmen, gegen Dich, meine angetraute Frau, habe ich aber keine inneren Rechte. Ich weiß wohl, daß meine Eltern das als phantastisch verdammen werden, sie sind aus der guten alten Zeit, meine Natur verlangt das aber. Und darum bitte ich Dich, da Du keinen Widerspruch zu befürchten hast, mir künftighin Deine Entschliebungen, ehe Du sie ausführst, mitzutheilen. Sage doch auch ich Dir, daß ich schon jetzt durch Freunde in Berlin die ersten Schritte gethan habe, um dauernd Militärarzt zu bleiben. Meine Eltern haben nicht mehr das Recht, für Deine und meine Zukunft zu sorgen, ich will und darf von ihnen nicht mehr pekuniär abhängen, da Du ihr Dach verschmähst hast. Da bietet mir nur der Staat

die nöthige schnelle Hülfe, d. h. die Möglichkeit, Dich zu ernähren. Glücklicherweise bist Du durch Dein eigenes Vermögen in den Stand gesetzt, den Luxus des Lebens Dir zu verschaffen, für die tägliche Nothdurft und meine Erfordernisse wird mein Gehalt ausreichen. Ich hoffe, in eine kleine Stadt Mitteldeutschlands beordert zu werden, wenn der Krieg beendet. Leider sieht es noch immer nicht darnach aus. Von den hiesigen Verhältnissen werde ich mir erlauben, Dir nächstens zu erzählen, wenn es Dich interessirt.

R o l f f.

Röln, den 17. Dez. 1870.

An Rittergutsbesitzer Hardtlan.

Therurer Vater!

Wenn ich bis jetzt es nicht gewagt habe, meine unerhörte Handlungsweise Dir gegenüber zu erklären, so war es nur, weil ich nicht wußte, ob Rolff mich verstoßen würde und ich dadurch eine Fremde für Dich geworden wäre, der Du Nichts zu verzeihen hast. Erst heute weiß ich, daß ich Rolffs Frau und somit Deine Tochter bleibe, und als Solche darf ich mich an den gütigen Vater wenden, und ihn herzlich bitten, mir zu vergeben und einmal vergessen zu wollen, daß ich in einer Sturmesnacht mich in den Schnee hinaus verirrte und den Weg zu Deinem Dache nicht wieder zurückfand.

Ich hatte aber eine sehr tiefe und bittere Kränkung erfahren; ich bin nur dahin gegangen,

dahin man mich verwiesen, und wenn ich darüber die Fassung verlor, so war es nicht allein meine Schuld. Ich war noch sehr unerfahren und dachte nicht, daß nach solchen Worten ein weiterer Verkehr möglich sei. Auch jetzt ist es nicht meine Schuld, daß Kolff mich nicht verstößt, ich glaube wenigstens nicht und so bitte ich Dich, die unwillkommene Schwiegertochter noch ferner dulden zu wollen und zu vergessen, daß das Tafeltuch entzwei geschnitten war! Ich bitte Dich auch noch sehr, es Kolff nicht zu verargen, wenn er mich dennoch als seine Frau haben will. Ich weiß, daß ich Dein Vertrauen verscherzt habe, vielleicht für alle Zeit, und daß es Dir sehr bitter sein wird, Deinen einzigen Sohn einer so traurigen Verblendung erliegen zu sehen. Aber wir müssen ja oft das Leben so hinnehmen, wie es geboten wird; wir können ihm keine andere Richtung geben. Daß ich ihm in demüthiger Dankbarkeit dienen werde, das versteht sich von selbst. Ob ich ihn aber, trotz des ernstesten Willens, glücklich machen kann — das weiß ich selbst nicht. Ich habe jetzt erst verstanden, daß das Glückmachen erlernt sein muß und nicht von selber kommt. Ich möchte nur etwas

die Sorgen entfernen, die Deines Sohnes Entschlüsse Dir bringen werden; denn Du warst immer gut gegen mich, bis man Dich lehrte, mich für unwürdig und leichtsinnig zu halten. Leichtsinnig war ich damals nicht und bin es auch jetzt nicht. Es hatte mir Keiner gesagt, womit man unzufrieden sei, und mich Keiner gewarnt vor irgend welcher Gefahr, der ich ahnungslos entgegenging. Vielleicht wirst Du mir nicht glauben; dann bitte ich Dich um einige Jahre Geduld, und ich werde Dir mit meinem Leben beweisen, daß Dein Sohn wenigstens Keiner Unwürdigen seine Hand gereicht hat.

Deine ergebene Schwiegertochter

Gerta.

An Dr. Hardtlan.

Köln, den 17. Dez. 1870.

Lieber Kolff!

Dein gütiger Brief hat mich in einen Tumult von Aufregung versetzt, den ich unfähig bin, niederzukämpfen. Aber begreifst Du denn nicht, daß Du Dich in unerhörter Weise fesselst und bindest? Wohnt denn kein Gefühl von Selbst in Dir, kein Ringen, glücklich zu sein und frei? Wie kannst Du Dich an mich fetten wollen, da Du kein anderes Gefühl mehr für mich haben kannst, als Mitleid, da Du zu groß bist, mich zu verachten! Aber es ist nicht Deine Pflicht, mich zu beschützen, da ich mich von Dir losgelöst, Dich und Dein Haus und Deinen Namen beschimpft habe. Es ist nicht möglich, daß Du so großmüthig an mir handelst nein, es ist nicht möglich. Die Ehe steht doch viel zu

hoch und ist viel zu heilig, als daß ich sie so mißbrauchen werde. O Kolff! Dir habe ich das Herz gebrochen und Du sagst: „Komm, armes Kind, unter meinen Schutz!“ —

Nein, es kann nicht sein, es ist gegen Deine Würde! ich verdiene es nicht.

Den Andern vergessen, — das will ich mit der ganzen Kraft meiner Seele; denn ich verachte mich dafür, daß ich an ihn gedacht. Aber Du sollst nicht geopfert werden und ein unwürdiges Geschöpf wie mich an Dein Herz nehmen. Du sollst nicht! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich vor Dir stehen werde nach dem Allen, und Deine Frau sein, das Wesen, das Dein höchstes Glück, Dein Alles auf Erden sein sollte, und das Dich so schmäzlich betrog. O schicke mich fort von Dir, Kolff, keine Klage werde ich ausstoßen, sondern das Leben auf mich nehmen, wie ich es mir selbst bereitet habe. Bitte, lieber Kolff, habe doch Mitleid mit Dir und mit mir. Wir können ja nicht zusammen existiren, mit dem dunkeln Schatten zwischen uns, mit dem Mißtrauen, das ich bei jedem Wort und jedem Blick in Dir vermuthen muß. Es wird ein unerträgliches Dasein!

Sage doch selbst: kannst Du mir jemals glauben? Wirst Du nicht jedes Wort für eine Lüge halten? Und wie soll ich das aushalten? Die Strafe wäre von solcher Härte, daß ich fürchten müßte, unter der Wucht derselben zu erliegen. Denn wenn ich auch nie mehr stolz sein darf, so kann ich den alten Menschen doch nicht ganz zertreten. Und Du hast die stolze, freie Gerta lieb gehabt; ein zertretenes Geschöpf, das vor Dir zittert, wirst Du nicht als Gerta erkennen. Nein, nicht wahr, so weit kann doch Deine Pflicht nicht gehen, daß Du mich nicht freigeben darfst? Von der meinigen wage ich nicht mehr zu sprechen, da ich sie so ganz vergessen habe! Ach Kolff! Wie kannst Du nur so erhaben sein! Und Du betrügst Dich selbst, Du kannst es nicht. Der Name, den wir Beide zu nennen fürchten, wird auf Deinen Lippen schweben Tag und Nacht. Du wirst mich an ihn erinnern, wenn ich ihn schon vergessen; ich werde die todesbange Frage in Deinen Augen lesen, die Du nie wieder aussprechen willst: Hast Du mich lieb? Und ich werde mich fürchten vor Dir, und wir werden solch' ein unglückliches, elendes Dasein haben, daß alles Pflichtgefühl und aller Edelmuth

und alle Selbstentäußerung nicht eine Stunde wirklichen Vergessens aufwiegen könnte. Ist Dir denn das genug, daß ich Dich hoch halte und verehere?

Verlangt Dein Herz nicht tausendmal mehr von mir? Und auf das Alles willst Du verzichten, aus Treue? Aber Kolff! das kannst Du nicht!

Wenn Du es von mir verlangst, dann kehre ich auch zu Deinen Eltern zurück und will Alles von ihnen ertragen, was ich verdiene. Aber sie selbst möchten es doch gewiß nicht haben. Wie soll Deine Mutter mir jemals verzeihen, in ihrer leidenschaftlichen Liebe für ihren einzigen Sohn? —

Klage Dich doch nicht an, Du habest Fehler begangen! Ich kannte mein Herz ja selbst nicht und wäre vielleicht ewig unschuldig und unwissend geblieben, hätten die Andern mich nicht so hart verklagt! O Kolff! sei nicht großmüthig! Du kannst es nicht! es ist zu schwer!

Deine Gerta.

An Frau Dr. Hardtlan.

Sorin, den 20. Dez. 1870.

Liebe Gerta!

Dein Brief an Papa kam gestern Abend an und war genau so, wie ich ihn von Dir erwartet hatte: unnatürlich, geziert und selbstgefällig. Eine Menge schöner Worte ohne ein herzliches Empfinden, nur voll von Dir und all dem Unrecht, das ich Dir angethan. Der Papa ist gut gegen Dich gewesen, natürlich, Kolff ist auch gut, eine Frau Deiner Art wird mit Männern immer fertig, nur mit Frauen verträgt sie sich nicht. Du sprichst von „Verstoßenwerden“ und ähnlichen Romanphrasen; das kommt von dem vielen Gelese; um solche Dinge handelt es sich im gewöhnlichen Leben gar nicht. In unseren Lebenskreisen habe ich, so alt ich bin, noch nie etwas davon gehört, daß

man seine Frau „verstößt“, weil sie sich ungezogen aufgeführt, man macht ihr den Standpunkt klar, und dann ist es wieder gut. Du aber bist gleich eine Märtyrerin, Dir genügt es nicht, mich um Verzeihung zu bitten, Du füllst die Welt mit Deinem tragischen Geschick an, verirrst Dich im Schnee, — was sich nebenbei so gut trifft, daß Du zwei Deiner Courmacher siehst, die Dich dann bewundern können, — und zu guterlezt wendest Du Dich an Papa, der doch mit der ganzen Geschichte am wenigsten zu thun hat. Darum habe ich Dir auch geantwortet und sage Dir nun meine Meinung: Du hast einfach zu uns zurückzukehren, wenn es Dir wirklich leid ist, so viel Unannehmlichkeit und Angst über uns gebracht zu haben. Dann wollen wir weiter mit Dir reden. Auf schriftliche Erörterungen lasse ich mich nicht ein. Ob Du uns eine willkommene oder unwillkommene Schwiegertochter bist, darauf kommt es auch nicht an, Du bist eben unsere Schwiegertochter und damit basta. 5

Dein ganzer Brief ist eine Ziererei von Anfang bis zu Ende, mich wundert nur, daß Du nicht noch verlangst, ich solle Dich um Verzeihung

bitten, daß ich Dich tüchtig angefahren habe, als Du mir nervöse Geschichten mit Ohnmachten und Weinkrämpfen aufführen wolltest. Eingebildet genug bist Du dazu, und es werden sich immer noch Welche finden, die Dich ich Deinen Fehlern bestärken. Ich hoffe aber auf Rolff's bessere Einsicht.

Deine Schwiegermama.

Herrn Dr. Hardtlan.

In der Weihnacht, den 24. Dez. 1870.

Mir ist es, lieber Kolff, als hätte mein voriger Brief an Dich so zerrissen geklungen, so trostlos, als gäbe es keinen Frieden mehr auf der Welt. Darum schreibe ich Dir in dieser Nacht, nachdem wir unsern Verwundeten einen schönen Christbaum gemacht, mit dem Gesang evangelischer Choräle, was die Franzosen zu tiefer Andacht stimmte. Frau vom Brandt war bewunderungswürdig. Das Lächeln wich nicht von ihrem Gesicht, bis wir zu Hause waren; dann aber brach sie zusammen, von heißer Erinnerung überwältigt. Sie erzählte mir von ihrem Sohn, der bei Wörth gefallen, von zwei blühenden Töchtern, von denen eine in Wochen starb und ihr Kindchen in den Himmel mitnahm, und die andere an der Schwind-

sucht, in sechs Wochen aus dem blühendsten Leben und strahlender Schönheit. O Kolff! Solches Unglück kann man ertragen und lächeln und ein so unwürdiges, selbstüchtiges Geschöpf wie mich an sein Herz nehmen und trösten, als wäre sein Leiden das größte auf der Welt. So ist eine wirkliche Frau. Werde ich einmal so fein, wenn ich weiße Haare habe? Ich wünsche so oft, ich wäre schon alt, alt, uralte und es gäbe keinen Kampf mehr, nur lauter Frieden! Mir graut vor meiner Jugend! Mir graut vor dem langen Wege, der mir bis jetzt so steinig und dornig war. Glaubst Du, ich werde einmal zu solcher Stärke und Höhe gelangen, wie diese Frau, die mir weinend und lächelnd ihre Bilder und Reliquien auskramte, alle Sachen ihrer todten Kinder, sie zärtlich berührte und wieder fortlegte, als ich sehr erschüttert war, meinen Kopf in ihren Schooß drückte und nur noch von mir sprach, meinem Kampf und Sieg mit solcher Gewißheit, solcher erhabenen Ruhe, daß ich mir Flügel wachsen fühlte.

Dann war es Mitternacht, und die Glocken läuteten von allen Kirchen, Frieden, Frieden, Frieden auf Erden, wo die Menschen einander

erwürgen und schlachten um ein kleines Stückchen Land, das man nicht einmal sehen würde, wenn man über die Erde hinflöge.

Neulich hatten wir doch eine große und herzliche Freude. Es kam ein Transport verwundeter Franzosen an, in sehr kläglichem Zustande, und wir hatten kein einziges Bett mehr frei. Da haben sich unsere braven Jungen alle auf die Erde gelegt und den armen Franzosen ihre Betten überlassen, ganz aus eigenem Antrieb. Das war ein glücklicher Augenblick für uns Alle.

Weißt Du noch, wie ich Dich bat, mich zu Dir zu nehmen, ich wollte Dir so viel helfen und in aller Stille mich Dir nützlich machen! Du hast aber kein Vertrauen zu mir gehabt! Welche schönen Erinnerungen hätten wir nun von dieser Zeit! Für's ganze Leben könnten wir sagen: „Weißt Du noch?“ Statt dessen ist es brennender Boden, den wir nie mehr betreten können, und vor dem wir uns Beide fürchten werden. Wenn ich zwar sehe, wie ruhig Frau vom Brandt sprechen kann! Aber ihr Herz ist auch nur ein Todtenacker, während die unsern leben und stark sein sollen. Weißt Du, was jetzt noch besonders schwer für mich ist, das

ist das Gefühl, Dein Vertrauen für ewig verloren zu haben. Das muß ich als furchtbare Sühne durch mein Leben schleppen, und keine Güte von Dir wird mich darüber beruhigen können. Wenn man mir früher gesagt hätte, ich müßte das ertragen, so hätte ich gerufen: Niemals! Ich hätte mich gebäumt gegen eine solche Möglichkeit. Jetzt lehre ich mich, es zu tragen, wie eine Buße.

Ich male mir so oft aus, wie es sein wird, wenn ich Dich wiedersehe, wie ich Deinen Blick ertragen werde, wie ich es aushalten soll, in Deinem Gesicht zu lesen, was ich Dir gethan. Du mußt darauf gefaßt sein, daß ich keinen großen Muth haben werde in dem Augenblick, und daß Du mich sehr verändert finden wirst. Ich bin gar nicht mehr die Gerta, die neben Dir am Altar gestanden hat, das weiß ich wohl. Vielleicht wirst Du mich gar nicht erkennen. Ach! wäre es doch schon überstanden! Ich fürchte mich! — Glaubst Du eigentlich, daß ich mir in den Stürmen dieser Zeit eine Seele erworben habe? Ach! aber sie thut weh, solch eine Seele! Manchmal bin ich so feige und hätte lieber keine. Ich sagte es heute Nacht zu dem Wesen, das ich nicht Mutter zu

nennen wage, um einer Niobe nicht das Herz zu zerreißen. Sie aber hatte meine Zöpfe heruntergestreift, glättete mit ihrer zarten Hand meine Haare und sagte: „Sogar das höchste Gut auf Erden kostet fast das Leben vor Schmerz!“ —

Gerta.

Nancy, den 26. Dez. 1870.

An Frau Dr. Hardtlan.

Liebe Gerta!

Hoffentlich hast Du Dich nicht gewundert, daß Du so lange ohne eine Antwort auf Deinen freundlichen Brief vom 17. geblieben bist. Ich hätte Dir dieselbe eher ertheilt, wenn ich gekonnt hätte. Aber schon vor 14 Tagen habe ich in Folge eines Sturzes mit dem Pferde eine leichte Verletzung erlitten, und seitdem hatte mich auch das kalte Fieber gepackt. Ich war seit Mitte des Monats schon nicht viel werth, mein gütiger Oberstabsarzt hat darum gemeint, ich sollte einen Transport Verwundeter bis Nancy bringen und erst Mitte Januar wieder zu dem Lazareth zurückkehren. Unsere Thätigkeit ist nämlich sehr vermindert. Der Tod hat arg gehaust und was fahren konnte, wurde

evakuirt. Die Zahl der Kranken kann auch ohne meine Hülfe bewältigt werden. Ich sage Dir das Alles so genau, damit Du mich nicht für gar zu pflichtvergeffen hältst. Seit einer Stunde bin ich nun hier und möchte Dir eine Bitte aussprechen, welche ich auf der langen beschwerlichen Fahrt den Muth hatte, mir auszudenken. Jetzt allerdings fehlt er mir fast, aber da ich auch einen abschlägigen Bescheid vertragen könnte, spreche ich sie aus: Willst Du so gütig sein, mich hier zu besuchen? Die Reise hierher ist augenblicklich ohne viele Beschwerden zu machen, die Züge cirkuliren regelmäßig, Frau vom Brandt würde Dir sicherlich eine passende Begleitung mitgeben, und ich würde sehr glücklich sein, Dich wiederzusehen. Aber entscheide nach Deinem eigenen Ermessen und Wohlbefinden.

R o l f f.

An Frau Dr. Hardtlan.

Berlin, den 30. Dez. 1870.

Liebe Gerta!

Die Mama hat mir bis jetzt nicht erlauben wollen, Dir zu schreiben; denn sie war schrecklich böse auf Dich. Aber einen Neujahrsgruß darf ich Dir nun endlich schicken, wo man weiß, daß Du bei einer anständigen Person bist und ausgehöhnt mit Deinem Mann. Du hast keine Idee, was für ein Gerede man hier über Dich gemacht hat! Bald warst Du aus der Spree todt herausgefischt, bald auf dem Schlachtfeld gesehen worden, bei unmöglichen Menschen untergekommen. Die Mama war wüthend auf Dich und Tante Norbert auch nicht gerade sanftmüthig. Sie dachte an ihren armen Gerhard, bis endlich Hans ankam und lachend erzählte, daß Gerhard seine

schöne Gräfin gefunden hat. Ich sollte es nicht hören, hörte es aber doch; ich hatte von jeher dies Talent, wie Du weißt. Seitdem bin ich Dir auch nicht mehr böse. Er ist also auch nur so Einer, und wir wollen ihn Beide vergessen. Aber ich war doch sehr erstaunt über Dich, die stolze, kalte, vornehme Gerta, die bei Nacht und Nebel davonläuft und sogar davonfährt mit der Eisenbahn, Gott weiß wohin! Du hast vielleicht gar nicht sehr gern, wenn man davon spricht. Aber wir sprachen von nichts Anderem, wochenlang. Die Sache wurde hin und her gedreht und gewendet, und es hieß, Du hättest mit Fleiß den Bahnhof und die Abfahrtsstunden gewählt und gehofft, Gerhard würde Dich mitnehmen. Erst Hans behauptete, Du habest gar Nichts davon gewußt. Aber aus dem Kopf Deiner Schwiegermutter bringt man das nie mehr heraus. Ich bin wirklich froh für Dich, daß Du nicht hier warst; Du wärest in einer wahren Hölle gewesen und keine Tortur wäre Dir erspart worden, bis Du wirklich in die Spree gegangen wärst. Zwischen der Mama, Deiner Schwiegermutter und der Tante Norbert wärst Du auf die Folter gespannt und zuletzt gesteinigt worden. Dumm

war's insofern nicht, daß Du nicht wiederkamst, nur unvorsichtig, wenn Du Dich wieder hier zeigen willst. Jedermann lächelt, wenn man Deinen Namen nennt. Und das ist doch nicht angenehm.

Dein Mann muß sehr gut sein, daß er Dir verziehen hat, und er muß doch wohl nicht glauben, daß Du Gerhard nachgelaufen bist, sonst würde er sich doch schwerlich darüber hinwegsetzen. Die Mama sagte, wenn sie gewußt hätte, daß Du solche Schande über die Familie bringen würdest, sie hätte Dich bei Deiner Stiefmutter verkommen lassen; und dann sprach sie von Erbschaften und Gott weiß was. Nun waren aber Deine Eltern ganz brav und Deine Mutter meiner Mama Schwester; also würde ich nicht so laut von Erbschaften sprechen.

Man sagt, die fremde alte Frau hätte Dich zurückgehalten, Gerhard nachzureisen; denn Du wärst ganz unzurechnungsfähig gewesen. Die Tante Norbert machte eine Beschreibung von Dir, daß einem die Haare zu Berge standen. Ich hatte doch auch Gerhard lieb, aber so habe ich mich doch nicht genommen. Die Mama hat mich auch endlich ge-

lobt und Dich nicht mehr vor mir herausgestrichen,
als ein Muster und Vorbild.

Ich wünsche Dir ein recht fröhliches neues Jahr
und mehr Glück in der Ehe, als Dir im vergan-
genen Jahre zu Theil geworden ist.

Dein Annschen.

Nancy, den 3. Jan. 1871.

Meine hochverehrte theure Frau vom Brandt!

Der gefürchtete Augenblick ist überstanden, wir haben uns wiedergesehen, und ich bin nicht gestorben! Auf dem ganzen Wege habe ich mir immerfort Ihre stärkenden Abschiedsworte wiederholt. Ihr gutes Rätchchen, das in treuester Weise für mich sorgte, wie eine Kinderfrau für ein krankes Kind, — muß mich sehr einfilbig und unliebenswürdig gefunden haben. Aber wie die Herrin des Hauses, so sind auch ihre Diener: sie war voll Mitleid und Verständniß, und als wir in den Bahnhof einfuhren, sagte sie: „Nicht zittern, Kind, aber da steht Jemand, der könnte es wohl sein!“ Und da stand er auch wirklich, aber so verändert, fast hätte ich ihn nicht erkannt. Er ist erschreckend mager und blaß geworden, so daß er noch größer aussieht als

früher; da stand er, so furchtbar ernst, und sah mich an. Mir füllten Thränen die Augen, so daß ich gar keinen Tritt sehen konnte und offenbar hingestürzt wäre, wenn er mich nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Er drückte einen Kuß auf meine Stirn und sagte kein Wort und ich auch nicht. Käthchen lief nach dem Gepäc. Wir hätten sicher Alles vergessen. Endlich sagte er: „Ist denn das Gerta?“ Und hielt mich von sich, um mich wieder so furchtbar ernst anzusehen. Ich wurde so nervös, daß ich sagte: „Vielleicht haben wir uns Beide geirrt und haben an ganz andere Personen geschrieben, die ganze Zeit?“ Ich lachte ein wenig dazu; er aber lächelste nicht einmal. „Vielleicht!“ sagte er und studirte immer mein Gesicht. Dann gab er mir den Arm, führte mich zum Wagen, dankte Käthchen für ihre Bemühungen, half ihr in den Wagen und dirigirte ihn nach dem Hôtel. Dort gab er mir wieder den Arm und sagte: „Ich habe zwei Zimmer für Dich genommen, ein Schlafzimmer, das Du mit Käthchen theilen wirst, und einen kleinen Salon, in welchem wir unsere Mahlzeiten einnehmen werden.“ Trotz aller meiner Liebe zu Käthchen hätte ich doch lieber allein

geschlafen. Ich wagte aber natürlich Nichts zu sagen. Ich glaube, ich fürchtete mich vor ihm. Widersprechen könnte ich ihm nicht, wenn er sagte, daß Schwarz Weiß ist. Und es ist nicht, weil ich an unsre Briefe denke, die habe ich schon fast vergessen, wie etwas ganz Altes, das gar nicht mehr zur Lage paßt. Er hat mir doch früher gar nicht so imponirt. Er ist gerade wie ein anderer Mensch, so daß ich mir immer die Augen reiben möchte, um aus meinem Traum aufzuwachen. Was er von mir denkt, weiß ich nicht; er hat mir noch keine einzige Bemerkung über mein Aussehen gemacht. Er frug mich soviel nach Ihnen und machte mich immer erzählen, von Weihnachten, von unseren Verwundeten, von denen er noch viele mit Namen nannte, von der Einrichtung unserer Baracken. Er ließ kein ängstliches Schweigen aufkommen, mich aber auch keine Frage thun. Ich stehe vor ihm wie ein kleines Mädchen. Vorher fühlte ich mich so alt und gereift, jetzt komme ich mir vor wie ein Kind, das ängstlich darauf bedacht ist, recht artig zu sein. Plötzlich sagte er: „Meine Mutter hat Dir geschrieben. Warum hast Du mir das nicht mitgetheilt?“ ich wurde feuerroth, gerade als hätte ich etwas Schlechtes gethan

und sah ihn hilflos an. Er wurde so finster, daß ich mich noch mehr fürchtete, und er sagte endlich: „Der Brief war wohl sehr unfreundlich?“ — „Es ist gewiß natürlich, daß sie mich nicht mag,“ meinte ich leise; denn nun brannte der Boden bereits. „O, Du brauchst meine Mutter nicht vor mir zu entschuldigen. Warum hast Du geschrieben, ohne mich zu fragen?“ Ich preßte die Hände zusammen wie beim Examen. Herr Gott! Vor den Augen könnte ein reiner Engel zittern, wieviel mehr aber ein armes, schwaches Erdentwurm! Ich möchte nur wissen, ob er früher auch schon solche Augen hatte. Ich weiß schon gar nicht mehr recht, wie er früher war, und wenn ich an gewisse Briefe zwischen uns denke, dann schießt mir das Blut in die Schläfen, bis mir die Augen übergehen. Und gerade dann sieht er mich jedesmal an, sagt aber Nichts.

Ich möchte wissen, ob er so geworden ist, oder ob er immer so war und ich ihn nur verkehrt gesehen hatte. In dem Augenblick, als ich das dachte, sagte er: „Ja, ja, man weiß nie, was aus einem Menschen werden wird, den man zu kennen wähnt.“

„Aber wie fängt man es denn an, sich zu kennen?“ frug ich, wieder feuerroth. „Wenn man sich lieb hat,“ antwortete er so furchtbar ernst und starrte vor sich hin, daß ich kaum zu athmen wagte, und einige Minuten meinem eigenen Herzschlag zuhörte. Alles, was ich ihm geschrieben und gebeichtet, flog durch meinen Kopf, und Alles kam mir vor, wie Ungeheuerlichkeiten. Dann dachte ich: er hat gesagt, er wollte wie ein Bruder gegen mich sein, aber ein Bruder ist doch zärtlicher als das? Und dann hatte ich Angst, er würde mir wieder die Gedanken von der Stirne lesen und suchte nach einem Gesprächsthema. Warum wagte ich denn nicht, ihn auszufragen? Da sitzen sich zwei Menschen gegenüber, die sich Welten zu sagen haben und finden das Sesam nicht zur Herzensthür, haben nur immer den Verschuß vor Augen, auf dem in großen Lettern steht: Verbotener Eingang! — So lange wir nicht den Muth haben werden, das Vergangene zu besprechen, so lange werden wir steif und verlegen sein. Ach! wären Sie doch hier! Sie würden mir helfen, mir rathen! Wie dumm ich war! ich dachte, mündlich und Auge in Auge wird gleich Alles gut werden; und nun bedaure ich, nicht

mehr schreiben zu können. Ich möchte nur wissen, was mehr Schuld ist an der großen Veränderung in ihm, der Krieg oder ich. — Morgen spreche ich von Bandagen und Charpie, wenn er noch so ist, und zeige ihm, daß ich wenigstens das gelernt habe. Zur guten Nacht bekam ich wieder einen Ruß auf die Stirn, wobei diesmal kein Pelzkäppchen zurückzuschieben war, wie am Bahnhof. Früher hatte er solche Freude an meinen Zöpfen und nannte sie meine Krone. Jetzt scheint er sie nicht einmal zu erkennen und zu bemerken. Ich weiß überhaupt gar nicht, was er von mir denkt. Am Ende wäre er lieber frei gewesen und hat sich als gebunden betrachtet, um mich nicht allein in der Welt zu lassen. Vielleicht hat er mich wirklich gar nicht mehr lieb! Verdient hätte ich's, aber nun überfällt es mich erst wie ein Unglück! Sollen wir unser ganzes Leben zusammengekettet nebeneinander hergehen, gemeinsam ausgeschlossen aus dem Allerheiligsten? Dann wäre es viel besser, wir hätten uns niemals wiedergesehen! Wenn ich nur wüßte, was er denkt! Immer wenn ich ihn nicht sehe, dann denke ich mir Alles so schön aus, was ich ihm sagen will; sobald ich ihn

aber sehe, ist all' mein Muth dahin. Von Köln aus werde ich ihm alles schreiben. Wäre ich nur erst wieder bei Ihnen! Da fühlte ich mich sicher und verstanden und geborgen! Gott segne Sie für all' Ihre unendliche Güte!

Ihre Gerta.

An Frau vom Brandt.

Den 3. Jan. 1871.

Hochverehrte gnädige Frau!

Sie waren so gütig, mir in schwerer Zeit einen Rath zu ertheilen, nämlich den, um jeden Preis ein Zusammenkommen mit Gerta zu ermöglichen. Ich folgte Ihrem Rath; da mir der Urlaub verweigert wurde, so lange ich gesund und brauchbar war, wurde ich ungesund und unbrauchbar, und mir wurde 14 Tage Raft in reinerer Luft dictirt, d. h. ich wurde mit Verwundeten bis Nancy gesandt und mir erlaubt, dort bis zum 12. Januar zu bleiben. Und nun ich hier bin, wünsche ich fast, ich hätte Ihren Rath nicht befolgt! Gestern holte ich mir meine kleine Frau von dem Bahnhof ab. Mir stand das Herz still vor Entzücken, als ich sie am Waggonfenster er-

blickte, aber wie sie auf mich zukam, schlug es mir vor Schreck zum Zerspringen. Meine offenblickende, zutrauliche Gerta wie ein Duckmäuser, der die Augen nicht zu heben wagt! Und anstatt mir in die Arme zu fallen, steht sie vor mir still, — o Gott, sie hat mich wirklich gar nicht mehr lieb! Aengstlich vermeidet sie ein Alleinsein mit mir; die Kammerfrau, die sie ihr mitgegeben, läßt sie nicht von ihrer Seite und sogar meinen ironischen Vorschlag, das Zimmer mit ihr zu theilen, nahm sie mit Freuden an. Sie will mir jede Möglichkeit der Vertrautheit nehmen, als fürchtete sie, ich könnte nicht Wort halten und ihr je mit meiner Liebe lästig fallen. Dabei ist sie im Aussehen und in der Erscheinung ganz unverändert, wenigstens für meine sehnenenden Augen; wenn ich sie beobachte, ohne daß sie es ahnt, z. B. heute vom Fenster meines Zimmers aus, könnte ich meinen, wir wären Beide noch in Berlin. Wodurch hat ihr nur der Andere so schnell das ganze Herz erfüllen können. Ich denke mit furchtbarem Schmerz an ihn; das, was man Eifersucht nennt, ist doch ein verzehrendes Leid. Jeden Augenblick fürchte ich, sie wird von ihm sprechen, und wenn sie schweigt, leide ich noch

mehr, dann weiß ich, daß sie an ihn denkt und sich vielleicht ausmalt, wie selig ein Zusammensein mit ihm wäre. Und wenn sie aufblickt, sieht statt des geliebten Traumes ein ungeliebter ängstlich Liebender in seiner ganzen verächtlichen Ungeschicklichkeit da. Und doch kann ich sie nicht aufgeben, nicht nur meines eigenen Herzens wegen, nein, weil ich weiß, sie würde nie glücklich mit dem Anderen, der sie längst vergessen hat. Oder vielleicht that er nur so, vielleicht war sein Leichtsinn jetzt, mitten im Kriegsleben, nur ein verzweifelttes Sichbetäubenwollen. Doch finde ich solche Mittel unerlaubt, ich bin zu sehr Pedant. Ein Leiden scheint mir ein Leiden und muß als solches würdig getragen werden. Aber ich weiß, ich bin einseitig, wenn ich Alle nach meiner eigenen Natur beurtheilen will.

Unser Leben hier ist für Gerta eine reine Qual! Erst 24 Stunden weilen wir in demselben Orte und schon sehe ich, daß sie ungeduldig das Ende der Prüfungszeit herbeisehnt. Ich aber, ich bin so schwach und verliebt, daß schon sie sehen mir ein Genuß ist, aber ich dürfte nicht an mich, nur an sie denken. Hätte sie nur noch ein wenig Vertrauen! Lieber als ihr Schweigen ertrüge ich es

noch, sie klagte mir über Gerhard oder früge nach ihm. Dann denke ich an das Wort ihres Briefes: sie hoffe bald des Gefühles Herr zu werden und klammere mich daran. Aber was heißt „bald“?

Dabei zuckt mir immer die Lust durch die Finger, die Feder zu nehmen und ihr zu schreiben, obgleich sie mir vis-à-vis wohnt.

Ich glaube, ich werde es thun, den Brief auf die Feldpost geben und dann beobachten, was sie für ein Gesicht beim Lesen macht.

Hier haben Sie meine erwünschte Beichte, gnädige Frau. Es ist sonst nicht meine Art, über meine Gefühle zu sprechen, aber die Frau, welche meiner Gerta Mutter wurde, hat einen Schlüssel zu mir selbst unbekanntem Kammern meines Herzens.

Leider kann ich Ihren Rath hier nicht abwarten, jetzt muß ich wieder auf eigene Hand handeln und wahrscheinlich so ungeschickt wie gewöhnlich.

In aufrichtigster Verehrung

Ihr ganz ergebener

Dr. Rolf Hardtlan.

An Frau Dr. Hardlan.

Nancy, den 3. Jan. 1871.

Verzeih es Deinem Tischnachbar, liebe Gerta, was Du vielleicht Deinem Manne nicht verzeihen würdest, daß er Dir heute Abend noch zu schreiben wagt. Aber es ist eine so herrliche klare Winter-
nacht, daß es einem sentimentalen Deutschen schwer wird, in's Bett zu steigen, zumal wenn er von seinem Balkon aus die Sterne und das Fenster seiner schönen Tischnachbarin erblicken kann. Letzteres trägt zwar Eisblumen und die Luft zwischen ihm und ihr ist, nach Réaumur, 15 Grad unter Null, vielleicht nach Amor auch? Mir aber ist es ein Genuß, hinüber zu schauen, denn hinter dem geschlossenen Fenster lebt die Gerta, welche mir so

liebe Briefe schrieb und die ich zum Traualtar führte, — vor langer Zeit. Sowie das Tageslicht jene Gläser verklärt, wohnt dort jemand Anderes, — meine schöne Tischnachbarin. Jede ist in ihrer Art anziehend, welcher ich den Vorzug gebe, mußst Du selbst enträthseln. Mit der Einen spreche ich am Tage, an die Andere schreibe ich in der Nacht. Die Andere wage ich sogar zu fragen, wie es möglich ist, so wenig Interesse an mir zu nehmen, sich nicht einmal zu erkundigen, wo ich wohne, an der Einen finde ich das natürlich, sie ist ja kalt und stolz. Ich habe auch entziffert warum: Sie fand es einen Act zu großen Entgegenkommens, daß sie bis Nancy reiste, und um gleich zu markiren, daß diese Reise nur aus Pflichtgefühl unternommen, wappnete sie sich mit ihrer ganzen Unnahbarkeit. Jedes Lächeln ist schon eine Verletzung dieser Hoheit, darum ward jedes Lächeln verbannt und wie zwei Sträflinge sitzen die beiden Menschen sich gegenüber und thun, als hätten sie gemordet und die Todten des ganzen Krieges lasteten auf ihrem Gewissen.

Nur ein Lächeln, Melusine! Ich finde den Namen recht schön, außerdem habe ich ein Prioritäts-

recht an ihn; ich hatte Dich meinen Freunden gegenüber so genannt, ehe ich die Ehre hatte, Dein Verlobter zu werden. Also ich reklamire nur mein Eigenthum, nenne ich mein schönes vis-à-vis auch einmal Melusine.

An Fräulein Wallern.

Nancy, den 5. Jan. 1871.

Gnädiges Fräulein!

Meine Frau hat mir gestattet, Ihnen an ihrer Stelle für den freundlichen Neujahrsgruß zu danken, welchen Sie an dieselbe gerichtet haben. Gerta ist Ihnen dankbar für die verwandtschaftlichen Gefühle, die Sie in so hervorragender Weise an den Tag legen. Aber ich, im Unterschiede von meiner Frau, möchte Sie bitten, diese Gefühle in Ausdrücke zu kleiden, die weniger beleidigend für uns sind. Meine Frau, in ihrer großen Herzensgüte, überfieht gern das Böshafte, ich aber habe das Recht und die Pflicht, Gerta vor Menschen zu schützen, welche sie kränken. Mir thut es sehr leid, daß Sie auch zu denselben gehören.

Und nun gestatten Sie mir, Ihnen die Facten, welche Sie in so grausamer Art meiner Frau vorwerfen, etwas in das richtige Licht zu rücken. Meine Frau kann nicht mit mir „ausgeföhnt“ sein, da wir einander nie verfeindet waren; ich verehere und schätze sie heute mehr denn je und halte mich immer nur noch nicht des Glückes würdig, das sie mir durch ihre Hand verliehen.

Was nun meine Mutter anbelangt und die vorgefaßten Meinungen, welche sie beherrschen sollen, so bin ich überzeugt, sie würde Ihnen sehr wenig dankbar sein, wüßte sie, wie eifrig Sie sich in diese Dinge mischen. Sie sind Gerta's Cousine und dadurch auch meiner Familie näher getreten; es gibt aber so zarte und innige Beziehungen, welche Ihnen doch, trotz dieses Nähertretens, ein Geheimniß geblieben sind. Irrthümlich ist es aber, anzunehmen, daß meine Mutter Gerta „keine Tortur“ erspart hätte. Gerta fürchtet sich so wenig davor, in meiner Eltern Haus zurückzukehren, daß sie lange dort wäre, wenn ich nicht ein Beto eingelegt hätte. Was nun das „in die Spree gehen“ anbelangt, so ist das für Dienstmädchen und ihre Gesinnungsgenossen, Gerta ist zu vornehm dazu.

Daß Gerta's Mann „gut“ sein muß, um ihr „verzeihen“ zu haben, ist mehr, als meine Fassungskraft begreifen kann. Ihr war und ist ja nichts zu verzeihen, sie aber müßte übermenschlich gut sein, wollte sie Allen verzeihen, welche sie beleidigt haben; ich hoffe darum auch, sie thut es nicht.

Daß Frau vom Brandt meine Frau zurückgehalten hätte, Gerhard nachzureisen, ist eine jener Erfindungen, die nur beschränkter Niederträchtigkeit entspringen. Meine Frau ist hoffentlich groß genug, es Gerhard nicht nachzutragen, daß man seinen Namen dazu gebraucht hat, denn das würde mir leid thun, da Gerhard mein liebster Freund ist und während seines Aufenthaltes in Sorin sein Möglichstes gethan hat, auch meiner Frau Freund zu werden. So lange er in ihrer Nähe, hatte ich wenigstens die Sicherheit, daß ihr eine Stütze geblieben.

Und nun verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht so höflich schreiben konnte, wie man es sonst an junge Damen zu thun pflegt. Mir steht aber die junge Dame, welche Sie zu beschimpfen gewagt haben, so nah, daß ich nur bedauere, daß Sie kein Mann sind, um mir anderweitige Rechenschaft geben zu

können. Ich weiß nicht, in wie weit Ihre Frau Mutter um Ihren Brief wußte, — ich hoffe zur Ehre von Gerta's Tante und in Erinnerung an die schönen Stunden, die ich in ihrem Hause verbracht, — sie wußte gar nicht darum. Dann legen Sie ihr meine ergebensten Empfehlungen zu Füßen und gestatten Sie mir, mich zu zeichnen

Ihren ergebenen

Dr. Rolf Hardtlan.

Nancy, den 4. Jan. 1871.

Wie danke ich Dir, mein lieber Kolff, daß Du meine Noth erkennst und mir die Feder in die Hand drückst, die seit so langer Zeit mein einziger Weg zu Dir war. Als ich bei Tisch den Brief bekam, und Deine Handschrift erkannte, war ich so erschrocken, fast wäre ich unter den Tisch gefallen, und den ganzen Abend malte ich mir aus, was darin stehen könnte. Deine furchtbar ernststen Augen ließen mich das Schlimmste ahnen; ich dachte, Du wolltest mir sagen, Du könntest mich nicht mehr lieb haben und ich sollte fortgehen. Und nun bleibst Du besonders lange heute Abend, — war's um mich zu necken, weil Du meine Unruhe sahst? Das war doch ein bißchen grausam; denn mir wurde es heiß und kalt, und der Brief lag wie heißes Blei auf meiner Brust und brannte ein Loch in meine Tasche!

Und zu denken, daß ich in der vorigen Nacht mit klopfendem Herzen hinter den Eisblumen und den 15 Grad unter Null stand und wartete, wann in Deinem Zimmer das Licht gelöscht würde, und mein Hirn zermarterte, wie ich den Weg zu Deinem Herzen zurückfinden sollte, der mir verweht und verschneit schien! Ich kalt und stolz? O Kolff! Ich!! Woher nähme ich denn Stolz und Kälte in der zitternden Angst, mit der ich in Deine Augen sehe, die mir so streng vorkommen, als hätte das Leid und der Vorwurf darin Wohnung genommen für immer! Wie ein armer Sünder stehe ich vor Dir und Du nennst mich kalt und stolz! Ich merkte, daß Du keinen andern Blick mehr für mich hattest, als jenen vorwurfsvollen, der jedes Wort auf meinen Lippen zu Eis erstarrte. Und wir waren Beide recht feige und fürchteten, uns zu verbrennen. Du aber hast zuerst Muth und schreibst sogar den Namen. Fast wäre mir der Brief aus der Hand gefallen vor Schrecken! Dann aber kam eine solche Freude in mein Herz, daß Du furchtlos in die Flamme gegriffen! O nicht wahr, nun ist dieses Schweigen gebrochen, und ich darf Dir sogar beichten und Du wirst mich freisprechen; dann erst kann ich

gesund werden! Habe doch keine Angst vor dem Fremden, das sich zwischen uns gedrängt hat; wenn Du es ansiehst, so ist es nicht mehr da.

Immer wieder lese ich Deinen Brief, und immer heller wird es um mich. Du würdest nicht über meine Kälte klagen, wenn Du mich gar nicht mehr lieb hättest! Also nach Deinem Zimmer erkundigte ich mich nicht? Wofür hatte ich denn Augen? Und ein Lächeln verlangst Du, wenn Du mich so streng ansiehst! Aber bitte, so sieh doch einmal in den Spiegel, ob Du lächeln würdest, wenn Dich Einer so ansähe und der Eine noch dazu derjenige ist, von dem Deine Lebensmöglichkeit abhängt!

Wenn ich mich nun rächte und diesen Brief auch der Feldpost anvertraute, anstatt ihn Dir ganz früh zu schicken und Deinen quälenden Gedanken ein Ende zu machen! Siehst Du, Du mußt mir es viel öfter sagen, daß Du mich lieb hast, als Du es vielleicht je gethan hättest, damit ich es auch wirklich glaube. Und wenn Du alle Tage zehnmal sagst: Ich verzeihe Dir! dann werde ich doch noch am Abend wieder anfangen, mich zu quälen mit dem, was ich Dir gethan und zu fürchten, daß Du wieder Gespenster sehen wirst!

Du hast nämlich noch keine Vorstellung davon, was meine Nächte waren die letzten Monate. Ich glaube, ich kann überhaupt gar nicht mehr schlafen, wenn ich auch noch so müde bin. Du mußt mich lehren, mich nicht mehr zu ängstigen. Ich wollte Dir an den Augen absehen, wie Du mich haben wolltest. Wenn ich Dir nicht recht so war, dann klage Deine Augen an!

Deine Melusine.

Den 5. Januar 1871.

Wenn Du mir so lieb schreibst, Gerta, begehst Du eigentlich ein Verbrechen, von dem alle guten Christen täglich Gott bitten, verschont zu werden. Du führst mich ganz einfach in Versuchung! Und ich hatte Dir doch versprochen, Dir nie ein Wort von Liebe zu sagen! Aber wie soll ich das recht halten, wenn Du mir solche Erklärungen machst? Ich wüßte nur eine Art, mich zu retten vor dem drohenden Eidbruch: Du mußt mich meines heiligen Versprechens entbinden und mich in höchst eigener Person ersuchen, Dir einmal eine ganz kleine Liebeserklärung zu machen. Dazu eignet sich nun Dein kleiner Salon sehr wenig; wie wäre es, wenn Du einmal zu mir kämest? Ich habe mir die Sache, so weit meine mangelnde Phantasie reicht, folgen-

dermaßen ausgedacht. Du gehst mit mir, wie gewöhnlich, nach dem Frühstück spazieren und darauf, anstatt daß ich Dich nach Hause bringe, begleitest Du mich einmal auf mein Zimmer; es lohnt sich die Mühe des Treppensteigens, die Aussicht ist recht hübsch. Vielleicht genügt Dir, in Anbetracht meines immer noch etwas steifen Knieses, auch dies Treppensteigen und Du verzichtest auf den üblichen Spaziergang. Dann könnten wir ein Paar Stunden mit einander plaudern, ohne von Deiner Duenna controllirt zu werden. Verzeih die Realistik meiner Worte, Du glaubtest gewiß, ich würde Dir aus dem siebenten Himmel antworten oder in Versen mein Glück besingen. Statt dessen klebt mein niedriger Männerfynn an den kleinen Neben-umständen unserer irdischen Laufbahn. Ich denke mir aus, wie Du in dieses Zimmer trittst, wie Du in meinem Koffer kramst, in meinen Papieren suchst, daß diese gewöhnlichen Spiegel Dein liebliches Bild auffaugen werden, daß all' die Gegenstände, welche täglich durch meine Finger gleiten, vielleicht von Dir berührt werden können, und zu allerlezt denke ich mir aus, was ich Dir wohl sagen werde, wenn ich Dir überhaupt erst etwas sagen darf! Darüber

versinke ich denn in so tiefes Brüten, daß mir Ort und Zeit schwindet, bis mein Bursche nebenan so laut schnarcht, wie es sich für einen Vaterlandsvertheidiger geziemt. Ich harre Deiner Erlaubniß, um Dir zu sagen, worüber ich nachdenke.

R o l f f.

Nancy, den 7. Jan. 1871.

Immer wieder nehmen wir zur Feder unsere Zuflucht, mein lieber Kolff, wie die Blinden, wenn sie geheilt werden, immer zuerst die Augen schließen, um die Gegenstände zu erkennen, oder eine Beschäftigung wieder aufnehmen zu können. Sage mir, warum schlug mir das Herz so ängstlich, als ich Dein Zimmer betrat und ich habe doch so gern Dein Zimmer bewohnt in Sorin, und gemeint, nur da gehöre ich hin? Kannst Du das begreifen? Und ich wäre gern viel, viel länger geblieben, wenn ich's nur gewagt hätte. Vielleicht, hättest Du das Bärenfell gehabt und die Bücher? Nein, auch dann nicht. Auch dann wäre mir's so bange gewesen. Bitte, Kolff, sprich einmal mit mir von der Geschichte und nenne Gerhard, wenn Du kannst; siehst Du, nun hab ich's geschrieben, und das Papier ist nicht verbrannt. Bitte, sprich einmal davon;

Du wirst sehen, es wird uns Beiden Ruhe bringen. Dann werde ich mich auch vor Deinem Zimmer nicht fürchten. Dein Schweigen macht mich ganz krank. Du mußt mir doch den Schlaf wieder schenken, der mir so ganz abhanden gekommen ist. Es ist kein Wunder, daß ich so garstig geworden bin und daß die Augen so tief im Kopf liegen. Sie schließen sich Nächte lang nicht. Ich fürchte, Du sagst mir kein liebes Wort, — nicht weil Du nicht willst, sondern weil Du nicht kannst. Die Liebe ist todt in Dir und wird nicht wieder lebendig, und wir müssen so durch's Leben gehen, immer von dem Gefühl verfolgt, wie glücklich wir hätten sein können! — O Kolff! Kolff! Ich möchte mich vor Dir zu Dir flüchten und meine, es dürfe doch nicht Alles vorbei sein! Es war ja nur ein Schatten, keine Wirklichkeit! Versuche doch einmal, danach zu greifen; Du wirst sehen, daß es in Nichts zerfließt. Laß mich nicht so wieder fort von Dir; wir haben nur noch 4 Tage, und wie soll ich Dir Lebewohl sagen mit dem Gefühl, als wäre von dem Berge zwischen uns kein Sandkorn entfernt. Was muß ich denn thun? Immer, wenn Du mir so schöne Gelegenheit gibst, Dir näher zu kommen,

dann fürchte ich mich vor Dir. Könntest Du nicht einmal heftig gegen mich werden und mir alle die Vorwürfe machen, die Du nie ausgesprochen hast? Ich glaube, dann fürchtete ich mich nicht mehr so. Dann wäre der Sturm niedergegangen, den ich ahne, und dann würde es hell werden. Wenn Du mich nicht mehr lieb haben kannst, so kannst Du doch vielleicht zornig werden; es wäre anders als diese eisige Ruhe. Du hast doch das Leben auf die Schultern nehmen wollen, so wie es ist, Du hattest so großen Muth! Ist Dir's leid geworden? Sage mir's, und ich verschwinde gleich und bin für Dich nie gewesen! Nicht wahr, ich komme Dir nicht mehr lebenswerth vor? Du hast Dich in mir getäuscht. Ich bin die Gerta nicht, an die Du immer gedacht hast? Warum habe ich Dir nicht täglich geschrieben? Dann kenntest Du mich jetzt besser. Soll ich fortgehen? Soll ich für Dich nicht mehr sein? Ohne ein Wort der Klage werde ich mein Schicksal ertragen. Nur löse den Bann, der uns gefangen hält.

Aber einmal sage zu mir: „Ich habe Dich lieb gehabt!“ Damit ich das Wort doch gehört habe und mitnehmen kann in's lebendige Grab, und davon zehren mein ganzes Leben. Siehst Du,

ich will mich Dir nicht aufdrängen, ich will nicht eine Last auf Deinen Armen sein. Und wenn ich ein zweites Mal fort bin, dann wird mich Keiner mehr finden. O Kolff! Kolff! Wie glücklich hätten wir sein können, ohne diesen Krieg, der uns auseinandergerissen, so daß wir uns gar nicht mehr finden können: Ich sah, Du warst enttäuscht, als ich ängstlich Dein Zimmer betrat. Aber mir stieg die Frage auf: „Kann es einen Einlaß geben, wenn diese Paradiesespforte sich einmal geschlossen hat?“ Ich hatte Angst, etwas Ungehöriges zu thun, daß Dir mißfallen könnte und Dir von Neuem das bittere Gefühl geben, daß Du an mich gekettet bist. Gott sei Dank hat man wenigstens die Feder und kann schreiben, was man nicht zu sagen wagt. Du verlangst zu viel von mir; Du verlangst, ich soll die Scheu überwinden, und Dir entgegenkommen, wenn ich doch gar nicht weiß, wie Du mich aufnehmen wirst!

Gerta.

Den 8. Jan. 1871.

Du machst es mir sehr schwer, Gerta, Dir überhaupt ein liebes Wort zu sagen, wenn Du so entsetzt, wie ein geſcheuchtes Wild, Dich bei mir umsiehst und aus Furcht, ich könnte etwas Dir Zuwidres ſagen, über die unbedeutendſten Kleinigkeiten redest. Ich habe es auch vollkommen aufgegeben, mich je mit Dir zu verſtändigen, wenigſtens jetzt, vor meiner Abreiſe ſcheint mir keine Hoffnung dazu vorhanden. Darum bitte ich Dich auch nicht, heute zu mir zu kommen, obgleich ich Dich auf dieſe Art gar nicht ſehe; mir iſt nämlich nicht wohl, das Knie ſchmerzt und der Sicherheit wegen bleibe ich auf dem Sofa liegen. In Briefen biſt Du immer von krankhafter Demuth, in der perſönlichen Erſcheinung aber genau ſo abweiſend, wie ſchriftlich entgegenkommend. Das liegt gewiß daran, daß meine Perſönlichkeit Dir ſo unſympathiſch iſt. Du

bist demüthig im Princip, zu der Fiction eines Gatten; steht die Realität vor Dir, gerade dieser Mann, der Dein Gatte ist, kannst Du den Widerwillen nicht bezwingen. Gewiß will ich das an Dir ehren. Du kannst ja nicht dafür, wenn Deine instinktive Natur stärker ist als Dein Geist, der sich abmartert, sie zu bezwingen. Aber wenn ich Dich auch verstehe und Dir das Recht Deiner Natur einräume, so bleibt es darum für mich nicht weniger schmerzhaft, und ich bereue von Herzen, daß ich Dich zu diesem Zusammensein zwang. Vielleicht mußte erst die Zeit in Dir etwas heilen, was ich zu un-
zart bin, um heilen zu können, ich war vermessen, als ich meinte, den Kampf mit Deinen Phantasiegebilden ausfechten zu können.

R o l f f.

Nancy, den 11. Jan. 1871.

Meine theuerste Beschüzerin!

Sie haben so viele schwere Stunden mit mir getheilt, daß ich mir Vorwürfe mache für jede Stunde des Glücks, die Sie nicht miterleben! Aber nun sehe ich, daß es viel, viel schwerer ist, das Glück zu erzählen, als das Leid, weil es doch eigentlich viel größer ist. Das Leid kann man ertragen, aber das Glück ist zu überwältigend und macht fassungslos und ist so blendend hell, daß man taumelt und meint, man sei ein ganz anderer Mensch geworden. Es waren angstvolle Tage. Aber die habe ich schon ganz vergessen; denn jetzt enthält jede Minute mehr als vorher ein ganzer Tag. Wir waren so dumm und unbeholfen! Wir mußten uns erst schreiben, bevor wir uns finden konnten! Jeder fürchtete, sich zu verbrennen, anstatt recht

beherzt die Flamme zu zerdrücken. Doch nun ist es vorbei, vorbei! Ich bin die glücklichste Frau auf Erden, und mein Kolff ist auch glücklich! Er opfert sich gar nicht, sondern hat mich noch so lieb, wie am ersten Tag, nein, noch viel lieber. Und ich muß immer mein Herz festhalten, damit es mir nicht springt! Mein letzter Brief an ihn war sehr traurig, und ich wartete zitternd auf die Antwort. Die war aber ganz anders, als ich dachte. Plötzlich stand er vor mir und breitete die Arme aus. Und ich flog hinein und da bin ich noch und gedenke auch, da zu bleiben. Wenn der Rhein zugeht, dann kommen langsam Schollen auf Schollen und thürmen sich wie für die Ewigkeit. Und da starrt das Eis felsenfest, daß Kanonen darüber fahren könnten. Dann kommt ein einziger warmer Wind, und krach: setzt sich die ganze Eismasse in Bewegung und ist fort wie ein Traum, statt dessen aber Hochwasser, das schrankenlos Alles überfluthet.

Er schreibt eben seinen Eltern, dadurch fand ich Zeit, zu diesem Briefe an mein Seelenmütterchen; er stört mich aber fortwährend und behauptet, ich störe ihn. Ein ungerechterer Vorwurf ist noch nie gemacht worden. So sind die Männer, weil

sie die stärkeren sind! Eben warnt er mich, er sei gleich fertig, und ich dürfe keinen Strich mehr machen, nach ihm! Solch' ein Tyrann!

Nicht wahr, ich darf's Ihnen doch sagen, daß ich so glücklich bin, ohne Ihnen wehe zu thun? Sie, Sie ganz allein haben es gebaut! ewigen, heißen Dank dafür! Sie haben erst ein Lebewesen aus der kleinen Moluske gemacht! Kolff weiß es auch recht gut und dankt Ihnen von Herzensgrund! Jedes Ihrer kostbaren Worte wird für mein ganzes Leben in mir nachzittern und mich zu einer rechten Frau machen.

Uebermorgen bin ich schon wieder auf dem Wege nach Köln: Sie werden mich lehren, die Trennung zu ertragen. Jetzt weiß ich noch nicht, wie ich das anfangen soll.

Da, nun ist er fertig und nimmt mir die Feder aus der Hand und hält mir die Augen zu!

Ihre Gerta.

Nancy, den 13. Jan. 1871.

Nur einige Zeilen, meine Gerta, ehe ich weiter noch von Dir entfernt bin, muß ich Dir nachsenden aus dem Zimmer, das all' mein Glück erlebt, und in welches ich eben traurig zurückkehrte, nachdem ich Dich habe der Heimath zufahren sehen. Gott gebe, daß ich Dir bald folgen kann! Hier spricht noch Alles von Dir, und wenn ich nur einen Augenblick träume, bist Du wieder neben mir und legst den Arm ganz leise um meine Schulter, wie damals, als ich Dir geschrieben und doch die Secunden zählte bis zu Deinem Kommen. Hätte ich es nur eher gewußt, daß mein Verzweifeln Dir Muth gab, — wie viele süße Tage eher hätten wir uns gefunden! Und doch bedaure ich nicht die Kürze meines Glücksausches, schon so war er länger, als ich ihn verdient. Und nun lebe wohl, Du mein kleines Weib, das ich nicht mehr zu verlieren fürchte!

Dein K o l f f.

Köln, den 16. Jan. 1871.

Mein geliebter Kolff!

Noch kann ich es gar nicht begreifen, daß das Gerta ist, die hier in Köln in dem kleinen Stübchen sitzt, in dem so viele heiße Kämpfe ausgefochten worden sind. Denn Deine Gerta ist bei Dir! die ist gar nicht hier angekommen. O Kolff! Welten habe ich erlebt durch Dich, bei Dir, und nun ist mir keine vorhergegangene Schmerzensstunde leid. Denn ich hatte noch keine Seele; die mußte erst geboren werden, bevor sie Dir gehören konnte! Mein Herr und mein Meister! Was in mir ist, das ist Dein! Zu Deiner Ehre will ich leben, und glücklich will ich Dich machen, da Du gesagt hast, daß ich es kann! Nicht wahr, Du irrst Dich nicht? Ich kann es wirklich?

Weißt Du, welches Wort von Dir mich in den Himmel gehoben und zugleich zu Deinen Füßen

niedergeworfen hat? Das war, wie Du mit meinen Haaren spieltest und mir auf einmal sagtest: „Ich würde nie nach dem Jungbrunnen forschen. Mein Vertrauen zu meiner Melusine ist tief wie der Meeresgrund und nicht zu erschüttern!“ Siehst Du, Kolff, es war, als streiftest Du mir das härene Büßergewand herunter und als machtest Du mich mir selber wieder werth, nachdem ich mich verachtet! O Kolff! Wie bist Du groß und gut! Deine Liebe ist der Jungbrunnen, aus dem ich ewig neu und ewig fröhlich hervorgehen werde! — Das war die Liebe, die unverstandene, unerkannte große Liebe, von der ich keine Ahnung hatte und der ich mich sehrend entgegenstreckte! Was kann ich thun, um Dich alles Leid vergessen zu machen! Wie soll ich's anfangen, Alles das Dir zu ersetzen, was mein kindischer Unverstand Dir vorenthielt! Sage mir doch, wie ich Dich froh machen kann, so froh, daß Dir alles Leid dagegen klein erscheint? Wie viele Male darf ich schreiben: Ich habe Dich lieb, ohne es zu viel zu sagen?

Wie schade, daß ich nicht noch einmal mit Dir vor den Altar treten kann und ein anderes Ja sagen als das, was mir unbewußt von den Lippen

kam, wie eine Form. O Kolff! mein Kolff!
Mein Geliebter, mein Alles auf der großen, kalten
Welt! Welch' ungeheuern Inhalt hat dies kleine
Ja, das man so unwissend spricht! Es enthält
ja die ganze Welt und begreift das ganze Leben,
dies kleine, kurze Wort! Aber jetzt, in dieser
Stunde ist mein Herz der Altar, an dem ich Dir
auf's Neue ewige Treue schwöre, Dir, dem Er-
probten und Bewährten, der allezeit geduldig
getragen hat, was ein unwissendes, thörichtes
Kind ihn leiden machte! Auf die Kniee falle ich
und bitte Gott, meine schwere Buße gnädig auf-
nehmen zu wollen und mich nicht mehr heimzu-
suchen, sondern zu begreifen, wie thöricht ich war;
und dann kann ich nicht aufhören, ihm zu danken,
daß er Dich so groß und gut gemacht! — Wenn
ich jetzt Deine Briefe wieder lese, so erschüttern
sie mich bis in den Grund meiner Seele! So
konntest Du schreiben, als Dir fast das Herz brach!
Und ich verstand es nicht einmal! Ich riß mit
kindischen Händen an dem heiligsten Gut auf
Erden, eines edlen Mannes Herz! O Kolff! Kolff!
Was ist die Reue der letzten Monate gegen die
Reue, die ich heute fühle! Alle die Rebelschleier,

die ich ahnte und nicht begreifen konnte, sind gefallen, und ich stehe im großen warmen Lichte wie eine der thörichten Jungfrauen, die ihr Lämpchen verlöschen ließ. Verzeih mir! Ach verzeih mir! Ich werde nie vergessen, wie Du mich getragen hast und mit Deiner großen Langmuth und Selbstverleugnung den Sieg errungen hast über mein thöricht Herz! Immer werde ich mich beugen unter Deine Hand und mich gerne führen lassen! Denn Deine Kraft hat dem Außersten getrozt und Dein Muth war größer als Todesqual! Ich werde bald stärker werden und nicht mehr so furchtbar weinen, wenn Du mir von Deinen Leiden erzählst. Ich will es hören, auch wenn es mir das Herz zerreißt. Wenn ich es nur aus der Brust nehmen könnte und Dir es schicken! Es ist ja doch nicht hier! — O die armen, armen Menschen, die der lange Krieg getrennt hat! Wieviel bitteres Herzeleid mag in jedem Hause und Herzen wohnen, von dem Keiner weiß!

Jetzt weiß ich auch, was Beten ist. Beten ist gestammelter Dank, der hinausströmt wie ein lang gehaltener Orgelton, in endlosen Schwingungen und ewig sich fortsetzendem Echo, bis er die

Sphären erreicht. Vielleicht steigt er an Kraft auf seinem Wege; denn das Menschenherz reicht nicht hin, ihn ausklingen zu lassen. Auf den Knieen möchte ich liegen Tag und Nacht und weiter nichts sagen als: „Lieber Gott! ich bin so glücklich! Lieber Gott! ich bin so glücklich! Mache Du alle kranken Herzen gesund, wie Du Meines geheilt hast, lieber, lieber Gott! Und schenke uns Frieden!“

Wenn wir ein Stück Geschichte haben schreiben helfen, so ist es mit vieler Herzblut geschrieben, wo der Tod oder Leichtfinn, oder Unverstand auf ewig getrennt hat, was zusammengehörte, weil nicht Alle Seelengröße genug haben, zu verzeihen und heldenmüthig zu tragen. Und die Tragenden sind weit größere Helden, als die im Rausche siegreicher Schlacht gefallen sind! Darum soll ihnen als Lorbeer das höchste Erdenglück beschieden sein! O Kolff! meine Seele, mein Anker! mein Held! Wie kann ich Dich glücklich machen!

Für's ganze lange Leben

Deine Gerta.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

VERIFICAT
2017

BIBLIOTECA
CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
BUCUREȘTI

VERIFICAT
2007

Verlag von Emil Strauß, Bonn.

Von

Carmen Sylva

erschienen im gleichen Verlage nachstehende Werke:

Vom Amboss. Kl. 8^o. 1890. Geb. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Deficit. Roman. Kl. 8^o. 1890. Gebestet M. 6.—. Gebunden M. 7.—.

Rumänische Dichtungen. Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. 3. Auflage. Kl. 8^o. 1889. Gebestet M. 5.—. Gebunden M. 6.—.

Frauenmut. Dramen. Kl. 8^o. 1890. Geb. M. 6.—. Geb. M. 7.50. Neue wohlfeile Ausgabe u. d. Titel: Ultranda u. Andere dramatische Dichtungen. Geb. M. 2.—.

Handwerkerlieder. Klein 8^o. 1891. Geb. M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Heimat! Gedichte. Klein 8^o. 1891. Geb. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Jehovah. 2. Auflage. Kl. 8^o. Gebestet M. 3.—. Geb. M. 4.—.

Islandfischer. Nach dem Französischen von Pierre Loti übersetzt. 8. Auflage. Kl. 8^o. 1902. Gebestet M. 5.—. Gebunden M. 6.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Gebestet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Aus Carmen Sylva's Königreich. I. Teil: Pelesch-Märchen. 4. Auflage. Kl. 8^o. 1899. Geb. M. 5.—. Geb. M. 6.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Gebestet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Aus Carmen Sylva's Königreich. II. Teil. Durch die Jahrhunderte. 2. Auflage. Kl. 8^o. 1887. Gebestet M. 5.—. Gebunden M. 6.—.

Meister Manole. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Kl. 8^o. 1892. Gebestet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Meerlieder. Kl. 8^o. 1891. Gebestet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Pelesch im Dienst. Ein sehr langes Märchen für den Prinzen Heinrich XXXII. von Ruß. Kl. 8^o. 1888. Elegant gebunden in Goldschnitt M. 3.—.

Der Rhapsode der Dimbovitza. Lieder aus dem Dimbovitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen. Kl. 8°. 1889. Geb. M. 6.—. Geb. M. 7.50.

Seelengespräche. Kl. 8°. 1900. Gebunden M. 3.—.

Stürme. Novellen in Versen. 4. Auflage. Kl. 8°. 1903. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 6.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Chau. Neue Gedichte. Kl. 8°. 1900. Gebunden M. 3.—.

Astra. Roman von Dito und Idem (Carmen Sylva und Mite Kremnitz). 5. Auflage. Kl. 8°. 1901. Geheftet M. 6.—. Geb. M. 7.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Aus zwei Welten. Roman von Dito und Idem. 6. und 7. Auflage. Kl. 8°. 1901. Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 7.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Anna Boleyn. Historisches Trauerspiel von Dito und Idem. Kl. 8°. 1886. Geheftet M. 2.—.

Feldpost. Roman von Dito und Idem. 4. Auflage. Kl. 8°. 1903. Geb. M. 6.—. Geb. M. 7.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geb. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

In der Irre. Novellen von Dito und Idem. 4. Aufl. Kl. 8°. 1901. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 6.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Rache und andere Novellen. Von Dito und Idem. 3. Auflage. Kl. 8°. 1901. Geheftet M. 5. Gebunden M. 6.—. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Märchen einer Königin. Von Carmen Sylva. Kl. 8°. 1901. Gebunden M. 5.

Carmen Sylva Werke. Auswahl. 8 Bde. in eleg. Lbnd. in Leinenkapsel M. 24.—. Inhalt der 8 Bde.: Aus zwei Welten. — Astra. — Feldpost. — In der Irre. — Islandfischer. — Pelesch-Märchen. — Rache. — Stürme.

